

S A R F A T T I

MUSSOLINI

LEBENS GESCHICHTE

ALLE RECHTE VORBEHALTEN

DRUCK VON HESSE & BECKER / LEIPZIG



Kingman

MUSSOLINI

LEBENSGESCHICHTE

NACH AUTOBIOGRAPHISCHEN UNTERLAGEN

VON

MARGHERITA G. SARFATTI

*

EINZIG AUTORISIERTE DEUTSCHE AUSGABE

HERAUSGEGEBEN VON

ALFRED M. BALTE

◆

MIT ZAHLREICHEN, GRÖSSTENTEILS UNVERÖFFENTLICHTEN
PHOTOS UND AUTOGRAPHIEN



PAUL LIST VERLAG LEIPZIG

EINLEITUNG DES HERAUSGEBERS

Unser Zeitalter ist nicht sehr reich an bedeutenden Persönlichkeiten; dünn gesät sind die Männer, deren Wille einem ganzen Volk den Stempel der eigenen Persönlichkeit aufzuprägen vermochte.

Einer von diesen wenigen ist Benito Mussolini.

Seine Revolution, die – im Gegensatz zur bolschewistischen Revolution seines grossen, ihm in vielem so ähnlichen Antagonisten Lenin – nicht gegen die Monarchie gerichtet war, sondern im Gegenteil die Monarchie als den äusseren sichtbaren Ausdruck des Staatsgedankens stärken wollte, – seine Revolution hat sich heute zu einem Regierungssystem kristallisiert, an dessen Spitze der Revolutionär selbst steht.

Der Sohn des Schmiedes lenkt heute als oberster Regierender die Geschicke seines Landes.

Man kann dem Politiker Mussolini gegenüberstehen, wie man will: der Aufstieg des Menschen Mussolini nötigt auch dem Gegner Achtung, ja Bewunderung ab. Und, noch ein anderes ist bewunderungswürdig: das ist die heisse, fast dämonische Liebe zum Vaterland, die diesen Mann erfüllt. Je mehr wir selbst unser Vaterland lieben, umso eher werden wir diese Liebe beim anderen zu achten und zu ehren wissen.

„Die wahre Liberalität ist Anerkennung“: diese Worte Goethes leiteten den Herausgeber bei der Veröffentlichung dieses Buches. Es galt, dem deutschen Volke einen bemerkenswerten Mann unserer Zeit zu zeigen, einen Mann, der, aus dem Volke hervorgegangen, von unbeugsamem Willen erfüllt, sich alle Bildung selbst vermittelte, der aus der Tiefe zur Höhe stieg, und dessen grandioser Arbeits- und Herrschaftswille sich verbissen auf das eine Ziel richtet: das Vaterland gross zu machen.

Das Leben dieses Mannes ist wert, als ein menschliches Dokument unserer Zeit studiert zu werden.

Daneben interessiert uns aber auch noch der andere Mussolini, nicht der Werdende, dessen Lebensgang wir mit Bewunderung in diesem Buche verfolgen, sondern der schon Gewordene; das ist der Ministerpräsident und Präsident des Staatsrates, Mussolini, der Leiter der Aussenpolitik des heutigen Italiens. Diesen Mann genau kennen-zulernen, ist eine politische Notwendigkeit.

Es wäre unklug, Menschen, die uns vielleicht antagonistisch gegenüberstehen, einfach zu negieren. Der Faschismus ist in Italien heute eine politische Macht, diktiert das aussenpolitische Verhalten Italiens ebensosehr wie die innere Politik, und ist ein neues Instrument im Konzert der Völker. Wer die aussenpolitischen Erscheinungen richtig beurteilen will, muss also die Mentalität des Faschismus und seines Führers genau kennen. Diese Kenntnis kann unser Buch wie kein anderes vermitteln, denn jede Zeile darin ist von Mussolini gutgeheissen und kann als seine persönliche Meinungsäusserung gelten.

Es wäre für den Herausgeber ein leichtes gewesen, die in diesem Buche manchmal auftauchenden antideutschen Äusserungen Mussolinis und seiner Biographin zu tilgen; aber er wollte die Tatsachen nicht fälschen, nicht einmal sie retuschieren. Es heisst hier klar sehen: Wie steht es mit Italien? Wie steht Italien zu Deutschland? Wie spiegelt sich Deutschland in den führenden Köpfen des Faschismus? Denn sollten wir wirklich Mussolini als einen Gegner betrachten müssen, so wäre es von grösster Bedeutung, die Wesensart und Gesinnung dieses Gegners und seiner Partei bis ins kleinste zu kennen, um sie umso wirksamer zurückweisen zu können, wo es nötig ist.

Allerdings: wenn man dieses Buch liest und sieht, wie Mussolini die bestimmenden geistigen Einflüsse seines Lebens Deutschen verdankt, wie er sich an Schopenhauer, Karl Marx, Nietzsche, Stirner bildet, wie er Schiller liebt, Platen bewundert, Klopstock studiert und auslegt, „Kritische Studien über die deutsche Literatur“ schreibt – und trotzdem in der Kriegszeit von den „Barbaren des Nordens“ sprechen kann, die Rom zerstörten und es wiederum bedrohen könnten – dann hat man oft den Eindruck, als ob es sich dabei um so etwas wie eine verdrängte Liebe handele, und man ist versucht, auf Mussolini seine eigenen Worte anzuwenden, die er einst den ihn schmähenden Sozialisten entgegenrief: „Ihr hasst mich, weil ihr mich noch immer liebt.“

Mussolini ist eben ein Mensch der Widersprüche. Er spricht vom

Christentum, das Rom zerstörte, mit einem Beigeschmack des Hasses, aber er stützt die katholische Kirche, weil sie, von Rom ausgehend, die Welt beherrscht. Als solches Zeichen der „weltbeherrschenden Macht Roms“ ist sie ihm lieb. – Er verlangt vom Italiener, durchaus Italiener und national zu sein, nennt jeden einen Schurken, der seine Italianität verleugnet, aber er will gleichzeitig aus den Südtirolern Italiener machen, ohne ihre deutsche Nationalität zu achten. Die Achtung, die er der Italianität zollt, will er anderen Nationalitäten nicht erweisen, denn aus Italien, dem Lande, wo die Nachkommen der Römer und Griechen, der Spanier, Araber, Juden, Schweizer, Normannen und Deutschen wohnen, soll gewaltsam ein homogenes Reich gemacht werden, in dem jeder Staatsangehörige Vollblutitaliener ist.

Es ist selbstverständlich, dass der Herausgeber manche Äusserungen in diesem Buche zurückweist. Aber er liess sie an den wenigen Stellen, wo sie geäussert werden, stehen, um, wie gesagt, nichts zu fälschen, und um auch zu zeigen, wie wenig der Faschismus von Deutschland weiss, von jenem Deutschland, das wir kennen, das sich ohne die Diktatur einer Partei oder eines Einzelnen, allein durch die Zusammenarbeit seines Volkes, friedlich, ohne drohende Worte, in harter Arbeit schneller als alle anderen aus dem Chaos der Nachkriegszeit wieder erhob, das nicht nur seine Wirtschaft in Ordnung brachte, nicht nur dank der Opferwilligkeit des Volkes seine Valuta wieder zu einer der besten machte, sondern auch in geistiger Bedeutung wieder den alten Platz einzunehmen vermochte.

Wir wissen, wie sich die Dinge in Wahrheit verhalten; verschliessen wir uns also auch nicht der Erkenntnis, wie die Dinge drüben, in Italien, gesehen werden. Wenn die Beziehungen zwischen diesen beiden Ländern freundschaftliche werden sollen, kann das nur geschehen, indem man alles ganz klar sieht.

Übergriffe des Faschismus wird Deutschland stets zurückzuweisen wissen. Aber als wahre Europäer, als wirkliche Geistesmenschen, besitzen wir Deutschen die Gerechtigkeit und Untvoreingenommenheit, den Mann Mussolini, dessen Aufstieg wir bewundern, dessen Vaterlandsliebe unserer Jugend ein Beispiel sein kann, als bedeutende Persönlichkeit unserer etwas grauen Zeit mit Teilnahme anzuerkennen.

Prien am Chiemsee, im Oktober 1926 Alfred M. Balte

Margherita G. Sarfatti, die Biographin Mussolinis, ist geborene Venezianerin. Ganz im Gegensatz zur Tradition ihrer Familie war sie schon mit fünfzehn Jahren eifrige Sozialistin und arbeitete in der Partei mit Schrift und Wort. Sie trat dabei Mussolini näher und wurde später Redakteurin am „Avanti“, wo sie Seite an Seite mit Mussolini arbeitete, und nachher auch an der von Mussolini begründeten kleinen sozialistischen Revue „Utopia“ mitwirkte. Als dann Mussolini die sozialistische Partei verliess, weil er die Teilnahme Italiens am Weltkrieg auf Seiten der Entente propagierte, trat auch Margherita Sarfatti aus der Partei aus und wurde Redakteurin an der von Mussolini neugegründeten interventionistischen Tageszeitung „Popolo d'Italia“. Den Faschismus machte sie von seinen Anfängen an mit. 1922 begründete sie zusammen mit Mussolini die Zeitschrift „Gerarchia“, deren Leiterin sie, unter Mitarbeit von Mussolini, noch heute (gemeint ist 1926) ist.

VORWORT VON MUSSOLINI

Zuvor ein Bekenntnis: Ich verabscheue alle diejenigen, die mich zum Gegenstand ihrer Schriften und ihrer Reden nehmen. Ob sie mich dabei gut oder schlecht behandeln, ist ohne Bedeutung, Ich verabscheue sie gleicherweise. Dieser Widerwille steigert sich noch, wenn man mich in solcher Weise der Öffentlichkeit darbietet – noch dazu einer so breiten Öffentlichkeit, wie es gerade hier der Fall ist; und er erreicht den Gipfel der Verzweiflung, wenn ich mich entschliessen muss, sogar selbst ein Vorwort dazu zu schreiben.

Mich selbst vorzustellen: das ist wohl die höchste Probe menschlichen Ertragsvermögens, die ich zur moralischen Erbauung meiner Nächsten bieten kann.

Ich habe manchmal über das groteske und erhabene Schicksal eines Mannes der Öffentlichkeit nachgedacht. Aber ich bin dabei zu keinem endgültigen Ergebnis gekommen – eben weil es sich um Schicksal handelt. Der Mann der Öffentlichkeit wird für die Öffentlichkeit geboren. Es handelt sich hier um ein Stigma, das ihn von Geburt an begleitet. Er ist moralisch gezeichnet. Man wird zur Öffentlichkeit geboren, so wie der eine eben als klug, und der andere als dumm zur Welt kommt. Niemals wird es gelingen, einen Mann in die Öffentlichkeit zu bringen, dem der Hang zur Häuslichkeit angeboren ist. Der Mann der Öffentlichkeit gleicht darin dem Dichter: Er wird mit jenem Fluch geboren. Und nie kann er sich davon befreien. Seine Tragödie durchläuft eine endlose Tonleiter: Sie geht vom Martyrium bis zur Autobiographie.

Mein Bekenntnis entspringt einer Laune. Ich habe mich mit meinem Schicksal als Mann der Öffentlichkeit durchaus abgefunden. Ja, zuweilen kommt es sogar vor, dass ich davon begeistert bin. Nicht etwa wegen der Befriedigung, welche die Öffentlichkeit mit sich bringt – die Zeit der Eitelkeit pflegt ja nur vom zwanzigsten bis zum fünfundzwanzigsten Jahr zu dauern – auch nicht wegen der Berühmtheit oder wegen des Ruhmes, auch nicht um der Büste willen, mit welcher der Mann der Öffentlichkeit auf dem Marktplatz seiner

Geburtsstadt endet, – nein, aber der Gedanke und die Erkenntnis nicht mehr sich selbst zu gehören, Eigentum aller zu sein, von allen geliebt, von allen gehasst – ein notwendiges Element für das Leben anderer zu sein –, das gibt mir eine Art himmlischer Trunkenheit, die an das Nirwana erinnert.

Und dann: gehört man allen, so gehört man niemand. Irgendjemand hat einmal gesagt, man könne die herbe und doch ruhespendende Freude der Zurückgezogenheit viel eher im Gedränge der Menge empfinden als in der Wüste.

In diesem Buche ist mein Leben. Zum mindesten jener Teil, den man kennen darf, denn jeder Mensch hat in seinem Dasein Geheimnisse und unerforschbare, dunkelbeschattete Winkel. Dieses hier zeigt mein Leben in der Reihenfolge der Ereignisse und in der Entwicklung der Ideen. Im Grunde ist mein Leben keine grosse Sache. Es enthält nichts Ausserordentliches, das die Phantasie reizen könnte. Keine glorreichen Kriege, keine Schöpfungen neuer Einrichtungen; es ist ein bewegtes Leben, gewiss, aber viel weniger interessant als z.B. das Leben des grossen englischen Forschers Savage.

Dieses Buch gefällt mir, denn es stellt mich, ungeachtet der Freundschaft und der Arbeits- und Ideengemeinschaft, in die richtige Beziehung zur Zeit, zum Raum und zu den Ereignissen. Vielleicht wird die Zukunft diese Verhältnisse ändern: vermindern oder erhöhen. Aber das zu untersuchen ist Sache meines Biographen von morgen.

Mussolini

Prefazione

Prima, ^{capitare} ~~una~~ ~~parte~~. Io stesso ^{non sono a posto a la sott. mi} ~~ho~~ ~~scritto~~
Dove o mille ^{chi} ~~in~~ ~~epi~~ ~~che~~ ~~non~~ ~~importa~~. ^{quasi} ~~Li~~ ~~defini~~ - ~~Il~~ ~~giro~~
di questo, ^{corrente} ~~accanto~~, ^{le} ~~mi~~ ~~'o~~ ~~chiaro~~ ~~mi~~ ~~pubblici~~ ~~ed~~ ~~e~~
un ~~piu~~ ~~alto~~ ~~pubblici~~ - ~~com'e~~ ~~profondamente~~ - ~~il~~ ~~uso~~ ~~istruce~~ ;
raggiungi ~~piu~~ ~~le~~ ~~sette~~ ~~del~~ ~~passo~~ ~~sono~~, ^{quando} ~~mi~~ ~~avrete~~ ~~scoperto~~.
~~stipite~~ ~~un~~ ~~che~~ ~~di~~ ~~una~~ ~~di~~ ~~una~~, ~~che~~ ~~e~~ ~~una~~ ~~pubblici~~
Si ~~resta~~ ~~la~~ ~~qui~~ ~~ed~~ ~~prova~~ ~~di~~ ~~spartizione~~ ~~una~~ ~~una~~ ~~che~~ ~~io~~ ~~pen~~
sono ~~in~~ ~~la~~ ~~spartizione~~ ~~una~~ ~~una~~ ~~che~~ ~~io~~ ~~pen~~
~~il~~ ~~pubblico~~ ~~ordine~~, ~~che~~ ~~del~~ ~~uomo~~ ~~pubblico~~ ! ~~Si~~ ~~una~~ ~~si~~
~~appartiene~~ ~~per~~ = ~~il~~ ~~pubblico~~. ~~Appartiene~~ ~~alla~~ ~~setta~~ ~~che~~ ~~un~~ ~~1920~~
arrivat ~~a~~ ~~conclusioni~~ ~~di~~ ~~parte~~, ~~appart~~ ~~pubblici~~ ~~haberi~~ ~~di~~ ~~ordine~~
di ~~uomo~~ ^{pubblici} ~~nessa~~ ~~pubblici~~ ~~è~~ ~~una~~ ~~spartizione~~ ~~che~~ ~~lo~~ ~~accanimento~~
sulle ~~veritate~~ ~~è~~ ~~un~~ ~~comitato~~ ~~morale~~ - ~~li~~ ~~una~~ ~~umani~~
pubblici, ~~come~~ ~~è~~ ~~una~~ ~~intelligenza~~ ~~o~~ ~~refinente~~ - ~~Nel~~ ~~per~~ ~~hinc~~ ~~una~~
riserba ~~a~~ ~~un~~ ~~ordine~~ ~~pubblico~~, ~~un~~ ~~uomo~~ ~~che~~ ~~abbia~~
kudang ~~l'alta~~ ~~domestica~~ - ~~l'uomo~~ ~~pubblico~~ ~~e~~ ~~come~~ ~~il~~ ~~pubblico~~
nessa ~~con~~ ~~quella~~ ~~o~~ ~~maldestro~~ ~~ordine~~. ~~Non~~ ~~le~~ ~~ne~~ ~~liberare~~ ~~piu~~
ha ~~per~~ ~~tipica~~ ~~ha~~ ~~un~~ ~~passione~~ ~~refinente~~ - ~~va~~ ~~del~~ ~~pubblico~~

Faksimile des Vorwortes von Mussolini

3

prese vibrare, un artefatto eccezionale, non negarsi
 di, ~~il~~ ~~mi~~ ~~si~~ ~~era~~ ~~una~~ ~~vita~~ ~~movimentata~~, ~~di~~, un
 meno artefatto di quella di larve, e quindi, il grande
 carattere inglese - ~~che~~ ~~che~~ ~~mi~~ ~~parlo~~, ~~perché~~ ~~mi~~
~~per~~ ~~ogni~~ ~~modo~~ ~~che~~ ~~mi~~ ~~parlo~~ ~~perché~~ ~~mi~~
~~proprio~~ ~~nel~~ ~~tempo~~, ~~nella~~ ~~figura~~ ~~e~~ ~~regia~~ ~~contro~~ ~~due~~
 dati, che l'arrivare allora ~~questo~~ ~~proprio~~ ~~il~~ ~~ritorno~~.
 le seguenti. Ma si è occupato di una legge di smarrimento

Minghetti

Unterschriften Mussolinis

Benito Mussolini

muratore Lugano

Als Maurer in Lugano

Als Ministerpräsident

INHALT

	Seite
Einleitung des Herausgebers	V
Vorwort von Mussolini	IX
Faksimile des Vorwortes	XI
I. Die Tragödie ohne Helden	1
II. Der „Klub“ des Dorfes	3
III. Die unruhige Flamme	7
IV. Die ersten Strafexpeditionen	15
V. Eine Rechtfertigung der Sprunghaftigkeit	20
VI. Gestalten und Einflüsse der Umgebung	23
VII. Berühmte und obskure Freunde	30
VIII. Roma Dea, Alma Roma Mater!	40
IX. Geistiger Aufstieg	45
X. Der Beginn	50
XI. Tage des Hungers	56
XII. Eine Lektion in elf Kapiteln	65
XIII. Weitere Lektionen	71
XIV. Im Umkreise des Samowars	75
XV. Einige Begegnungen	83
XVI. Schlechte Ostern	88
XVII. Der rote Rekrut	94
XVIII. Von Machiavelli und vom Wein	100
XIX. Stürme der Jugend	105
XX. Mussolini und Nietzsche	111
XXI. Im Trient des Cesare Battisti	117
XXII. Der Internationalismus und die Nation	126
XXIII. Der Klassenkampf	137
XXIV. Prozesse und Kämpfe	144
XXV. Der neue Leiter des „Avanti“	153
XXVI. Das Vorspiel zur Tragödie	160

INHALT

	Seite
XXVII. Mene, Tekel, Upharsin	168
XXVIII. Die seelische Krise	174
XXIX. Der einsame Mensch	178
XXX. Die Maitage	182
XXXI. In der grüngrauen Felduniform	189
XXXII. Auf den Schlachtfeldern	196
XXXIII. Der moralische Schützengraben	203
XXXIV. Der Sieg und das Nachher	212
XXXV. Die Redaktion des „Popolo d'Italia“	220
XXXVI. Die alte und die neue Redaktion	226
XXXVII. Der Fascio	230
XXXVIII. Die Tage von Fiume	235
XXXIX. Tatsachen und Vorstellungen	242
XL. Die rote Fahne	249
XLI. Giovinezza	258
XLII. Die neue Hierarchie	270
XLIII. Die römischen Stimmen	277
XLIV. Mussolini als Redner	285
XLV. Von den Barrikaden zur Herrschaft	289
XLVI. Die Ankunft in Rom	302
XLVII. Die Wiedergeburt des Führers	309
XLVIII. Die Persönlichkeit Mussolini	323

I

DIE TRAGÖDIE OHNE HELDEN

Kriege und Heldenverehrungen. – Der Triumph des Materialismus und der „Unbekannte Soldat“. – Kreml und Kapitol.

Jeder grosse Krieg pflegt im Allgemeinen ausser Trauer und Dunkelheit den Menschen wenigstens einen Helden zu schenken. Nur die kriegerische Sündflut der Jahre 1914 bis 1918 gebar keinen Helden. Alle Führer schienen den Ereignissen nicht gewachsen zu sein; statt sie zu leiten, wurden sie vielmehr von ihnen beherrscht.

Clemenceau und Lloyd George hatten die Leitung mehr in den Händen als die Strategen, und darin lag wohl auch ein Grund dafür, dass sich der Krieg in einem Schützengrabenkampf fortsetzte, der sich dann zu einem Massenbelagerungskampf auswuchs.

Wohl überdauerten einige Kronen den Krieg, aber es waren keine grossen Männer vorhanden, die der Krone würdig gewesen wären, und während die Menschen zu Millionen für die Verteidigung ihrer Heimat und ihrer Ehre starben – Begriffe, die so alt sind wie die Welt –, fand die Idee der Völkerverständigung in Westeuropa keinen Märtyrer, der sie mit seinem Blute besiegelt hätte.

Schon begann der Materialismus, der das Individuum und den freien Willen verneint, zu triumphieren, als ein unvorhergesehenes bedeutsames Aufflammen des Geistes „Alle“ ergriff und daraus „Einen“ zeugte, indem es den unscheinbarsten aller Menschen, den „Unbekannten Soldaten“, zum Symbol dieses dunkeln Krieges machte, zum Symbol eines Krieges, in dem die Menschen, um dem Tode zu trotzen, sich lebendig begruben. In diesem unbekanntem Soldaten er-

kannte ein jeder sich selbst, fand jede Mutter ihren Sohn wieder.

Die Weltgeschichte bleibt sich in ihren Hauptlinien immer treu, auch wenn sie in ihren Umrissen wechselnd erscheint. Nachdem die Atmosphäre sich geklärt hatte und eine Übersicht ermöglichte, konnte man erkennen, dass dieser Krieg eigentlich nicht so sehr ein militärisches Geschichtsereignis gewesen war, als vielmehr eine elementare Erschütterung, die beim Zurechtrücken einer unstabilen sozialen Ordnung entstand. Und nun erschienen auch die wahren Helden – wie Carlyle sie meint – auf der Weltbühne, die Schöpfer des „novus ordo“, der neuen Ordnung: Wladimir Lenin und Benito Mussolini; Vertreter zweier Welten, des Orients und des Okzidents, in der europäischen Zivilisation, und so verschieden voneinander, wie die aufgeblähten vergoldeten Kuppeln des Kremls von den Säulen und Bogen des Kapitols.

Scharfsinnige, schläfrig scheinende Augen, in den Winkeln hochgezogen, darunter hervorstehende mongolische Backenknochen; ein bewegungsloses Dasein, von Schleiern einer geheimnisvollen Krankheit umhüllt, beendet mit der Erhöhung des Leichnams auf einem prächtigen Katafalk –: all das zeigt uns Lenin als den Typus eines asiatischen Halbgottes; er verließ seine priesterliche Einsamkeit nur, wenn es einmal galt, die sich vor ihm in den Staub werfende Menge zu fanatisieren, so wie es die Kaiser von China einst taten, eingehüllt in den Mantel ihrer Macht. Der andere, Benito Mussolini, ist ein Römer, in der Seele wie im Antlitz, er ist die Wiederverkörperung des rein italischen Typus, der über die Jahrhunderte hinaus nun zur neuen Blüte gelangt.

II

DER „KLUB“ DES DORFES

Die Mussolini als Volksführer. – Ein Revolutionär aus der Romagna.
Signora Rosa.

In Bologna gibt es noch heute eine „Via dei Mussolini“. Dieser Geschlechtsname stammt sicherlich aus der Zunft der Fabrikanten oder Händler jenes feinen Leinens, das wir noch heute nach seinem Herstellungsort in Mossul in Kleinasien „Musselin“ nennen. Spuren des Namens Mussolini und darauf bezügliche Dokumente, sind auch in Venedig nachzuweisen.

In jener Gegend des damaligen Bologna stand ein Turm, und die Leute, die dort wohnten, hatten dem kriegerischen Bologna des 12. Jahrhunderts manchen stolzen Parteigänger und Volksführer, „Capitano del popolo“ nannte man sie, gegeben, – damals, als ein Volksführer noch Kämpfer und Gesetzgeber zugleich war.

Ob Herr Alessandro Mussolini ein Nachkomme dieser Volksführer war, lässt sich nicht mehr genau feststellen. Er lebte als Schmied und später als Gastwirt in einem Nebenort von Varano di Costa, in einem grossen Gebäude am Abhange eines kleinen Hügels zu Dovia, in der Landschaft von Predappio, die sich in der Gegend von Forli befand. In jenen stürmischen Zeiten kam es ja nicht selten vor, dass angesehene Familien von ihrer Rangstufe herabsanken – besonders wenn die Gegenpartei triumphierte – und sich dann wieder mit dem Volke vermischten.

Obwohl nur ein einfacher Handwerker, war Alessandro Mussolini doch kein ungebildeter Mann. Bereits als Jüngling war er Anhänger von Bakunin und Andrea Costa und wurde

als solcher in jene politischen Prozesse verwickelt, die namentlich in der Romagna – dem klassischen Boden aller aufrührerischen Bewegungen – häufig waren, und über die die ersten Annalen der sozialistischen Propaganda in Italien berichten. Als treue Tochter und Kolonie von Rom, hatte die Romagna – einst die antike Romandiola – in ihren Adern noch immer ein wenig vom revolutionären Ferment des echten römischen „populus“.

Auch Herr Alessandro Mussolini hatte verschiedene Monate im Gefängnis zugebracht, bis ihm der Rest der Strafe durch Begnadigung erlassen wurde.

Wer noch nie wenigstens einen Sommer in der Romagna zugebracht hat, der kann sich gar nicht vorstellen, wie leicht, wie grosszügig und wie fröhlich das Leben auf Erden sein kann. Auf jedem Hof kräht ein Hahn; aus jedem Bauernkarren entladen sich duftende Früchte und herrliche Gemüse, jede Fischerbarke, die am Horizont auf taucht und mit geblähten Segeln auf den Fluten der Adria heraneilt, ist bis zum Bordrand mit herrlichen Krustentieren und silberglänzenden Fischen beladen.

So ist es nicht verwunderlich, dass der Romagnole so sehr an seinem Boden hängt und von einer Auswanderung nichts wissen will. Er ist eine Kämpfernaut und zugleich ein Lebenskünstler; er liebt ein angenehmes frohes Leben. Er will zu Hause in seinem Lande arbeiten, und wenn er dort keine Arbeit findet, so schwört er sich eben gegen die Regierung, damit sie ihm Arbeit verschaffe. Seine Arbeitskraft wurde lange in unwirtschaftlichen Unternehmungen verzettelt und kam erst in dem Augenblick Italien (statt wie bisher Amerika) zugute, als man sich zur Aufteilung des Grossgrundbesitzes entschloss und damit einen neuen Stand von wohlhabenden fleissigen kleinen Grundbesitzern ermöglichte. Die bekannten „Cooperative rosse“, die roten Vereinigungen der Romagna, hatten ihren Ursprung in dem Verlangen nach einer solchen Besitzänderung, und des glei-

chen Ursprungs waren auch die umstürzlerischen Bestrebungen der „Braccianti“ (Tagelöhner) und der „Risaiole“ (Reisbauern), sowie die Streitigkeiten wegen der Dreschmaschinen. In dieser Beziehung gilt der Romagnole als ein politisch hartnäckiges Geschöpf. „Fruchtbarer Boden – aber unbändige Menschen“, charakterisierte einmal irgend- ein Kardinallegat die Romagna.

In der Romagna pflegten die Frauen die politische Passion ihrer Männer durchaus zu respektieren. Denn sie, die einst schön und frei und jung waren wie Nausikaa, werden später die treuen Gefährtinnen ernsthafter Männer und verwalten ihr Hauswesen mit dem stolzen Sinn der weisen Arete, einst Königin auf der Insel der Phäaken.

Die Werkstatt des Schmiedes von Dovia – Alessandro Mussolinis, der gleichzeitig Bürgermeister des Ortes war und die Märtyrerkrone des Politikers bereits errungen hatte –, war damals, so vor 30 bis 40 Jahren, glänzend dazu geeignet, als Klublokal zu dienen. Der Meister, ein Mann von geselligem herzlichen Wesen, machte sich aus dem Gelde weniger als aus den Ideen, die dort besprochen wurden, und opferte manches Brathuhn und manchen Liter Wein, um die Diskussion in Fluss zu halten.

In einem Winkel des Raumes pflegte dann eine schwächliche zarte Frauengestalt zu sitzen; sie protestierte nicht gegen die Dinge, die da vorgingen, aber man sah es ihr an, dass sie unter den vielen unnötigen Worten litt und dass es sie empörte, die Güte ihres Mannes so ausgebeutet zu sehen. Das war die Frau des Schmiedes, Signora Rosa, zugleich Schullehrerin des Dorfes, und trotz ihrer Jugend von den gutmütigen und ungebildeten Leuten ihrer Umgebung hoch verehrt. Ihre Schule hielt sie in dem Zimmer über der Werkstatt ab, und der Klang des Hammers auf dem Amboss, das Prasseln der Flammen im Gekeuch des Blasebalgs begleiteten mit klingenden und tönenden Akkorden ihre Stimme, während sie den Knaben und Mädchen das bisschen Wissen,

das diese brauchten, beibrachte, und ihnen durch ihr Beispiel und ihr gütiges Lächeln jene grosse Kunst zu vermitteln suchte, die sich nicht erklären lässt und doch so unentbehrlich ist: die Kunst, gut zu sein.

Geschöpfen, die ihrer Umgebung so überlegen sind, wie es Signora Rosa war, bereitet alles Schmerz. Da sie nur noch ein Bündel gequälter Nerven sind, schlägt all das, wovon sich andere durch ein Gelächter und einen Witz befreien, ihnen Wunden ins Herz, und der Panzer eines scheinbaren Stoizismus vermag sie vor diesen Wunden nicht zu schützen, sondern nur vor fremdem Mitleid; und doch ziehen solche Menschen es vor, diesen Panzer zu tragen, selbst um den Preis, das Glück, als Wesen ohne die Hemmungen seelischer Scham dahinleben zu können, entbehren zu müssen.

Ihrem angebeteten Erstgeborenen, dem Knaben Benito Mussolini, gab die Mutter mit Stolz den besten Teil ihres Selbst. Und doch musste auch sie unter ihm leiden, denn auch ihm war jener Nervenzustand eigen, der, dem ihrigen gleich, jederzeit bereit war, sich in heftigen Ausbrüchen zerstörend zu entladen. Allein wie alle Mütter liebte sie ihn um der Leiden willen, und weil er ihr so ähnlich war, nur noch mehr.

Das Volk hat noch Gefühl für wahre Grösse und vermag noch Achtung für solche Erscheinungen aufzubringen; und da das Volk für alles, was gut und schön ist, gerne Vergleiche aus längst vergangenen Zeiten herbeiholt, so war es kein Wunder, dass das Lob für Frau Rosa im Volksmunde in dem einen Satz ausklang: „L'e una donna all' antica“ – sie ist eine Frau vom alten Schlag! Und das bedeutet in der Romagna das höchste Lob, denn darunter versteht der Romagnole, vielleicht in unbewusster Erinnerung an die Matronen der Antike, die Zusammenfassung der höchsten weiblichen Tugenden.

III

DIE UNRUHIGE FLAMME

Zusammenkünfte auf den Feldern. – Das Sonntagskind. – Mussolini erzählt aus seiner Jugend. – Die väterlichen Züchtigungen. – Als Abgeordneter am Blasbalg. – Akrobatenkünste im Automobil. – „Über Gräber – vorwärts“.

Ein kleiner Junge brachte die Lehrerin beständig zur Verzweiflung, ob er nun auf der letzten Bank ganz hinten sass oder direkt vor dem Katheder hockte; er kroch auf allen Vieren unter die Bänke, erschreckte die kleinen Mädchen und zwickte die Knaben ins Bein. Dieser kleine Junge erzwang alles, was er wollte, durch den Blick seiner grossen stolzen Augen, die in dem mageren Gesichtchen unter der gewölbten Stirn hervorleuchteten, und die Suggestionskraft dieses Blickes war so stark, dass sie sogar auf die Grösseren unter seinen Mitschülern wirkte, vor allem aber auf eine kleine Siebenjährige, die Schönste unter allen Mädchen. Mit ihr verabredete er sich zu Zusammenkünften auf den Feldern, liess sie dort einsam warten und brach dann plötzlich stürmisch aus einer Hecke hervor, um sie zu ängstigen. Aber wehe, wenn sie dann vor Angst schrie. Das mochte er nicht leiden. – Das Bauernmädchen mit dem schweren blonden Zopf war ihm, eingeschüchtert, in allem folgsam. Vielleicht fühlte sie sich auch ein wenig durch die Aufmerksamkeit geschmeichelt, die der Sohn ihrer Lehrerin ihr erwies.

„Gib mir einen Kuss, Marietta!“ befahl der kleine Benito, und Marietta folgte. Dann wieder riss er sie am Zopf, um mit ihr Pferdchen zu spielen; und ein wenig später liess er sie brüsk stehen: „Geh jetzt, geh weg!“ Er war des Spieles mit ihr schnell überdrüssig geworden. Und schwermütig

ging das Mädchen fort, um wieder eine gute Schülerin zu sein.

Benito Mussolini war am 29. Juli 1883 geboren. An einem heissen Sommertage. Auf den Feldern reifte das Korn, und alle Glocken läuteten zum Feste. Der Volksglaube, dem auch Goethe zugehört war, behauptet, dass Sonntagskindern ein sonniges Schicksal zuteil werde.

Viele Jahrzehnte später, als Benito Mussolini im Gefängnis sass und durch die Haft zur Ruhe gezwungen war, gewährte er sich den seltenen Luxus, sich einmal auf sich selbst zu besinnen; und er schrieb all diese Dinge aus seiner Kindheit in ein altes Heftchen nieder. Arturo Rossato liess sich dieses Heftchen später einmal von Mussolini aus und schrieb es zum grössten Teil ab. So sind diese Aufzeichnungen erhalten geblieben, denn Mussolini liess das Heftchen später mit einer Unbekümmertheit, die für ihn charakteristisch ist, verloren gehen.

Kinder haben Gemütsbewegungen im Allgemeinen sehr gerne und suchen den dramatischen Reiz solcher Seelenerschütterung oft mit fast krankhafter Wollust auf. Der kleine Benito dagegen wich solchen Erschütterungen aus, vielleicht weil er sie stärker und innerlicher empfand als andere Kinder. Schon damals lebten zwei Seelen in seiner Brust: die eine gehörte ihm, so wie er war, die andere dem Menschen, den er aus sich gestalten wollte. Diese war die Stärkere, und so formte sich in diesem Menschen ein Naturell, das aus zwei selbständigen gegensätzlichen Kräften bestand.

Sein gewaltiges Geistesgedächtnis und die zarte und doch lebhaftere Erinnerungsfähigkeit seines Herzens bewahrten alle Dinge, die mit Kultur und Empfindungen zu tun haben, überraschend zuverlässig und genau. So konnte er z.B. auf eine unvorhergesehene Frage sofort den Todestag von Dantes Beatrice nennen; das geschah beispielsweise am 14. Juli 1902, als Mussolini in Lausanne zum ersten Male das Ge-

fängnis betrat; aber gleich darauf biss er sich auf die Lippen und entschuldigte sich mit einer Selbstanklage: „Wissen Sie, ich bin ganz unwissend – sehr unwissend. Ich kann mir nichts merken. Die Vergangenheit interessiert mich nicht, sie existiert für mich nicht, – für mich gibt es nur die Zukunft.“

Und es ist wahr: ungeachtet seines reichen Innenlebens, dessen grösste Stärke in der blitzartig auftauchenden Intuition lag, wollte er nur für die Zukunft leben, und deshalb zwang er die Erinnerungen in sich nieder, weil sie den kriegerischen Unternehmungsgeist verweichlichten, so wie er auch der weisen Stimme der Erfahrungen Schweigen gebot, damit sie nicht mit ihrem Zweifel die Tatkraft lähme. Nur wenn der Tatmensch in ihm in körperliche Gefangenschaft geriet, konnte sich der Gefühlsmensch für Augenblicke aus der moralischen Gefangenschaft befreien, in welcher ihn sein Herr hielt.

Lassen wir nun Benito Mussolini selbst von seiner Jugend erzählen.

„Ich wurde,“ so schreibt er, „an einem Sonntage um zwei Uhr nachmittags geboren. Man feierte das Fest des Patrons der Pfarrkirche ‚delle Camminate‘, deren alter baufälliger Turm feierlich und erhaben die ganze Ebene von Forli beherrscht. Die Sonne war seit acht Tagen in das Zeichen des Löwen eingetreten.“

„Mein Vater hiess Alessandro. Er hatte nie eine Schule besucht. Kaum zehnjährig, wurde er in das Nachbardorf ‚Dovadola‘ geschickt, um dort das Schmiedehandwerk zu erlernen. Von Dovadola kam er nach Meldola, wo er in den Jahren 1875 bis 1880 Gelegenheit fand, die Ideenwelt der Internationalisten kennenzulernen. Als er dann Meister in seinem Fach geworden war, eröffnete er eine Werkstatt in Dovia. Dieses Dorf – auch heute noch wie damals ‚Piscaza‘ genannt – erfreute sich keinen guten Rufes. Die Leute dort galten als sehr streitsüchtig. Mein Vater fand

„Arbeit und begann gleichzeitig die Ideen der Internationale „zu verbreiten. Er gründete eine kopfreiche Ortsgruppe, die „später durch einen polizeilichen Zugriff aufgelöst und zer- „stret wurde.“

„In meinem vierten oder fünften Lebensjahre begann ich „in der Bibel zu buchstabieren und konnte binnen Kurzem „fliessend lesen. - Die Erinnerung an meinen Grossvater „hatte sich mir in den Nebeln einer weiten Ferne aufgelöst. „Aber meine Grossmutter liebte ich sehr.“

„Meine Beziehungen zur weiteren Aussenwelt begannen, als „ich sechs Jahr alt war. Von da an bis zum neunten Jahre ging „ich in die Schule, zuerst bei meiner Mutter, dann später bei „Silvio Marani, der damals Hauptlehrer in Predappio war. „Ich war ein unruhiger schlagfertiger Gassenjunge; mehr „als einmal brachte ich einen von Steinwürfen zerbeulten „Kopf nach Hause. Aber ich wusste mich zu rächen.“

„Ich war ein wagemütiger Felddieb. In den Ferien be- „waffnete ich mich mit einer Schaufel und brachte in Ge- „meinschaft mit meinem Bruder Arnaldo die Zeit mit Erd- „arbeiten am Flusse zu. Einmal stahl ich die Lockvögel aus „einem Vogelherd. Der Eigentümer verfolgte mich, ich „raste flüchtend einen Hügelrücken hinunter, durchlief den „Fluss in einer Furt - aber meine Beute liess ich nicht „fahren.“

„Zu erwähnen wäre noch, dass ich eine grosse Liebe zu „den Vögeln habe, besonders zum Käuzchen.“

„In Gesellschaft meiner gläubigen Mutter und Gross- „mutter nahm ich auch an religiösen Übungen teil; aber „nie konnte ich es lange in einer Kirche aushalten, besonders „wenn dort grosse Feierlichkeiten stattfanden. Das rötliche „Licht der brennenden Wachskerzen, der durchdringende „Geruch des Weihrauchs, die Farben der priesterlichen Ge- „länder, der Klang der Orgel und der monotone Gesang „der Gläubigen: all das versetzte mich in eine tiefgehende „Unruhe.“

Der zerbrechlichen milden Mutter war es bis zu einem gewissen Grade gelungen, den kleinen Rebellen zu bändigen; dabei half ihr die tiefe Verehrung, die der Knabe der Mutter entgegenbrachte, als auch ihre ihm so geheimnisvoll erscheinende Kunst, aus den schwarzen Lettern des bedruckten Papiers Laute und Bilder, Dinge und Personen aufleben zu lassen.

Auch die Unterweisungen des Vaters waren schön; und die aus der Kunst aufblühenden Offenbarungen des Genius waren ebenso bezaubernd wie die Geheimnisse des Geistes, die vom Buchstaben vermittelt wurden.

Oft geschah es, dass der Knabe in der Werkstatt zerstreut und mit leerem Blick über die armseligen Mauern hinauschaute; dann rief ihn der rauhe ländliche Handwerker mit ein paar mächtigen Ohrfeigen in die Gegenwart zurück. Und der Kleine lernte bald verstehen, dass das Leben kein fades Mitleid kennt, und dass es besser ist, heute vom Vater einen Schlag zu bekommen, als späterhin von einem Fremden zwei. Wohl blickte in solchen Fällen der Knabe finster von unten herauf, aber das geschah nicht des Schmerzes wegen, sondern weil ihn die Beleidigung kränkte.

Er war beim Vater in einer harten Schule. Wehe, wenn er sich die Augen bedeckte oder sie nur halb schloss, um sich vor den Funken des sprühenden Stahls zu schützen. „So wirst du nie etwas lernen,“ herrschte ihn dann der Vater an, und der schnell abgenommene Hosengurt sauste durch die Luft und vollzog ein furchtbares Gericht. Der kleine Löwe brüllte dann auf und floh aus dem Hause, um erst in tiefer Nacht wieder zurückzukehren und verstohlen ins Bett zu kriechen.

Und doch war der Knabe sehr geschickt; der „klassische Mensch“ und der Spiritualist, die beide in ihm lebten, hatten ihn zur Verehrung der Mechanik erzogen, die der Ausdruck der Herrschaft des tätigen Menschen über die träge Materie ist. Das Eisen leistet ihm keinen Widerstand, und kein Ge-

triebe widersetzte sich den merkwürdig geschickten Händen des kindlichen Handwerkers.



Viele Jahrzehnte später – von heute aus gesehen vor gar nicht langer Zeit – lenkte der Direktor, Gründer und Eigentümer einer grossen mailändischen Tageszeitung, daneben Abgeordneter und Führer einer bedeutenden politischen Partei Italiens, sein mächtiges Rennautomobil durch die lombardische Ebene. Er hatte erst vor Kurzem das Autofahren erlernt und amüsierte sich damit – teils zum Entsetzen, teils zum Vergnügen seiner Freunde, die gleich ihm Wagehälse waren –, allerlei Probestückchen seiner Geschicklichkeit zu zeigen. Allerdings war er ein tüchtiger Flieger gewesen, und so schien ihm die Steuerung des Automobils keine grosse Sache; er hatte schon andere Dinge hinter sich, z.B. einen Sturzflug aus 40 Meter Höhe, verbunden mit verschiedenen Verletzungen, die allerdings wunderbar erweise nur leicht gewesen waren und ihn nur kurze Zeit vom Fliegen abhielten. Späterhin begeisterte er sich für einen „bodenständigeren“ Sport, aber seine Kurven und Wendungen glichen auch dann noch mehr Sturzflügen in einem Element, das über drei Dimensionen verfügt, als einer Automobilfahrt auf der flachen Erde. Bei einem dieser „Steuer-Scherze“ brach einmal irgendetwas an der schönen neuen Maschine, und das grosse Kind musste sein glänzendes Spielzeug – das er nach Kinderart zerbrochen hatte, um zu sehen, wie es ist –, Schritt für Schritt zur nächsten Ortschaft bringen.

Es war gerade Patroziniumsfest: die Strassen mit Girlanden und Blumengewinden feiertäglich geschmückt, aus den dunkeln Toren der Häuser strömten die Menschen auf die Strasse, und die Jungfrauen der Marienkongregation sammelten sich, in weisse Schleier gehüllt, mit züchtig gesenkten Augen zur Prozession.

Der einzige Schmied der Vorstadt war bald gefunden. Er

wollte gerade in seinen Sonntagsrock schlüpfen. Das Feuer in der Werkstatt war erloschen. Aber wie staunte der Schmied, als nun der Abgeordnete und Automobilist sachkundig den Blasbalg zog, um das Feuer neu zu entfachen, dann das glühende Eisen auf den Amboss warf und es kunstgerecht zurechtschmiedete. Dabei strahlten seine Augen, und er rief seine Freunde von der Strasse herein, um ihnen sein Können auch auf diesem Gebiete zu zeigen. Der alte Schmied war ganz erstaunt: „Der Herr versteht die Sache, man merkt's, dass er sich im Handwerk auskennt.“ Dieses Lob beglückte den Abgeordneten mehr als alle seine Erfolge im Parlament. Und als dann nachher weder der Geselle noch der Chauffeur, ja nicht einmal der Schmied selbst, das fertiggeschweisste Stück am Bestimmungsort anzuschrauben vermochten und es erst unter den Händen des Abgeordneten sich ohne Widerstreben fügte, da empfand er das als den grössten Triumph. Stolz sagte er zu den Freunden: „Ich möchte den Leuten fast meinen Namen sagen, damit sie allen erzählen können, wie tüchtig ich bin.“

Dieser Abgeordnete war Benito Mussolini. Und wenn ihm auch das Erlernen dieser Schmiedekunst einst als Kind manche Züchtigung eingetragen hatte, so entschädigte ihn nun das Bewusstsein, sich das Handwerk zu eigen gemacht zu haben, für all den einst erlittenen Schmerz. Wie die Flammen der Esse erst im Winddruck des Blasbalgs zu hellster Glut werden, so war auch in ihm durch den Druck einer strengen Erziehung die innere Glut zu einem höheren Zweck entfacht worden. Diesen tieferen Sinn seiner Erziehung hat Benito Mussolini seinem Vater nie vergessen, denn als er am 26. November 1910 den Schmerz erlitt, ihn durch den Tod zu verlieren, schrieb er in der Zeitung, die er damals in Forli begründet hatte und leitete, und die „La Lotta di Classe“ (Der Klassenkampf) hiess, Folgendes:

„Ich schreibe diese Zeilen mit zitternder Hand, nicht um „eine Biographie oder eine Lobrede zu verfassen, sondern

„um ganz schlicht den tiefsten Ausdruck meiner kindlichen „Verehrung am Grabe meines Vaters niederzulegen ... Mein „Vater war Gemeinderat und Bürgermeister von Predappio, „und wenn gewisse Arbeiten von unstreitbarem Wert für „die Allgemeinheit verwirklicht wurden, so ist das grössten- „teils ihm zu danken, der niemals müde wurde, sich um „diese Dinge zu bemühen. Zum Dank dafür behielten ihn „die Behörden stets wachsam im Auge.“

Zum Schluss schrieb der Sohn, nachdem er mit nüchternem Lob die Tatsachen geschildert hatte:

„Vom Parteilieben her kannte mein Vater die Freuden, „aber auch die unvermeidlichen Bitterkeiten, die der mora- „lischen Misere der Menschen entspriessen. Er war gut und „zuweilen sogar ein übermässiger Altruist. Er erwies nicht „nur seinen Freunden Wohltaten, sondern auch seinen Geg- „nern. Sein Dasein war in vielen Beziehungen ein sehr ge- „quältes. Sein Ende war verfrüht. An materiellen Gütern „hatte er uns nichts hinterlassen. An sittlichen Reichtümern „vermachte er uns einen Schatz: die Idee.“

„Und nun trete - nach dem Schweigen des Todes - „das Leben wieder in seine Rechte und nehme seinen Lauf.“

Ein solches Lob von Mann zu Mann, von Kämpfer zu Kämpfer, ist wohl das Schönste und Höchste, was sich ein Vater von einem Sohne, der seiner würdig ist, wünschen kann. Und mit Recht setzte Benito Mussolini an den Schluss dieses Nekrologs jenes Wort, das Goethe, der als Kämpfer nie kleinmütig wurde, einst aus einem ähnlichen Anlass sprach: „Über Gräber - vorwärts!“

IV

DIE ERSTEN STRAFEXPEDITIONEN

Der erste Verrat. – Ein bitterer Geschmack. – Der Sturz vom Apfelbaum. –
Der zukünftige Führer.

Zu Ehren von Benito Juarez, des mexikanischen Revolutionärs, der die Erhebung gegen den Kaiser Maximilian befehligt hatte, war der kleine Mussolini auf den Namen Benito getauft worden.

Sein Schwesterchen Edvige (Hedwig) kam erst zur Welt, nachdem dem Schmied Mussolini noch ein zweiter Knabe geboren worden war, dem ebenfalls ein Heiliger aus der Revolutionsgeschichte, Arnaldo da Brescia, den Taufnamen gab.

Arnaldo Mussolini, der gute, bescheidene und tapfere Chefredakteur des „Popolo d’Italia“, der Nachfolger seines Bruders auf diesem Posten, als jener durch die Oktoberrevolution von 1922 an eine andere, höhere Stelle berufen wurde, war damals, in der Kindheit, ein dicker, friedlicher, etwas kurzsichtiger Knabe und seinem älteren, erstgeborenen Bruder ganz ergeben. Dieser beherrschte ihn, verschaffte ihm Unterhaltung, quälte und liebte ihn zur gleichen Zeit, und war ein despotischer Beschützer, der Anbetung und ehrfürchtige Scheu auslöste. – Benito Mussolini hatte bereits mit 7 Jahren gelernt, sich und andere zu verteidigen. Und das kam so: eines Tages trieb er sich gerade vertrauensselig und glücklich im goldigen Staub und surrenden Gesang der Dreschmaschine herum, als ihn ein älterer Spielkamerad anrief: „Du, bring’ mal deine neue kleine Karre her.“ Und als Benito den Karren brachte, schlug der andere ihm damit hinterhältig ins Gesicht, lief mit dem teuren Spiel-

zeug davon und liess den Geschlagenen blutend und verhöhnt stehen.

Weinend kam Benito nach Hause.

„Wie?“ sagte sein Vater, „du hast dich schlagen lassen? Von einem Grösseren? Und du liessst ihn entkommen? Lern' lieber dich als Mann zu verteidigen, statt wie ein Mädchen zu flennen.“ Und damit gab er ihm eine tüchtige Maulschelle.

Mit einem Schlage versiegten die Tränen. Das Kind begann zu überlegen. Es verbrachte den ganzen Tag damit, einen Stein zuzuspitzen, und noch vor dem Abendessen suchte es den grösseren Jungen auf, der den Zwischenfall schon längst vergessen hatte.

„Du hast mich auf den Kopf geschlagen - da hast du einen Denkkärtchen dafür!“

Mit diesen Worten hämmerte er seinem Gegner den spitzen Stein zwei-, dreimal auf den Kopf, bis er endlich Blut fließen sah.

Wenn Mussolini auf dieses Erlebnis zu sprechen kommt, spürt er auch heute noch den heimlichen Groll gegen seinen Beleidiger und die Befriedigung der Rache, und ein hochmütiger, stolzer, gefährlicher Zug spielt dann um seinen Mund.

Dieses kleine Ereignis ist eine bedeutsame Episode in seinem Seelenleben, denn eine solche erste Enttäuschung in der Kindheit ist wie eine Vertreibung aus jenem Paradiese der Reinheit, wo jedes Kind noch ein Engel ist. Sie ist die Erkenntnis des Guten und des Bösen.

Ich habe Mussolini niemals nach einem Misserfolg niedergeschlagen gesehen. Er schüttelt dann nur den Kopf, lacht sein seltenes aber herzliches Lachen, das seine Schultern erschüttert, und bleibt seiner selbst sicher noch mehr als zuvor, standhaft wie ein Krieger und unbekümmert wie ein Kind, das sein Kartenhaus am Boden liegen sieht und sich freut, es wieder aufzubauen.

Allein diesem im politischen Leben abgehärteten Manne kann ein Verrat solchen Gemütsschmerz zufügen, dass er sich dagegen mit der Maske des Zynismus zu schützen sucht.

Er weicht deshalb jeder Zuneigung und Freundschaftsaus, um niemandem jene Waffe in die Hand zu geben, die ihn an seinem einzigen empfindlichen Punkt verletzen könnte. „Quando ‚mastica la cenere* di un tradimento,“ wie er zu sagen pflegt, - wenn er die „Asche eines Verrats kaut,“ einen Verrat spürt, - dann wird Mussolini fahl, vernichtet und schrecklich.

Und doch vermag er, ganz im Gegensatz zu seiner leidenschaftlichen Natur, viel zu verzeihen, sogar auch den Verrat, wenn er jemand einmal liebgewonnen hat. Wer ihm, trotz Irrtümern, im Grunde treu bleibt („treu“ ist ein Wort, das er instinktiv im antiken ritterlichen Sinn anwendet und mit besonderer Betonung auszusprechen pflegt), dem vergibt er auch jeglichen Irrtum.

„Übergriffe und Gewalttätigkeiten darf man sich nicht gefallen lassen; von niemand, und um keinen Preis. Wer sie erduldet, ist ein Feigling.“ Die väterliche Ohrfeige hat ihm das eindringlicher ins Gedächtnis geprägt, als es eine Predigt vermocht hätte.

Der Faschismus ist nichts anderes als die praktische Anwendung dieses Prinzips, das von einem gelehrigen Schüler auf einem weiten Weg in die Tat umgesetzt wurde. Der Faschismus ist weder ein christliches Evangelium, noch eine Tolstoische Utopie, sondern die praktische Grundlage aller Volksgemeinschaften, die jemals bestanden und je sein werden: der Staat als Gesamtheit (collettività) der Einzelnen, mit dem Motto: Erwartet nicht alles vom „Papa Staat“, sondern seid selbst stark, wenn ihr einen starken Staat wollt.

Man darf aber dabei die Gewalttätigkeit nicht als eine Methode betrachten. „Die Gewalt (violenza) darf nur die Rolle des Chirurgen spielen, sie darf niemals herausfordern, sie muss abwehren, nicht angreifen; und sie muss eine Epi-

sode bleiben und darf kein System werden.“ Dieses besonders zu betonen, ist Mussolini stets bemüht.

Als er die Regierung in die Hand nahm, nachdem sich die bisherige Regierung aufgelöst hatte, bemühte er sich ernsthaft allen Provokationen zuvorzukommen, um dadurch auch nicht zur Verteidigung gezwungen zu werden. „Wenn es zu Massenzusammenstößen kommt, so werfen sie beide Parteien ins Gefängnis, Herr Präfekt,“ befahl er seinem Beamten. „Es ist besser, heute zwanzig Vögel im Käfig zu haben, als morgen einen unterm freien Himmel erwürgt zu finden. Die zwanzig werden dann nach ein paar Tagen wieder spazierengehen können!“

Das gleiche ritterliche Gesetz, das ihn veranlasst, die Beleidigungen von Seiten der Feinde zu rächen, schreibt ihm auch Solidarität und Hilfeleistung seinen Freunden gegenüber vor. Das ist die andere, feinere Seite seiner Erziehung zur kriegerischen und aristokratischen Strenge. Die materiellen Güter, die Bequemlichkeiten des Lebens und sogar der Selbsterhaltungstrieb gelten ihm nichts, wenn es sich um moralische Werte handelt, wie z.B. um die Ehre.

Die Kindheit hervorragender Männer ist begreiflicherweise niemals glücklich. Ihnen fehlt das natürliche und lebenswürdige Gleichgewicht der Mittelmässigen. Das angeborene Bedürfnis nach Oberherrschaft verzehrt sie und bringt sie in Widerspruch zum natürlichen Zustand der Unterwerfung, der diesem Alter eignet.

Eine unheilbare Unruhe zwang schon den Knaben Benito sich oft merkwürdigen und schweren Aufgaben zu unterziehen. So lief er einmal, wie von der Tarantel gestochen, vom Hause fort, raste atemlos den anderthalb Kilometer langen Weg bis zum Gipfel eines nahen Hügels hinauf, riss dort, ohne ein Wort zu sagen, dem alten Filippone die Hacke aus der Hand und verrichtete sechs Stunden lang un-

unterbrochen dessen Erdarbeit. Der alte Bauer liess ihn gewähren, sass mit philosophischer Ruhe daneben und rauchte sein Pfeifchen. Ihm war's recht. Umso beschwerlicher aber war es dem Kinde, das schliesslich erschöpft und doch befriedigt das Gerät fortwarf und ohne nähere Erklärungen ebenso schnell verschwand, wie es gekommen war.

Ein andermal geriet er mit seinem Bruder Arnaldo und anderen Gefährten auf einem Streifzug in einen Obstgarten, den sie zu plündern begannen. Als die Bauern aus einem Nachbargarten drohend zu schreien und mit Steinen zu werfen begannen, stob die Schar wie Spatzen auseinander. Dabei stürzte einer der Knaben von einem prachtvollen Apfelbaum und brach sich beim Sturz, vor Schreck erstarrt, das Bein. Doch ungeachtet der fluchenden Bauern, die ihn mit dem Gewehr bedrohten, liess der kleine Benito den verletzten Kameraden nicht im Stich, sondern lud ihn sich auf die Schultern und trug ihn ganz allein in schnellem Lauf nach Hause.

Er war schon damals ein wirklicher Führer, der die Verantwortung für die Verfehlungen anderer auf sich zu nehmen wusste, aber auch zu strafen verstand.

V

EINE RECHTFERTIGUNG DER SPRUNGHAFTHIGKEIT

Jeder Mensch hat seinen Stil. – Der werdende Mann ist schon im Kinde
enthalten. – „Von der Strasse zur Macht.“ – Klatsch und Geschichte.
Die Unterkunftshütte in den Alpen.

Ich merke, dass ich abschweife und die klassischen Grenzen der Einheit von Zeit, Ort und Handlung überspringe. Der wilde Schlosserlehrling, der in einem Dorf der Romagna heranwuchs, hat in meinen Erzählungen noch nicht das zehnte Jahr erreicht, während ich bereits von Tatsachen und Handlungen berichte, die sich erst zwanzig Jahre später ereigneten.

Aber irgendjemand hat einmal gesagt, die Kunst, gute Knoten zu schürzen, sei nur von Bedeutung, wenn man Wäsche auf hängen will; und irgendein anderer wieder meinte, dass die Sorgfalt, die man für die Ordnung und den Aufbau eines Werkes verwende, dem Verfasser mehr Plage bereite, als sie dem Leser Vergnügen schaffen können. Ein Kind, wie dieser kleine Benito, enthält bereits im Keim den ganzen zukünftigen Mann in sich, und angesichts einer solchen menschlichen Einheit, die so unzerstörbar ist wie das Gewebe der Nerven, wäre es ein armseliges Unternehmen, die Fäden der Ereignisse chronologisch aneinanderzureihen. Ein Knabe wie dieser verändert sich, allem Anschein zum Trotz, auch nicht in jenen Augenblicken, wo er sich weiter entwickelt. Deshalb kann nur eine solche Darstellung als gelungen bezeichnet werden, die bei jedem Pinselstrich auch die innere Richtung und das Wachstum des Gewebes des dargestellten Stoffes erkennen lässt. Und wenn *gar* der dar-

gestellte Gegenstand ein Mann wie Mussolini ist, der von von sich selbst sagt „Io sono un camminante“ - „Ich bin ein Wanderer“, dann ist es ein Ding der Unmöglichkeit, von ihm so zu erzählen, wie man über einen asthmatischen alten Philosophen berichten würde.

Zu den vielen, noch nicht veröffentlichten Werken seiner befähigten Feder gehört auch eine ausführliche Autobiographie, von welcher bisher nur der Titel existiert. Er lautet: „Dalia strada al potere“ - „Von der Strasse zur Macht“. Man kann sich unschwer eine Vorstellung davon machen, wie gradlinig in den Tatsachen und wie strotzend von zusammengefassten Ideen dieses kleine Buch sein würde - wenn es geschrieben wäre.

Anders sieht die Frau, die dieses Buch schrieb, die Dinge. Sie scheut sich nicht, ein wenig in der geistigen Landschaft zu verweilen und lässt manchmal die von Männern in blitzartiger Kürze vorgezeichneten Bahnen in Stich. Von einer Frau geschrieben, ist dieses Buch hier neugierig auf Einzelheiten des Lebens und verschmäht deshalb auch den Klatsch nicht, weil auch in ihm mancher wahre Kern steckt. Ich habe mich zuviel mit Geschichte und mit Chroniken beschäftigt, um den historischen Klatsch gering zu achten. Erst das wahre Gesicht der Helden, mit allem scheinbar nebensächlichen Drum und Dran, macht uns die grossen Ereignisse wirklich bemerkenswert. Deshalb ist die Geschichte Roms uns noch immer so lebendig, von der schuldhaften Liebe und dem sagenhaften Streit seiner Begründer an bis zu den Gegensätzen: Marius und Sulla, und der Auflösung des römischen Reiches. Dschingiskhan und Elisabeth von England, so bedeutend sie waren und so Grosses sie auch leisteten, erregen unsere Teilnahme kaum in der Weise wie die Könige Frankreichs, weil bei den letzteren unsere Neugierde von den Chronisten, sei es nun Villehardouin oder Saint-Simon, sogar durch Mitteilung der königlichen Speisekarte befriedigt wird.

Es kommt eben darauf an, nicht nur die geistige Wesenseinheit des Helden zu vermitteln, sondern auch ein Panorama seines Lebens zu geben und dort jene Punkte zu zeigen, aus denen auch manche Hauptlinien unserer Epoche entsprangen.



Einmal - als das bescheidene, ihm für seine Dienstreisen zur Verfügung stehende Automobil sich geweigert hatte, eine Steigung zu nehmen, begab sich der junge Abgeordnete Mussolini mit einer kleinen Gruppe von Freunden zu Fuss auf den Weg, um das Bollwerk der Alpen zu besteigen. Als die Gesellschaft das ursprüngliche Ziel erreicht hatte und sich unter einem Baum zur Rast niederliess, deutete Mussolini auf eine einsame Schutzhütte, die der höchste bewohnte Punkt auf einer 3'000 Meter hohen Felswand war und Hirten und Herden als Zuflucht diente. „Dort hinauf möchte ich, um auszuruhen,“ sagte er. „Ihr meint, der Tag langt heute nicht dazu? Macht nichts. Dann werde ich eben einmal zu diesem Zwecke besonders herkommen. Ja, es würde mir Freude machen, dort oben anzukommen. Ich würde gerne da hinaufgehen, um dort zu leben... eine Stunde lang!“

Eigentlich wollte er sagen: „Ich möchte dort für immer leben.“ Aber in der kurzen Pause des durch Punkte angedeuteten Zögerns hatte er, nach blitzschneller Prüfung seines Gewissens, den Zeitraum auf 10 Jahre, dann auf einen Monat, schliesslich auf einen Tag und zuletzt, um sich selbst gegenüber ganz wahr zu sein, auf eine Stunde vermindert.

Von diesem Manne, der sich selbst so im Zaum zu halten versteht, will ich erzählen, von seinem Leben mit allen Balgungen, Zwischenräumen und Verdunklungen.

VI

GESTALTEN UND EINFLÜSSE DER UMGEBUNG

Narcisa und Giovanna. – Der Instinkt des Blutes.
– Tutankamen, der Palazzo Ghigi und die Bureaukratie.

Im Volke trifft man oft Typen von so urwüchsiger Originalität, wie man sie in den oberen, durch Sitte und Erziehung gehemmten Klassen schwer findet, am wenigsten aber im mittleren Bürgertum, dessen Abgott ja bekanntlich das „Was sagen die Leute dazu“ ist, und dem die Gewohnheit zum Dogma wurde.

Die Besitzenden der niedrigsten Klasse, die Handwerker und Landpächter, leben zwar nicht mehr im drückendsten Elend, wohl aber noch in einer Armut, die den Vorteil hat, dass sie den Geist schärft und den Charakter mässigt; und deshalb haben sie sich noch alle Merkmale eines urwüchsigen Menschenschlages bewahrt: die Mannigfaltigkeit und den Kontrastreichtum der Prägung, besonders auf dem breiten Lande, in den entlegeneren Provinzen, wo sich die Menschen nicht ständig aneinander abschleifen.

Ein charakteristischer Typus dieser Art war Alessandro Mussolini, der Vater, der als Handwerker und Gastwirt ganz im Banne seiner Ideen und seiner politischen Wirksamkeit lebte. Auch noch andere solcher, oft noch viel eigenartigerer Menschen bildeten die Umgebung des heranwachsenden Knaben Benito. Da war z.B. Fortunato, der kleine bucklige Hausbesitzer. Er war sterblich verliebt in die schöne Frau Teresa, eine lebhaft, übermütige Hausfrau, die ihn verspottete. Um sich dafür zu rächen, führte er ihren Gatten einmal zu einem dunkeln Winkel unter

der Treppe, wo die schöne Teresa in den Armen eines Dorfmusikanten lag. Dieser Musiker war, im Haupt- oder Nebenberuf, Hilfsarbeiter in der Schmiede des Vaters Muscolini, und nebenbei ein brüderlicher Freund des von ihm betrogenen Ehemannes. Schon seit neun Jahren loderten die Flammen der Leidenschaft in den Herzen der schönen Teresa und des Musikanten, aber die beiden beachteten in ihren Beziehungen so viel Vorsicht, dass niemand in dem kleinen Hause etwas davon gemerkt hätte, wenn nicht die eifersüchtige Spionage des Buckligen gewesen wäre. Sowohl dem Gatten als auch dem Geliebten der schönen Teresa brachte die Entdeckung den Tod. Der Gatte nahm sich am Ostersonntag das Leben. Man hüllte ihn in ein schwarzes Tuch und legte ihn auf den Boden seiner armseligen verlassenen Hütte. Als der Liebhaber davon erfuhr, tötete er sich zwei Tage später in Mailand. Seine Leiche lag ebenso einsam wie die des anderen, auf den Marmorfliesen des Monumentalfriedhofes von Mailand.

In solcher Umgebung wuchs das Kind auf. Da war noch eine Nachbarin, die Narcisa, die auf unmenschliche Weise von ihrem trunksüchtigen Gatten misshandelt wurde, der ihrer Tochter aus erster Ehe nachstellte. Es kam oft vor, dass der kleine Benito nachts durch die Hilferufe der Narcisa aus dem Schlafe geschreckt wurde. Als der Mann dann eines Tages im Schnapsrausch über das Treppengeländer des zweiten Stockwerkes sprang, sah das Kind mit entsetzten Augen den schweren Körper an sich vorbeifallen und auf dem Pflaster des Hofes zerschmettern. Schreiend und aufgelöst, mit dem Säugling an der Brust, kam Narcisa die Treppe hinabgestürzt, beugte sich über den noch warmen Leichnam, gab ihm Fusstritte und schrie all die Schmähungen ihres lange zurückgedrängten Hasses hinaus: „Tot! Er ist tot! Bist du wirklich tot? Bist du endlich tot? Nun kann ich dir endlich ins Gesicht spucken!“

Solche Ereignisse und Tragödien, in welchen die primi-

tivsten tierischen Instinkte ans Licht kamen, waren sicherlich nicht geeignet, dem geweckten und nachdenklichen Knaben eine sehr hohe Meinung von den Menschen einzuflößen. Trotzdem brauchen solche Beispiele der Leidenschaft, selbst wenn sie roh und ungezügelt ist, die Charakterbildung eines Menschen durchaus nicht immer schlecht zu beeinflussen; viel gefährlicher ist der frühzeitige Einfluss des Skeptizismus, der Schlawheit, und vor allem jener Gleichgültigkeit, die alles gehen lässt, wie es geht, zu nichts Stellung nimmt und die kräftigen Lebensäfte vergiftet.

Im schroffen Gegensatz zu diesen krassen Gewaltigkeiten stand im Mittelpunkt seiner kindlichen Welt eine vier-schrötige Gestalt, eingehüllt in die Schatten der Schweigsamkeit und vieler dunkler Rätsel: die alte Giovanna.

Sie war einst schön gewesen, hatte manche romantischen Leidenschaften erweckt, und sogar ihre drei gesetzlichen Ehen vermochten, wie man sich erzählte, die Reihen ihrer Eroberungen nicht zu beenden. Nachdem sich ihr erster Mann an den niedrigen Zweigen eines Maulbeerbaumes erhängt hatte und der zweite Gatte eines plötzlichen, unerklärlichen Todes gestorben war, lebte sie mit ihrem dritten Ehemann in einem stummen Kampf voll erbitterter Herausforderungen.

Sie stritten sich nur selten; vielleicht hatte er Furcht vor ihr; jedenfalls war das eine sicher: er wollte sie nicht an seinem Tisch haben. „Am angenehmsten isst man zu dreien, wenn dieses Dreiblatt aus einem Selbst, dem Hunde und einem Stock, um den Hund fortzujagen, besteht“: so pflegte der Alte zu sagen. – Wurde die Frau von einem Husten geplagt, so freute das den Mann. Hatte der Mann einen Anfall von Rheumatismus, der ihn besonders heftig quälte, so rieb sich die Frau die Hände. „Bald holt dich Fradel,“ (das war der Totengräber des Dorfes), „Dich wird er schon zuerst holen.“ Mit solchen Reden suchten sie sich gegenseitig zu treffen.

Der kleine Benito fühlte sich von dieser starken und merkwürdigen Frau, die den anderen Menschen Furcht einflösste, sehr angezogen, und trieb sich oft bei ihr herum. Auch sie hatte eine grosse Vorliebe für ihn; vielleicht ahnte sie sein bedeutsames Schicksal voraus.

Wieviel seltsame Erkenntnisse leben noch heute in der Seele des Volkes dunkel fort! Sind es Überbleibsel untergegangener Kulturen? Mussolini kann noch heute davon erzählen, was er alles von der alten Giovanna gelernt hatte: über den bedeutungsvollen Einfluss des Mondes, je nachdem er zu- oder abnimmt; weshalb man den Mondschein beim Schlaf meiden soll; über den tieferen Sinn der Träume; über die Bedeutung des Neujahrsmorgens; über das Kartenschlagen; warum sich die Ochsen nicht von Frauen lenken lassen wollen; und dass bei den Hasen die Vorderbeine vom Laufen kürzer werden und die Hinterbeine sich verlängern, um beim Abrupfen ihrer Nahrung eine bessere Stütze zu bieten. Sagenhaft, malerisch ausgeschmückt, zum Teil kindlich waren die Geschichten, mit denen die alte Frau dem Knaben das grosse „Warum“ dieser Geheimnisse zu erklären versuchte; und doch vermittelte sie damit dem Kinde eine starke Ehrfurcht vor jenen unbekanntem Dingen, die so oft an das Tor unserer Seele klopfen, und in welchen so viel göttliche und menschliche Kraft liegt.

„Il sangue mi dice - bisogna che io ascolti il mio sangue“ - „Mein Blut spricht zu mir - ich muss auf das Sprechen meines Blutes hören.“ „E inutile, io sono come le bestie: sento il tempo che viene. Se do retta al mio istinto, non sbaglio mai“ - „Ich kann es nicht ändern, ich bin wie die Tiere: ich fühle das Wetter, ehe es kommt. Wenn ich mich auf meinen Instinkt verlasse, irre ich nie,“ so sagt Mussolini noch heute.

Tatsächlich räumt er den Imponderabilien einen wichtigen Platz bei der Vorausberechnung der Ereignisse ein; und vielleicht irrt er sich gerade deshalb so selten. Denn

Logik allein genügt nicht; und die Phantasie allein schweift gerne ab und verliert sich. Es bedarf vor allem jener schöpferischen Gestaltungskraft, die den Künstlern eigen ist.

Ein Mann, der die Tat mit klarer Erkenntnis übersieht und vorbereitet, dann aber, im Augenblick, wo er die Schwelle zum Handeln überschreitet, die Augen schliesst und sich dem Instinkt überlässt, der aus dem dunkeln Grunde des Unterbewusstseins spricht – ein solcher Mann bleibt niemals nur Taktiker, sondern ist auch Stratege; und nur so kann er ein ausserordentlich wachsamer und ungewöhnlich intuitiver Staatsmann sein.



Ich will hier ein kleines bezeichnendes Erlebnis einschalten. Eines Nachts sass Mussolini – er war bereits Ministerpräsident – in seinem stillen grossen Hause. Wie ein fernes Meeresrauschen klang ab und zu der Lärm der Stadt Rom herüber. Mussolini arbeitet sich in gewohnter Weise grade durch Dutzende von Zeitungen aller Länder durch. Zu jener Zeit waren die „Times“ und andere englische und amerikanische Zeitungen überfüllt mit Bildern und Nachrichten über die soeben ausgegrabene Mumie des alten Ägypterkönigs Tutankamen und über den tragischen Kampf, den Lord Carnarvon gegen die geheimnisvolle todbringende Magie der Ägypter führte. Plötzlich sprang Mussolini zum Telephon und rief einige überraschende Befehle hinein. Ihm war plötzlich eine tausendjährige, frisch ausgegrabene Mumie erschienen, die er vor wenigen Wochen geschenkt bekommen hatte, und die unten in einem Winkel des „Salone della Vittoria“ zwischen den Gobelins des Palazzo Ghigi neben seinem monumentalen Arbeitstisch ihren Standort hatte. Nun schien sie plötzlich vor ihm zu stehen, mit dünnen Binden umwunden, in dem bemalten Schrein, der sie beherbergte.

Mussolini hatte sofort den Befehl gegeben, sie zu ent-

fernen. Er telephonierte dann noch einmal um i Uhr, nochmals um 2 Uhr - alle 10 Minuten, um sich zu vergewissern, dass sein Befehl sogleich ausgeführt sei.

Man kann sich denken, welche Verwirrung dieser plötzliche Befehl in das friedliche, nächtliche Bureauleben der ministerialen Türhüter und Aufseher brachte, noch dazu in jenem Rom, wo man die Zeit noch mit orientalischen Begriffen mass und durchaus keine Eile hatte. Aber schon der Schatten Mussolinis wirkte - besonders in den ersten Monaten des Jahres 1923, als um ihn sowohl Legenden als auch wahre Geschichten kreisten - so gewaltig, dass man sich seinen Befehlen auch in der Nacht schnellstens fügte.

Überhaupt lernte man allmählich ihm zu gehorchen. So war es zwar schon längst vor Mussolinis Zeit eingeführt worden, dass in den Ministerien morgens Listen auslagen, in welche die angestellten Beamten sich zum Zeichen ihres pünktlichen Erscheinens namentlich eintragen mussten. Diese Listen wurden morgens um $\frac{1}{2}$ 9 wieder fortgenommen. Man wollte sich auf diese Weise vergewissern, wer von den Beamten wirklich arbeite und wer sich nur vom Staat unterhalten lasse, ohne etwas zu leisten. Aber man hatte damit nicht viel erreicht, denn die Beamten kamen einfach morgens hin, gaben ihre Unterschrift und gingen dann wieder ihrer Wege. Bis einmal Folgendes passierte:

Eines Morgens, nachdem alle ihre Unterschriften abgegeben hatten, ging ein höherer Beamter, strahlend vor Eitelkeit und Selbstzufriedenheit, soeben wieder die Treppe des Ministeriums hinunter, um sich vergnügt zu entfernen, als ihm ein jüngerer Herr begegnete, der im Begriff war, die Treppe hinaufzugehen.

„Was haben Sie denn vor, dass Sie schon wieder das Amt verlassen?“ fragte der jüngere Herr den Beamten, um die patzige Antwort zu erhalten: „Das geht Sie gar nichts an, kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten.“

Allein der jüngere Herr war anderer Ansicht: „Das geht

mich sehr viel an – ich bin Mussolini. Kommen Sie in mein Arbeitszimmer, dort können Sie mir Ihr Verhalten erklären. Sie sollten sich wirklich schämen.“

Von dieser Zeit an wurden die Herren Beamten in den Ministerien fügsamer. Und so kam es, dass in jener Nacht, als den Ministerpräsidenten die Manen der Pharaonen beunruhigten, bereits um drei Uhr morgens ein eiligst aus dem Depot des Kriegsministeriums angeforderter Lastwagen vor dem Tor des ethnographischen Museums von Rom hielt, um die Mumie dort abzuliefern. Glocken schrillten, Pfortner liefen herbei, Inspektoren wurden geweckt, und nahmen den dringlichen Befehl entgegen, die Mumie sofort in sicheres Gewahrsam zu bringen.



Die Ägypter pflegten bei ihren Gelagen einen Totenkopf aufzustellen. Er sollte sie daran erinnern, dass alle Freude vergänglich sei, dass aber auch die Traurigkeit keinen Sinn habe, denn alles gehe vorüber.

Wer aber – weder Geniesser noch Asket, weder Skeptiker noch Trappist – im Raume für seine Zeit wirkt, der darf sich nicht diesen hauchzarten, bössartigen Einflüssen aus dem Jenseits preisgeben, der darf sich nicht von einem Totensymbol daran mahnen lassen, dass das Dasein kurz ist, und alle Mühe vergeblich sei.

Und deshalb liess Mussolini die ägyptische Mumie noch in derselben Nacht aus seinem Arbeitszimmer entfernen.

BERÜHMTE UND OBSKURE FREUNDE

Jean Valjean und Gosetta. – Die abendlichen Zusammenkünfte.
– Im „Gollégio“. – Die Bäume und der Fluss. – Schwimmen und
Galoppieren. – Eine Apotheose. – „Meine Jahreszeiten.“
Armselige Kindheit.

Die Werke grosser Geister verstreuen ihren Samen über die ganze Welt. So kam auch eines Tages ein Exemplar der „Les Misérables“ von Victor Hugo in die Hütte von Dovia, wo der kleine Benito Mussolini aufwuchs. Es war eine schlechte italienische Ausgabe, mit engem Druck, schmierig und zerrissen. Jean Valjean, Cosetta oder der Herr Bischof hatten sie gebracht.

Mit weit aufgerissenen Augen hörte der Knabe zu, wenn im Stall mit halblauter Stimme aus diesem Buche vorgelesen wurde. Das Öllämpchen warf flackernde Riesenschatten auf die Wände und das dunkle Gebälk, während die Bauern dabei spannen und die Ochsen behaglich wiederkäuten. In dem vom Atem der Tiere erwärmten Raum spannen die Alten ihren Hanf, arbeiteten die Mädchen an ihrer Aussteuer; die Männer rauchten ein Pfeifchen und tranken dazu den „Nachwein“ (aus der zweiten, mit Wasser vermischten Kelterung der Trauben). Ab und zu gab einer der jüngeren Männer einem der Mädchen einen Rippenstoss, wie das so die Art von Bauern ist, wenn sie einem weiblichen Wesen den Hof machen. Je stärker der Rippenstoss, umso grösser die Liebe.

Um Mitternacht begaben sich dann alle in ihre Häuser.

Nur ein ganz kleiner, intimer Kreis blieb zurück, um noch mit leidenschaftlichen und verurteilenden Worten das Missgeschick eines Verhafteten oder die Liebesgeschichte eines gewissen Herrn Mario zu erörtern. Im Winter sind die Nächte lang, und auf dem Felde gibt es auch wenig zu tun. Diese Männer liessen in ihren Gesprächen nochmals die Phantasien des Dichters an sich vorüberziehen, fühlten dabei Hoffnung und Schmerz, droschen Phrasen dazu und ergaben sich jener Schönredneri, die einem guten Glauben an die grossen Ideen des eignen Jahrhunderts entsprang. Und weil diese Ideen salbunglos vorgetragen wurden, gingen sie den Leuten ans Herz. Auch das Herz des Knaben Benito öffnete sich diesen mit Poesie gepaarten Stimmen der Menschlichkeit.

Seiner Mutter war das garnicht recht. Sie war sich darüber klar, dass dieses Kind eine andere und kräftigere geistige Nahrung brauchte, als sie ihm das Dorf bieten konnte; und auch eine festere, aber dabei doch weniger rauhe Zügelung. Ein Rassepferd braucht einen erfahrenen Reiter. Sie drang deshalb so lange in ihren Gatten, bis der alte Revolutionär seinen Widerwillen gegen die von Priestern geleiteten Institute überwand. Schliesslich waren ja diese Institute die einzige Bildungsmöglichkeit in der Provinz. So wurde denn Benito zu den Salesianern nach Faenza gebracht.

Seine, viele Jahre später im Gefängnis niedergeschriebenen Erinnerungen berichten darüber:

„Mein Vater war anfangs durchaus gegen diesen Plan, „aber schliesslich gab er nach. In den Wochen vor meiner „Abreise war ich ein noch ärgerer Strassenjunge als je zu „vor. Ich empfand innerlich eine gewisse Unruhe, ich hatte „das unklare Gefühl, dass die Begriffe ‚Kerker‘ und ‚Col- „legio‘ miteinander verwandt seien. Ich wollte mich noch „des Lebens erfreuen, ich wollte meine Freiheit geniessen, „auf den Strassen, auf den Feldern, an den Gräben. Die

„letzten Tage meiner Freiheit brachte ich in den Weinbergen, zwischen den reifen Trauben, zu.“

„Gegen Mitte Oktober lag alles bereit: Kleider, Wäsche und Geld.“

„Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob mir der Abschied von den Geschwistern schmerzlich war; Edvige zählte damals erst drei Jahre, Arnaldo sieben.“

„Aber ich weiss noch heute, dass es mir einen tiefen Schmerz bereitete, meinen Zeisig verlassen zu müssen, den ich mir in einem Käfig am Fenster hielt.“

„Am Vorabend der Abreise hatte ich noch einen Streit mit einem Kameraden; ich wollte ihm einen Fausthieb versetzen, aber statt ihn zu treffen, schlug ich an die Mauer, und verletzte mir dabei die Knöchel. So musste ich mit einer verbundenen Hand abreisen.“

„Im Augenblick meines Abschiedes begann ich zu weinen. Mein Vater und ich nahmen in einem Eselskarren Platz. Das Gepäck verstauten wir unter dem Sitz. Dann begann die Fahrt.“

„Wir hatten noch kaum zweihundert Meter zurückgelegt, als der Esel stolperte und stürzte.“

„Ein schlimmes Vorzeichen“, sagte mein Vater; dann half er dem Esel auf, und wir setzten die Fahrt fort. Auf der ganzen Fahrt wurde kein Wort gesprochen. Ich betrachtete die Landschaft, die sich allmählich ihres Grüns entledigte, ich verfolgte den Flug der Schwalben und den Lauf des Flusses. Wir durchfuhren Forli. Die Stadt machte einen grossen Eindruck auf mich. Ich war wohl schon einmal früher dort gewesen, aber ich hatte keine Erinnerung daran; ich wusste nur noch, dass ich mich damals verlaufen hatte und erst nach einigen Stunden zweifelten Suchens von meinen Leuten bei einem Schuster gefunden worden war, an dessen Tisch ich ganz ruhig sass. Er hatte mir, dem kaum vierjährigen Kinde, grossmütig eine halbe toskanische Zigarre zum Rauchen gegeben.“



MUNICIPIO
CASTELLANO GÓRVIA
1168

Mussolini Benito

Illmo Sig. Sindaco,

18

Mussolini Benito di Mussolino di
di affetto 1899, nato e domiciliato nel Comune di
Pedafra (prov. di Tort.) licenziato d'onore dalla
Regia Scuola Normale di Scienze Superiori di
Tortona, fa rispettosa domanda alla
S. V. Illma per essere ammesso quale candidato
al concorso per un posto di maestro elementare,
vacante nel Capoluogo del Comune che la
S. V. Illma presiede.

Comune
non ha
potuto
cari.

Traccio minime documentate
presenti nell'Atto di N. S. Illmo
Traccio essere esaudito
interessa intate grazie e si firma della
S. V. Illma

4

1899
Mussolini Benito
Maestro Elementare

Pedafra, 17 Luglio 1901

Bewerbungsschreiben des Volksschullehrers Mussolini um einen freien
Lehrerposten im Jahre 1901

Mio amico,

Lausanne - 3 - II - 902

Queste che sto per scriverti sono memorie.
Cristi memorie di una gioventù disperata
che vede svanire tutto - fin l'ideale.
Quello che conteranno le pagine seguenti
tu non le diras a nessuno; sola una donna
sa i miei dolori e quando avrai letto, tu
ci maledirai se ne farai oggetto di chiacchiere.
Non si deve parlare ingiustamente questa mia
pretesa al segreto - E comincio -
Parti da Gualtiero - saltando solo la
mia donna - la mattina del 4 luglio -
Era un martedì - Da Parma a Milano
e da Milano a Chiasso il caldo insopportabile
per poco non mi fu capace di sete.
Chiasso il primo paese repubblicano
mi ospitò sino alle 10 $\frac{1}{2}$ di sera - Ebbi

„Beim Eintreffen in Faenza, machte mir die eiserne „Brücke den grössten Eindruck. Sie führt über den Lamone „und verbindet die Stadt mit den Vororten.“

„Es mochte ungefähr zwei Uhr nachmittag sein, als wir „am Collegio dei Salesiani“, dem Institut der Salesianer, „anklopften. Man kam und öffnete uns. Ich wurde dem „Censur, dem Studieninspektor, vorgestellt; er betrachtete „mich und sagte: ‚Das muss ein lebhaftes Kind sein.‘ - Dann „umarmte und küsste mich mein Vater. Auch er war sehr „bewegt. Als ich die grosse Eingangstür hinter ihm zufallen „hörte, brach ich in Tränen aus.“

Der Schmerz, seine Bäume und den klaren heimatlichen Fluss verlassen zu müssen, war gross. Denn der Knabe hatte diese beiden sehr in sein Herz geschlossen. In späteren Tagen vertraute Mussolini in einem seltenen Augenblick von Mitteilbarkeit einem Freunde an, dass er in den ernstesten Augenblicken seines Lebens, ganz gleich ob es sich um freudige oder schmerzliche handle, nur die Augen zu schliessen brauche, um in visionärer Ekstase „Bäume, viele Bäume und den Fluss!“ zu sehen.

Es war so schön, in den heissesten Mittagsstunden des Sommers den Fluss mit den Gefährten um die Wette zu durchschwimmen und die schäumende Strömung mit der Brust und erstarkenden Schultern zu besiegen! Noch schöner aber war es am frühesten Morgen, wenn er das Pferdchen seines Vaters zur Tränke brachte, schnurgerade im Galopp durch das grünende Land, auf blankem Pferderücken, mit harten Fersen das Tier anspornend, in Hemdärmeln glücklich und stolzer als ein König.

Später, am 21. April 1923, feierte man in Rom zum erstenmal den „Dies sacri natalis“ des lateinischen Kaiserreiches, den „Tag der heiligen Geburt“, der Gründung Roms. Dieser Festtag sollte die Stelle des internationalen

1. Mai einnehmen. Der Festzug marschierte an den Ruinen und Triumphbögen vorbei, vorbei an den Thermen des Caracalla und am Altar des „Milite Ignoto“, des unbekanntem Soldaten, und am Palast San Marco, der einst dem Kirchenstaat und der Seestadt Venedig gehört hatte und nun, nach einem Jahrhundert, den Händen Österreichs entrissen worden war. Die Jugend der Nation scharte sich bei diesem Fest um den jugendlichen Führer. Er trug „la camicia nera“, das schwarze Hemd, und über die Schultern die Schärpe in den Farben Roms. Und oft beugte er sich herab, um den prächtigen Fuchs, auf dem er ritt, zu liebkosen.

Vielleicht dachte er dabei an den wilden Knaben von damals auf dem struppigen Pferdchen, vielleicht sah er durch die schwarze Flut der ihm fanatisch huldigenden Männer den klaren Fluss und die Bäume der Heimat.

Unsere Seele ist jünger als unser Körper, denn ihr Massstab ist die Ewigkeit; ihr erscheinen ferne Augenblicke oft als etwas Nahes und die seltsamsten Dinge so natürlich wie ein Traum. Dreihunderttausend Menschen jauchzten ihm bei dieser Feier zu, nicht mehr die vier kleinen streitsüchtigen Jungen, deren Anführer er einst war. Die Szene wechselt, der Schauplatz vergrößert sich; nur der Geist des Helden bleibt sich gleich, wenn er als wahrer Berufener zum Herrschen geboren wurde.

Stark, unbeugsam, grüsst sein ausgestreckter Arm auf Römerart die Kohorten seiner Miliz und die fliegenden Adler auf ihren Standarten. Man bewundert seine Haltung, und in manchem nachdenklichen Kopf der vom gemeinsamen Sturm der Begeisterung bewegten Menge mag wohl die Frage aufgetaucht sein: „Chi è mai questo?“ Was ist dieser eigentlich? Ist er Abgeordneter und Premierminister eines konstitutionellen und durchaus parlamentarischen Staates - oder ist er ein kommandierender General? Ist er Seine Exzellenz, der Ministerpräsident - oder ein Diktator? Ist er ein Parteiführer, ein höherer Beamter, oder

das Haupt einer bewaffneten Schar? Ist er ein „Capitano del Popolo“, ein Volksführer, wie seine Vorfahren waren, oder ist er die Wiedergeburt des „Condottiere“, des antiken typisch-italienischen Söldnerführers? – Was fühlt, was denkt, was meint das Volk damit, wenn es spontan aus eigenstem Antriebe ihn jauchzend „il Duce“ ruft, und ihm damit, aus tiefem Herzen auf die Lippen springend, einen der am wenigsten gebräuchlichen alten Föhrrertitel verleiht.



„Mehr noch als die Menschen beeinflussten mich stets die Dinge, die Jahreszeiten und die Landschaft,“ bekennt der Duce manchmal, wenn er in Gedanken versunken mit langsamer, leiser Stimme einen Augenblick lang sich selbst kritisch betrachtet, und dabei das unbewusste Heimweh des reifen Mannes nach der Kindheit verspürt. Und in seinen Aufzeichnungen schreibt er:

„Ihr meine grünenden Hügel, ihr meine Jahreszeiten! „Wie brachte ich ganze Nächte zu im Heu oder Stroh, bis „morgens die Männer kamen, um mit der grossen Walze das „Korn zu dreschen. Sie schwitzten und tranken und tranken „und schwitzten und mühten sich ab. In späterer Zeit fuhr „mein Vater einmal nach Mailand, zu einem gewissen Inge- „nieur Riva, und brachte die erste Dampf-Dreschmaschine „zu uns. Mailand, Ingenieur Riva, eine Maschine: Namen, „Dinge, Orte, die mir märchenhaft erschienen. Ich hatte „noch nicht mal eine Lokomotive gesehen. Die Dresch- „arbeiter wollten die Maschine nicht in Tätigkeit treten las- „sen, weil sie um ihr Rrot fürchteten, und mein Vater „musste viele Kämpfe ausfechten, um die Maschine ver- „mieten zu können.“

„Du, mein Vaterhaus, wie arm warst du, wie arm. Und „wie arm und herbe war mein Leben. Wer unter den Men- „schen hat mir je Zärtlichkeit erwiesen! Du, meine Mutter, „du von tausend Sorgen Gequälte.“



Es war ein armes Leben, in dem er aufwuchs. Kaffee lernte er zum erstenmal mit zwanzig Jahren kennen. Auch Milch war in jener Gegend ein fast unbekannter Luxus. Fleisch sah man nur an Festtagen, nicht einmal jeden Sonntag, sondern nur bei besonders feierlichen Anlässen, wenn z.B. die Musikkapelle ins Dorf kam. Dann übernahm jede der Familien des Dorfes ein paar Musikanten, und da musste man doch ausser Suppe und Wein auch ein wirkliches Fleischgericht bieten. Solches geschah z.B. regelmässig am zweiten Sonntag im August, wenn das Fest des Hl. Demetrius gefeiert wurde.

Daher kam es, dass die Mutter sich viel Sorgen machte, wenn der Tag der Wahlen, dem so viele Versammlungen vorausgingen, nahte. Denn der Vater war dann so sehr der Freude hingegeben, reden zu hören und die Leute einzuladen, dass er weder auf die damit verbundenen Ausgaben achtete, noch auf seine Armut, und der Mutter oft unvorberichtet fünf bis sechs Tischgäste nach Haus brachte.

„Das Menu bei uns bestand gewöhnlich aus Suppe, ein „wenig Salat und Brot,“ erzählte der Mann, der heute ein „gefeierter Gast des Königs ist. „Zum Abend gab es fast „regelmässig irgendwelche Wurzeln, meist wildwachsende „Zichorie, die meine Grossmutter auf den Feldern zusammen gesucht hatte. Das wurde gekocht und dann mit „einem sparsamen Tröpflein Öl gewürzt. Es schmeckte „übrigens ausgezeichnet, aber meistens war der Hunger „nicht ganz gestillt.“

Es war ein armes Haus. Bei den Kirchweihfesten auf dem Jahrmarkt in Forli betrachtete der Knabe oft sehnsüchtig die Buden der Schnellphotographen und deren Auslagen, wo so viele Kinder seines Alters auf glänzenden Kärtchen im Bilde zu sehen waren. Aber zu solchem Luxus langte es nicht.

„Wissen Sie, dass es von mir kein Kinderbild gibt?“ erzählte er mir einmal. „Auch kein Gruppenbild mit meinen

„Geschwistern. Meine erste Photographie stammt aus meinem zwanzigsten Lebensjahr.“ (Sie ist in diesem Buche zum erstenmal veröffentlicht.)

„Meine arme Mutter musste sich sehr plagen. Manchmal konnte sie nicht schlafen, und ich hörte dann, wie sie aus dem Bette stieg und unruhig auf den Fliesen auf und ab ging, um ihre erregten Nerven zu beschwichtigen; das geschah manchmal zehnmal, oft auch zwanzigmal in einer Nacht. Am Morgen wachte sie dann abgespannt und müde auf. Und musste trotzdem ihren Unterricht in der Schule geben.“

Die besten Freunde des Kindes waren die Käuzchen. Ungeduldig wartete er in jedem Jahr auf die Zeit, wo sie unter dem Bogen der Brücke nisteten. Dann ging er mit einem langen Rohr hin und fing sich die Jungen mit der Leimrute. Er zog sich dann eines der Jungen auf und hielt es auf einem kleinen Gestell neben seinem Bett:

„Wenn ich dann nachts erwachte, sah ich diese runden, gelben Augen phosphoreszierend, gleich goldenen Scheiben, weit geöffnet auf mich gerichtet, mich bewachend.“

Seltene heitere Lichtpunkte des Daseins waren die Kalenderfeste, meistens die Patroziniumsfeste der benachbarten Ortschaften. Sie hatten Kirchweihmusik zur Folge, zuweilen Wettkämpfe, und vor allem heisse Krapfen:

„Das war eine armselige Lustigkeit, gewiss, aber die Sorglosigkeit und die süsse Zärtlichkeit einer gesicherten Kindheit hab' ich nie kennengelernt. Könnt ihr es nach allem verstehen, dass ich in der Schule, im Institut, und in gewissem Grade auch noch jetzt, mitten im Leben stehend, herb und verschlossen, stachelig und fast wild sein muss?“

Im Collegio, bei den Salesianern, gab es drei Tische: den Tisch „dei nobili“, den mittleren Tisch und den gewöhnlichen Tisch. Natürlich musste der kleine Benito an dem letzten sitzen, dem armseligsten. - In den Akten der Prä-

fektur zu Forli befindet sich noch ein rührender Brief von der Mutter Mussolinis. Darin bittet sie als Gemeindelehrerin um eine kleine Beihilfe (die ihr übrigens verweigert wurde) für das Studium ihres Sohnes, der nach dem Urteil massgebender Leute „hoffen lasse, dass etwas aus ihm werde“ – „lusinga di poter promettere qualche cosa“ –, wie sie sich mit zarter, zurückhaltender, aber würdevoller Demut ausdrückte.

Unter diesen Verhältnissen litt der Knabe; sein Stolz begegnete den frühzeitigen Demütigungen mit Widersetzlichkeiten und sprunghaftem Wesen. Man behielt ihn nur, weil er begabt war, gut lernte und weil seine Mutter oft weinend für ihn bat; und doch wurde er zweimal ausgewiesen. Er wollte nie dulden, dass jemand tüchtiger war als er oder ihn in irgendeiner Sache überträfe. Er konnte monatelang ganz ruhig sein, bis plötzlich eine trübe Jahreszeit seine Lebensäfte in Unruhe brachte und dunkle, übermächtige Triebe in ihm Macht gewannen. Dann liess er sich um eines Wortes, um eines Blickes willen, oft überhaupt um nichts, dazu hinreissen, seine Kameraden mit den Fäusten zu bearbeiten und sie zu terrorisieren. Und nachher liess er sich von ihnen um Verzeihung bitten.

Im Hause eines dieser Mitschüler, den er ebenfalls übel behandelt hatte und bei dem er dann in Begleitung seiner Mutter seine Entschuldigungen vorbringen musste, sah er zum erstenmal ein Ding, das ihn in höchste Bewunderung versetzte: Es war der Dante, mit den Bildern von Gustav Doré. Noch heute verraten seine Augen – wenn er auf diese Sache zu sprechen kommt – die Verwirrung, die dieses wunderbare Ereignis in ihm hervorgerufen hatte.

Ein andermal sollte er wegen einzelner Verfehlungen aus dem Institut ausgewiesen werden; man begnügte sich jedoch damit, ihm die Ruhepause auf die Dauer von zwölf Tagen zu entziehen. Vier Stunden lang musste er jeden Tag, in einen Winkel neben die Tür verbannt, unbeweglich knien,

einsam, unter der Aufsicht eines Erziehers, während sich die anderen Kinder vergnügten. Ganz genau kann er sich an den Vorfall nicht mehr erinnern, aber es kommt ihm so vor, als seien ausserdem noch auf dem Boden Maiskörner ausgestreut gewesen, um die Strafe zu verstärken. Eins jedoch steht fest: als die zwölf Tage zu Ende waren, hatte er zwei tiefe Wunden an den Knien.

„Mussolini, dein Gewissen ist schwarz wie die Hölle,“ raunte ihm eines Tages der Direktor dumpf ins Ohr. „Geh morgen zur Beichte.“ Doch die Seele des Kleinen war in einem Zustand so wütender Auflehnung, dass sie sich nicht einschüchtern liess. Um der Beichte zu entgehen, die ihm so verständnislos auferlegt worden war, brachte er die ganze Nacht, endlose Stunden der Dunkelheit, im Pferch zu, hinter einem Pfeiler zusammengekauert. Zwei schreckliche Hofhunde bellten. Der Zehnjährige begann zu zittern: Wenn die Hunde ihn auf spürten, so würden sie ihn zerreißen. Aber obwohl er vor Angst zitterte, wollte er doch nicht nachgeben: „Nein, nein, man hatte mich so sehr gedemütigt – ich wollte meine Genugtuung haben!“

In Forlimpopoli, wohin er dann später kam, hatte ihn der Leiter des Institutes, Professor Carducci – ein Bruder des berühmten Dichters Giosué Carducci –, wirklich lieb. Er versuchte, ihn mit Vernunft zu lenken und durch Güte zu überzeugen. Diese Aufgabe wurde immer weniger schwierig, je mehr der Knabe, heranwachsend, Erfahrung, Menschenkenntnis und Selbstbeherrschung gewann.

„Trotzdem ist meine wirkliche Lebensgeschichte ganz „allein in den ersten fünfzehn Jahren meines Lebens enthalten,“ bemerkte Mussolini später einmal nachdenklich. „Damals habe ich mich geformt. Ich fühle, dass die Einflüsse von damals bestimmend waren. Alles war schon „damals im Keim in mir vorhanden.“

VIII

ROMA DEA, ALMA ROMA MATER!

Die Freunde des wilden Knaben. – Der Faschismus und die Beschützung der Schwächlichen. – Mussolini und die Kirche. – Die Freimaurerei und die Anrufung Gottes im Parlament.



wei Nachrichten, die den Knaben in der gefängnisartigen Abgeschlossenheit des „Collegio di San Francesco di Sales“ in Faenza erreichten, bereiteten ihm bitteren Schmerz: ein Bauer hatte aus boshafter Rachsucht dem geliebten Pferdchen das Bein zerschmettert, so dass das Tier getötet werden musste; und die gefiederten Lieblinge, sein Zeisig und sein Käuzchen, die er sich selbst gezähmt hatte, waren verhungert, weil man vergessen hatte ihnen Futter zu geben. Benito besass zwar nicht jene Überschwenglichkeit Tieren gegenüber, wie sie manchen Menschen eigen ist, die dafür umso weniger Menschenliebe zeigen. Aber Tiere, das fühlte er, standen, wie alles, was schwach und wehrlos ist, wie die kleinen Kinder und das Weib, unter dem Schutz der Starken. Dieses Gefühl entsprang jenem tiefen Naturinstinkt, der von den ritterlichen Orden Jahrhunderte hindurch gepflegt wurde. Der jüngste dieser Orden ist in unserer Zeit der Faschismus.

Als der Knabe nach Hause zurückkehrte, vermochte er der alten Bäuerin, die ihm seine Vögel verhungern liess, und damit solchen Schmerz zugefügt hatte, nicht mehr ins Gesicht zu sehen.

Einen Trost hatte der heranwachsende Knabe, dessen Gesichtszüge anfangen sich schärfer auszuprägen, inzwischen doch gefunden; er hatte gelernt auf die Schriften der Väter zurückzugreifen, auf das Latein. Die Lebensgeschichte

Caesars, die Weisheit eines Tacitus, die Dichtung des Aeneas – das alles bezauberte ihn ebenso stark wie die sagenhafte Geschichte jenes Banditendorfes auf den Hügeln Latiums, das zum weltbeherrschenden Rom heranwuchs und dem Erdball Gesetze gab.

Rom ist in den treuen Herzen der Romagna stets gegenwärtig und lebendig. In der Romagna wie in Veneto und anderen Provinzen Italiens nennt man die himmlische Milchstrasse „La strada di Roma“, die Strasse nach Rom, und behauptet, dass sie genau dorthin weise.

Kinder haben oft den Drang, die Dinge, mit denen sich ihr Geist am stärksten beschäftigt, durch Kritzeleien auszudrücken; aufrührerische Naturen unter ihnen zeichnen Karikaturen, der zukünftige Kaufmann übt eine schnörkelreiche Unterschrift, der Sentimentale schreibt das Wort „Mutter“ in seine Schulbücher, der Verliebte schneidet den Namen seines Mädchens in Baumrinde.

Für Benito Mussolini gab es nur eins: Rom. Rom war ihm Mutter und Geliebte. Dieses eine Wort, Rom, schrieb er immer wieder, von seinem zehnten bis zum sechzehnten Lebensjahr, mit begeisterter Bewunderung hin. Vielleicht trieb ihn dazu eine innere Stimme, jener Stimme verwandt, die Johanna im Garten von Domremy zu vernehmen glaubte. Denn wie die Hirtin aus Lothringen, so sollte auch dieses Bauernkind der Romagna einst zu den Waffen rufen und aus Liebe zu seinem Land Italien grosse Dinge vollbringen.



Man weiss nicht, inwieweit der Aufenthalt in dem geistlichen Institut und die Erziehung dort einen Einfluss auf die Seele des Mannes ausgeübt haben. Als Jüngling und jüngerer Mann war er Religionsgegner, und auch heute noch ist er gegen jede Formel, und jede Bigotterie, ob nun konfessionell oder antikonfessionell, ist ihm fremd. Er ist ein

Fanatiker der Einheit seines Landes und mag keine der vielen Sekten. Die mächtigsten Schläge, die gegen die geheime internationale Freimaurerei in den fünfzig Jahren seit dem Bestehen des geeinten Italiens geführt wurden, kamen beide von demselben Manne, Mussolini: im Jahre 1910 zwang er die Sozialisten und 1923 die Faschisten, zwischen der Freimaurerei und der von ihm geleiteten Partei zu wählen. Aber wenn er auch die antiklerikalen Vereinigungen nicht liebt, so hat er deshalb keineswegs etwa eine Zuneigung für die klerikalen Verbände. Sooft sich eine Gelegenheit bietet – und das ist häufig – gibt er den politisierenden Geistlichen eins auf den Kopf, und zwar mit solcher Kraft, dass Don Sturzo, ihr Führer, es noch heute spürt.

In der Politik erzielen die mittelmässigen Schlauköpfe manchmal durch Ränke und Kniffe Augenblickserfolge, die jedoch nur Verwirrung bringen. Übertreffende Geister dagegen versuchen vor allem die Probleme zu vereinfachen. Wenn Mussolini sich Schulter an Schulter mit der Kirche auf den Boden des Katholizismus stellt und sogar versucht, die Nation mit neuem, wiederbelebten religiösen Geist zu erfüllen, so kann er das nur tun, indem er die klerikale Frage von der religiösen trennt und dadurch eine Zusammenarbeit mit der Kirche ermöglicht. Würde er die Kirche zwar anerkennen, aber sich feindselig von ihr entfernt halten, so überliesse er ihr die Zügel der Herrschaft, ohne eine Kontrolle über dieses bedeutsame Geistesgebiet zu haben. Der Klerus hat es stets verstanden, aus unklaren Situationen Nutzen für sich zu ziehen, unter Berufung auf die ihm zugewiesene Rolle des verfolgten Gläubigen.

Mussolinis religiöse Gegnerschaft gegen den Klerus zeigt sich unverhüllt; sie ist durchgreifend und wirksam. Er ist nur gegen die Machtbegierde des Klerus, nicht gegen die Religion. So führte er neuerlich das Kruzifix und das Morgenbetet wieder in den Volksschulen ein, und ebenso das Studium der Religionsgeschichte in allen Klassen der Mittel-

schulen. Und bei der feierlichen Sitzung aus Anlass seines Amtsantrittes hallte das Wort „Gott“ durch den dumpfen, grauen Saal des neuen Parlaments, als er den Beistand des Höchsten für die kommende grosse Arbeit anrief.

Wie kann auch ein Geschlecht wie das italienische, das Jahrtausende alt geworden und durch Kreuzungen und fremde Invasionen stark gemischt wurde, das sich zudem noch nach allen vier Himmelsrichtungen unaufhörlich ausgebreitet hat – wie kann ein solches Geschlecht die völkische Einheit empfinden, wenn es nicht zugleich mit dem Begriff der Volksgesamtheit auch den Begriff des Ewigen in sich stärkt. Ein Volk kann nicht gegen Widerwärtigkeiten gestählt und gross und siegreich sein, wenn es dem Hedonismus huldigt und sich in selbstsüchtigen Begierden zerbröckelt, wenn das Symbol der höchsten Verehrung – das Vaterland – nicht in der Nähe des Allerhöchsten – Gottes – aufgerichtet ist.

Wenn auch der kleine Benito als Schüler der Salesianer in der Kirche stets eine starke Gemütsbewegung empfand, ohne zu wissen weshalb, so war sich der Mann Mussolini darüber klar geworden, dass es sich da um eine Kraft handelt, die aus geheimnisvollen Tiefen entspringt. Er hatte die Tiefe und die Erhebung kennengelernt, die Macht des katholischen, universalen, römischen Reiches, dessen Bürger Christus ist, wie sich auch Paulus als dessen Bürger bekannte, eine Macht nationaler Einheit und allumfassender Ausdehnung, die nicht mehr übergangen werden kann.

Wer, wie der Maurer Benito Mussolini, im Auslande gelebt und gearbeitet hat, und das nicht als Vergnügungsreisender in guten Hotels, sondern in der untersten Schicht des fremden Humus, der weiss diese Dinge besser als die in Italien eingeschlossenen Landsleute.

Denn je mehr man die fernen Dinge kennenlernt, umso mehr erkennt man, dass das Wort „Italien“ wie ein Licht, das von einem stärkeren Glanz verzehrt wird, ganz im

Ruhm des antiken Wortes: Rom aufgeht. So wie der Strahl eines weitentfernten Sternes noch immer durch den Welt-
raum eilt und anderen Gestirnen leuchtet, auch wenn sein
Kern bereits durch neue Konstellationen umgewandelt worden
ist.

IX

GEISTIGER AUFSTIEG

Der Primus der Klasse wird gelobt. – Grispi und Mussolini. – „Aus seinem ganzen Leben ein ganzes Meisterstück machen“.

Nachdem Benito das Institut der Salesianer verlassen hatte, trat er in das Lehrerseminar von Forlimpopoli ein. Der Trennungsschmerz war diesmal viel geringer, denn der Knabe hatte bereits jene Lust des Lernens gekostet, die einen lernbegierigen Jüngling wie ein unwiderstehlicher Begeisterungsrausch überfällt.

O göttliche Jugend, wo jeder Tag neue Eindrücke erschliesst und jede Antwort auf ein „Warum“ neue Fragen gebiert. Zu allen Schwellen des Wissens treibt einen das lebhafteste Verlangen, sie zu überschreiten. Süsse Lebenszeit, wo das Leben noch weit ausgebreitet vor einem liegt, scheinbar von unendlicher Länge, und wo auf jeden herrlichen Tag eine lange Nacht folgt, erfüllt von erfrischendem Schlaf und tiefen Träumen. Tag für Tag spürt man mit Stolz das eigene Wachstum, fühlt man die Schauer unerklärlicher erregter Unruhen, und der Geist, der sich noch nicht an den Wänden eines Käfigs wund geflattert hat, schweift jauchzend in die schrankenlose Weite. Wer einmal wirklich jung gewesen war, dem schlägt auch noch als reifem Mann das Herz hell auf, wenn er später das zauberhafte Wort „Jugend“ hört.

Eine der schönsten Erinnerungen seines Lebens waren die Erläuterungen, die der Bruder des Dichters Carducci den Schülern zu dessen Werk „Davanti San Guido“ gab. Tief rührte es ihn zu hören, wie der alte Professor, den er so gern hatte, mit gerührter Stimme die weichen beschwörenden Verse vorlas, Erinnerungen einer andern wilden Kind-

heit. Eines Tages besuchte der Dichter Carducci seinen Bruder, den Professor, in der Schule. Die Schüler begrüßten den Dichter mit einem Trompetentusch. Es soll ohrenzerreißend geklungen haben, erzählte Mussolini später einmal. Damals aber sah er nur den Dichter, mit wirrem Haar und zwei lebhaften leuchtenden Augen, die ihn ungemein anzogen. Und er lauschte den Worten seiner väterlichen besorgten rauhen Stimme: „Bedeckt eure Köpfe, Kinder, die Sonne brennt.“

Der kleine Benito hatte es vermocht, ungeachtet der Schelmenstreiche, zu denen ihn sein unruhiges Temperament hinriss, das Vertrauen seiner Lehrer in solchem Masse zu gewinnen, dass sie ihn trotz seiner siebzehn Jahre dazu ausersahen, die Gedächtnisrede auf Giuseppe Verdi im Theater zu Forli zu halten. Und das wurde ein Triumph.

Es ist ein eigenes Ding um die Schullaufbahn bedeutender Männer. So manche der Vorwürfe, die ein einsichtiger Lehrer dem fleissigen, aber unruhigen Schüler Mussolini hätte machen können, wären wohl jenen Bemerkungen nicht unähnlich geworden, die der scharfsichtige Lehrer der Militärschule zu Brienne über den neuen Untertan seiner allerchristlichsten Majestät des Königs von Frankreich, einen jungen Korsen, niedergeschrieben hatte: „Er ist aussergewöhnlich fleissig, vertraut sich aber keinem an, pflegt keine Freundschaften und scheint sich in grenzenlosem Ehrgeiz zu verzehren.“ Jener Schüler hiess Bonaparte.

Auch Mussolini konnte bereits als Schüler seine schon geformte Persönlichkeit nicht durch die Begrenztheit irgendeines Problems einengen lassen. Ihn interessierte immer die Frage an sich, ohne ihre schulmässige Begrenzung, und er suchte sie stets vom Standpunkt eines Mannes, nicht eines Schülers, gründlich zu erschöpfen.

Sein Verhältnis zur Schule und zum Leben wird sehr gut durch folgende Geschichte gekennzeichnet: Als Mussolini zur Macht gelangt war, brachten die Leute jener Stadt eine

Mussolini-Erinnerungstafel an der Front des Schulgebäudes an; sie sollte daran erinnern, dass Mussolini dort zur Schule gegangen war. Im Jahre 1923 sollte aber auf Grund behördlicher Erhebungen die Schule in Forlimpopoli aufgehoben werden. Die Leute wandten sich nun an das Oberhaupt der Regierung und baten um Erhaltung der Schule, unter Hinweis auf seine dort verbrachte Schulzeit und die Gedenktafel. Sie bekamen von Mussolini die freundliche, aber keinen Widerspruch duldende Antwort, dass Massnahmen, die für die Zukunft getroffen seien, nicht durch schätzenswerte Erinnerungen an die Vergangenheit beeinträchtigt werden dürften. Gesetze müssen befolgt werden, sie dürfen nicht wie Gummi von all und jedem je nach dem persönlichen Vorteil zu rechtgeformt werden.

Völker sind wie Kinder: sie verachten jeden, der ihnen nachgibt.

Als Mussolini mit dem Lehrerdiplom wieder nach Hause zurückgekehrt war, bemühte er sich um die freigewordene Stelle eines Gemeinbeschreibers beim Gemeindeamt Predappio. Er tat das hauptsächlich, um in der Nähe seiner kränklich gewordenen Mutter zu bleiben. Aber man fand ihn mit seinen 18 Jahren zu jung für einen solchen Posten. Auch hatte er bereits den Ruf eines Revolutionärs und Aufrührers und galt als ein wenig geschmeidiger Charakter; ausserdem hatten sich die Leute auch über seine Erfolge als Festredner im Institut geärgert.

*

Als der Chefredakteur der Mailänder Zeitung „Popolo d'Italia“ - dieser Chefredakteur war Mussolini - am Abend des 31. Oktober 1922 zum „Viminale“ nach Rom abgereist war, blieben wir vier Redakteure und einige treue Freunde in der Redaktion der Zeitung zurück. Wir versuchten mit unnützen, aber immerhin tröstenden Gesprächen die Leere auszufüllen, die durch seine glorreiche Abreise entstanden war.

Die erste Tat des neuen Staatslenkers Mussolini, der damals aus der Redaktion des „Popolo d'Italia“ nach Rom zur Übernahme der Regierung berufen worden war – die erste Tat noch vor Übernahme seiner neuen schweren Aufgabe war es gewesen, seine journalistische Mission nunmehr sicheren und treuen Händen zu übergeben. Er ernannte seinen Bruder Arnaldo Mussolini zum Nachfolger in der Leitung des „Popolo d'Italia“. Arnaldo war so gerührt darüber, dass er sich kaum getraute den Platz im Zimmer des Leiters einzunehmen, und er liess auch späterhin dort alles, wie es gewesen war, damit sein grosser Bruder sich auch bei Besuchen in der Redaktion niemals als Fremder fühle. In jener bedeutsamen Stunde erzählte uns Arnaldo Mussolini von den Ahnungen seines Vaters. Er sagte: „Mein lieber, armer Vater, er muss das alles schon gehaut haben; denn als man damals meinem Bruder Benito den Posten des Gemeinbeschreibers verweigerte, schalt er den Bürgermeister und die Gemeinderäte öffentlich aus und sagte ihnen: „Ihr werdet euch noch einmal schämen, dass ihr meinen Sohn nicht als Gemeinsekretär gewollt habt, so wie sich die Heimat von Francesco Crispi einst später aus dem gleichen Grunde zu schämen haben wird.“ Diese väterliche Behauptung war wirklich fast prophetisch, denn damals, als sie ausgesprochen wurde, war Crispi sowohl bei den Sozialisten als auch bei den Demokraten in gleicher Weise verhasst.



Wirklich hat der Sohn des Schmiedes aus der Romagna vieles mit Crispi gemeinsam: den stolzen Charakter, den starken Sinn für Staatsautorität und das Gefühl für die Würde des Begriffes: Italien. Auch Mussolini bewundert Crispi und beurteilt ihn treffend: „Alle Eigenschaften bei „Crispi sind angeboren, nichts ist angenommen. Gebieterisch, jähzornig und voll Verachtung, mit einem schwierigen Charakter ausgestattet, unduldsam, mit einem geni-

„alen Sinn für die Politik und für das Vaterland – so war „er schon mit zwanzig Jahren, und mit fünfzig war er auch „nicht anders geworden, höchstens etwas herber und weniger „elastisch und biegsam; weder die Jahre noch die Erfahrungen hatten ihn gereift noch geläutert.“

In dieser Anerkennung wie in der Kritik liegt eine unfreiwillige Beichte Mussolinis.

*

„Heute wäre ich nicht fähig, Ihnen einen englischen Brief „zu schreiben; aber in einem Monat werde ich es können, „und ich verspreche Ihnen, dass sie ihn dann bekommen.“

Solcherart verabschiedete sich Mussolini im November 1922 von Lady Curzon und dem englischen Minister, die ein wenig über diesen diplomatischen Scherz lächelten.

Aber nach vier Wochen kam ihnen ein anderes Lächeln, denn der junge Ministerpräsident hatte in dem Trubel von Arbeit und Verantwortlichkeit, die sein gewaltiger Aufstieg zur Macht mit sich brachte, doch noch Zeit gefunden, seine englischen Kenntnisse – vor Jahren im Gefängnis erworben – aufzufrischen, und, seinem Versprechen gemäss, der Lady mit einem elegant geschriebenen Brief in ihrer Muttersprache aufzuwarten.

*

„Man muss aus seinem ganzen Leben ein ganzes richtiges Meisterwerk machen.“ – „Fare di tutta la propria vita tutto proprio capolavoro,“ pflegte er zuweilen zu sagen.

Der „L'art pour l'art“-Künstler ist mehr oder weniger bestrebt, sein Innerstes ausserhalb des eigenen Ich in einem Kunstwerk zu jener Vollkommenheit zu gestalten, der weder die Zeit noch die Beschränkung etwas anhaben kann. Politik dagegen ist angewandte Kunst, und das „fare di tutta la propria vita tutto proprio capolavoro“ ist ein so gewaltiges Programm für einen Aufstieg, dass es daneben keine andersgearteten Bestrebungen geben kann.

X

DER BEGINN

Das Schulmeisterlein von Gualtieri und der „Sozialismus der Suppennudeln“.
- Ver sacrum. - Der Bienenschwarm ohne Königin. - Die Auswanderer.

Vor dem verfehlten Dasein einer sitzenden Lebensweise glücklich bewahrt, wurde der für ein Leben der Bewegung bestimmte Jüngling vom Sturm des Schicksals erfasst und in den Garten der weiten italienischen Ebene geweht; scheinbar geschah das nur, damit er den Kindern der drei Volksschulklassen des Dörfchens Gualtieri bei Reggio Emilia das Alphabet beibringe; der tiefere Sinn dieses Schicksalswaltens ging aber wohl dahin, dem jungen Lehrer Benito Mussolini Gelegenheit zu geben, den emilianischen Sozialismus, der damals und auch in der Folgezeit für das Leben der Nation sehr bedeutungsvoll war, ganz aus der Nähe kennenzulernen.

Seine im Gefängnis niedergeschriebenen Erinnerungen berichten darüber:

„Gualtieri bei Reggio Emilia ist eine Ortschaft am Ufer „des Po und liegt zwischen den immerhin wichtigen Städten „Guastalla und Borghetto. Der Ort ist ungefähr einen „Kilometer vom Po entfernt und gegen den Fluss durch „mächtige Dämme geschützt, auf denen entlang die Stra- „ssen laufen. Ich kam dort an einem grauen nebligen „Nachmittag an. Auf dem Bahnhof wurde ich von irgend „jemand erwartet. Noch am selben Tage lernte ich die „wichtigsten Personen des Ortes kennen, Sozialisten und „Verwalter. Dann mietete ich mich für vierzig Lire in Pen- „sion ein. Mein Monatsgehalt als Lehrer betrug 56 Lire,

„Damit konnte man keine grossen Sprünge machen. Am
„nächsten Morgen hegab ich mich geradenwegs zur Schule;
„sie lag zwei Kilometer vom Dorfe entfernt, in Pieve Sali-
„ceto. Ich hatte ungefähr vierzig Kinder zu unterrichten.
„Sie waren ziemlich sanft veranlagt; ich gewann sie lieb.
„Der Unterricht ging ununterbrochen vor sich. Um ein Uhr
„schloss die Schule, und ich kehrte dann ins Dorf zurück,
„wo ich über die Nachmittags- und Abendstunden frei ver-
„fügen konnte. – Die ersten Tage waren recht eintönig;
„später erweiterte sich mein Bekanntenkreis, und ich kam
„den Leuten näher. Jeden Sonntag wurde getanz. Auch
„ich beteiligte mich dabei. So vergingen Monate.“

Mehr als Marx und jene Nationalökonomien, die die wis-
senschaftlichen Probleme in deutscher Art behandelten, in-
teressierten ihn Babeuf und die Philosophen eines romani-
schen idealistischen Kommunismus, wie Proudhon und der
Italiener Buonarroti (übrigens kein Nachkomme des grossen
Michelangelo). Die Entdecker psychologischer Erkenntnisse
und Methoden zogen ihn mehr an als die Erfinder von Theo-
rien. Der Mann der Politik muss aus Fleisch und Leiden-
schaft bestehen und nicht aus jenen blutleeren Abstraktionen, die
für einen Wirtschaftler oder Verwaltungsbeamten geziemen.

Damals lernte Mussolini Violine spielen; damals tanzte
er auf dem Estrich beim Kirchweihfest mit der ganzen Ra-
serei eines gewandten Jünglings, Rhythmus und Musik at-
mend. Er war durchaus nicht der Meinung, dass man in
Erwartung der Revolution nicht mit Intensivität und sogar
mit Heiterkeit leben dürfe. Nur widerstrebte ihm jede Mi-
schung des Heiligen mit dem Profanen. Es widerstrebte
ihm, einen guten Becher Wein und grosse, heroische, auf-
rührerische Worte mit dem gleichen faulen und selbstzu-
friedenem Wohlgefallen zu geniessen, als sei eins und das
andere nicht verschieden. In Zeitungen, auf Versammlun-
gen und Kongressen, mit Artikeln und mit Reden ging er

aus diesem Grunde dem Reformsozialismus zu Leibe, und auch noch später, als er als Führer des revolutionären Sozialismus den „Avanti“ („Vorwärts“) leitete, empfand er noch immer den gleichen Widerwillen gegen jenes geruh-same, fette, materialistische Wohlbefinden, das so oft hinter der Gladiatorenpose eines aufrührerischen Idealismus zu finden ist.

Das blühende Emilia war die Hochburg der Reformisten. Mit den Häuptionern dieser sozialistischen Richtung, dem ehrenwerten Zibordi und Enrico Pampolini, hatte er häufig Streit, weil er ihrer Art, die Massen zu organisieren, jeden Wert absprach, selbst dort, wo er klar zutage trat. Er pflegte dabei seiner heftigen Unduldsamkeit mit drastischen und grausamen Äusserungen Luft zu machen, sprach vom „Nudelsozialismus“ und zog in ähnlicher Weise im Zeitungsblättchen von Forli, das „La lotta di Classe“ („Der Klassenkampf“) hiess, gegen die „Heiligsprechung“ des „San Giuseppe da Genova“ los, als ihm die Anhänger von Mazzini einmal das „ipse dixit“ des Meisters wie ein Dogma entgegengehalten hatten.

Mussolini ist kein Mann von „Humor“, kein Mann von „Geist und Witz“ im französischen Sinne. In der Regel hat er für jemand, der sich in seiner Gegenwart einen Scherz erlaubt, einen so eiskalten Blick übrig, dass dem andern die munteren Worte im Munde erstarren. Seine Auffassung des Lebens ist im höchsten Grade dramatisch, ja neigt sogar gerne zum Tragischen. Er liebt die Kontraste von Licht und Dunkelheit und die starken Emotionen. „Bisogna drammatizzare la vita“ - „Man muss das Leben dramatisch gestalten,“ sagt er, und doch hat der Künstler Medardo Rosso recht mit seiner Beobachtung, dass Mussolini wirklich zu lachen verstehe, und dass er, wenn er lache, es so herzlich mache wie ein Kind.

Aus dem Volke geboren, liebt er die epische Dichtung, die Tragödie und die Posse; für das Schmunzeln hat er, wie

für alle Zwischentöne, kein Verständnis. Pharisäermienen und falsche salbungsvolle Würde kann er nicht ausstehen. Begegnet er einem von jenen Menschen, die sich, sei es um andere zu täuschen oder um ihre eigene Minderwertigkeit zu verbergen, in den Mantel der Heuchelei oder der Gharlatanerie hüllen, so bricht er in Empörung aus und bedenkt sie mit Spott. Seine unbarmherzige, zerfleischende Erfindungsgabe zeigte sich in verschiedenen bemerkenswerten Streitschriften, wie z.B. in der „Intervista con Prudenziio Turati (1915 im „Popolo d'Italia“ veröffentlicht).

Garibaldi, der Kämpfer und Idealist, der Mann ungestümen Handelns und wilder und weiser Aufrichtigkeit, war der Held seines Herzens. Einmal sollte auf dem Marktplatz in Gualtieri vor einer dichtgedrängten Menge ein Garibaldi-Denkmal errichtet werden. Der offizielle Redner hatte die Sache im letzten Moment im Stich gelassen. Da kam gerade Mussolini, die Jacke nachlässig über die Schulter geworfen, aus der Tür einer „Osteria“, und fragte die verzweifelten Veranstalter: „Was fehlt euch? Eine Rede? Über Garibaldi? Die will ich euch halten.“ Und er sprach zum Erstaunen der Menge anderthalb Stunden.



Als er im April 1924 Gualtieri auf dem Wege nach Rom im Automobil durchfuhr – es war nach einer Volksabstimmung, die ihm fünf Millionen Stimmen gebracht hatte –, sahen ihn seine ehemaligen Schüler, die ihn noch immer mit Furcht und Gehorsam verehrten, und erinnerten sich dabei an das Schönschreibdiktat, mit dem er sie noch am letzten Schultag lange beschäftigt hatte. Es lautete: „Perseverando arrivi“ – „Beharrlichkeit führt zum Ziel.“

Er hatte seine Schüler damals so verlassen, wie er zu ihnen gekommen war. Vielmehr: er hatte sogar noch seinen Mantel der Wirtin als Pfand lassen müssen. Er wanderte dann in die Schweiz, nach Frankreich und auch ein wenig

nach Deutschland, und konnte sich ein Bild von dem Leidensweg machen, den die italienischen Auswanderer durch die Länder Europas, Amerikas und Afrikas wandern.

Während England, das doch recht eigentlich ein Auswandererland ist, nur eine Auslese von Eroberern, Besitzende und Techniker, in die Welt schickt; während jeder englische Bürger, wo er sich auch befinde, stets das Bewusstsein hat, dass das Vaterland eifersüchtig über sein Wohlergehen wacht, gleicht Italien einem furchtbaren, aber engen Bienenkorb, der beständig Schwärme von sich abstossen muss. Die Alpen, Apeninnen, die Gletscher, das alles sind Teile seines Landes, die wohl anbetungswürdig sind, aber sich nicht zur Broterzeugung eignen. Dass man die Auswanderer, diesen „*ver sacrum*“, ohne Führung, ohne Schutz liess, dass man dem Schwarm der Arbeitsbienen keine Königin gab, um die sie sich hätten neu scharen können – das ist die Schuld der damals leitenden Klassen, und Italien hat das am eigenen Leibe bitter büssen müssen.

Wer waren diese damals führenden Klassen? Im Norden das neue Bürgertum der Industriellen, die Nachfolgerin der dürftigen und schwerfälligen Intellektuellen in der Provinz, flink, arbeitsam und skrupellos, fast wie jenes Bürgertum, das dem *Risorgimento* so bewundernswerte ideale Energien gegeben hatte; auf der anderen Seite stand das Bürgertum der Advokaten und Landwirte, die im Süden die Latifundien zu zertrümmern versuchten; diese beiden Gegner kämpften in Rom durch den Mund ihrer Führer *Cavallotti* und *Crispi* gegeneinander und schlossen endlich, getrieben von ihren Begierden, mehr oder weniger einen gegenseitigen Kompromiss, der mit einem Ausbeutungssystem endete, welches doppelt schwer auf der Nation lastete.

Trenta giorni di macchine a vapore,
E nell' America ci siamo arrivati.
Non abbiam trovato nè paglia nè fieno,

Abbiám dormito sul nudo terreno
Come le bestie che va a riposà.
E l' America l' è longa l' è larga,
Circondata da fiumi e montagne.
Con F industria di noi italiani
Abbiám fondato paesi e città.

Dreissig Tage auf Dampfschiffen,
Und dann sind wir in Amerika angekommen.
Wir fanden weder Stroh noch Heu,
Wir mussten auf blossem Boden schlafen.
Amerika ist lang und weit,
Von Flüssen und Gebirgen umgeben.
Die Arbeit von uns Italienern
Legte den Grund zu Dörfern und Städten.

Dieses Lied, herzerreissend wie eine Klage und sanft wie ein Wiegenlied, erklingt noch heute in unserem Lande, wenn die Mädchen abends beim Dämmerchein von der Arbeit heimkehren. In ihm liegt unbewusst der Stolz eines aufbauenden Volkes, das unstillbare Heimweh im Lande der Verbannung. Es ist traurig für uns, dass die leitenden Stellen im damaligen Rom für ihre in allen vier Winden umherirrenden Landsleute nichts anderes übrig hatten als den trockenen Ordnungsbefehl, die „Roten“ zu meiden. Auf diese Feigheit von „oben“ antworteten die von „unten“ mit wildem Sarkasmus; weil ihnen von ihren Konsuln, die doch offiziell das Vaterland für sie vertraten, keinerlei Stützung und Verteidigung zuteil wurde, verliessen sie sich auf ihr Messer, das der Auswanderer sarkastisch „il console“, seinen Konsul, nennt, und dessen Anwendung all die düsteren Legenden über den Italiener im Auslande zeugte.

XI

TAGE DES HUNGRERS

Die Wahlurnen von Predappio und die 45 Lire der Mutter.
- Als Steinträger auf dem Neubau. - „Gebt mir Brot“.



Während der Lehrer Mussolini in Gualtieri das Schuljahr schloss - „Beharrlichkeit führt zum Ziel“ -, wurde in Dovia sein Vater Alessandro Mussolini ins Gefängnis gebracht. Man hatte ihn angeklagt, sich am unbefugten Öffnen einer Wahlurne beteiligt zu haben. Er wurde zwar in der Folge feierlich freigesprochen, aber in dieser zweiten Haft - er war nicht mehr so jung wie einst - verdüsterte sich sein Gemüt; auch bekam er eine Zahnkrankheit, die aber, wie er meinte, auch davon herrühren konnte, dass er öfters im Freien im Mondschein geschlafen habe, dessen Strahlen die Knochen zerstören.

Während er im Gefängnis sass, blieb Frau Rosa ganz allein mit ihren beiden kleinen Kindern und grämte sich gleicherweise um ihren kranken eingekerkerten Mann und um den Lieblingssohn Benito, der in der Welt umherirrte.

Die Mutter hatte es dem Sohn ermöglicht, einen anderen Himmelsstrich kennenzulernen und den Geschmack fremden Wassers und fremden Brotes zu kosten. Mussolini berichtet darüber:

„Die Sommerferien näherten sich; da fasste ich den Entschluss, nach der Schweiz auszuwandern, um mein Glück zu versuchen. Ich bat meine Mutter telegraphisch um das nötige Reisegeld, und sie schickte mir sofort telegraphisch 45 Lire. - Am Abend des neunten Juli kam ich in Chiasso an. In Erwartung des Zuges, der mich weiter, in das Innere der Schweiz, bringen sollte, nahm ich mir die Zeitung

„Secolo' vor und war nicht wenig erstaunt und betrübt, als ich darin die Nachricht von der Verhaftung meines Vaters fand. In Predappio und in Orte hatten die Wähler der sozialistischen Partei und der Volkspartei die Wahlurnen zertrümmert, um den Sieg der Klerikalen zu verhindern; die Gerichtsbehörde hatte verschiedene Leute verhaftet, darunter auch meinen Vater. Diese Nachricht stellte mich vor eine Alternative: zurückkehren oder weiterfahren? Ich entschied mich, die Reise fortzusetzen, und stieg am 10. Juli auf dem Bahnhof von Yverdon aus, mit zwei Lire und zehn Centesimi in der Tasche.“

Hier hören die erst viele Jahre später aufgezeichneten Erinnerungen auf. Aber glücklicherweise kommt uns nun ein bisher unveröffentlichter wertvoller Brief zu Hilfe, den Mussolini aus dem Wirbel der Ereignisse und der tiefen neuen Eindrücke geschrieben hatte. Er lautet:

Lausanne, 3.9.1902.

Mein Freund!

„Was ich Dir hier schreibe, sind Erinnerungen. Traurige Erinnerungen einer verzweifelten Jugend, die alles dahinschwinden sieht, sogar das Ideal.“

„Was Dir die nachfolgenden Seiten erzählen, sollst Du niemand weiter sagen. Nur eine Frau kennt mein Leiden, und Du, wenn Du dieses gelesen haben wirst. Aber ich werde Dich verfluchen, wenn Du darüber schwatzen solltest. Es braucht Dir auch nicht unerklärlich zu erscheinen, dass ich das alles geheim gehalten haben will.“

„Ich beginne also: Ich verließ Gualtieri am Morgen des neunten Juli, nachdem ich nur von einer Frau Abschied genommen hatte. Es war an einem Mittwoch. Auf der Fahrt von Parma nach Mailand und von Mailand nach Chiasso liess mich die unerträgliche Hitze vor Durst fast verschmachten. Chiasso, wo ich zum erstenmal den Boden einer Republik betrat, beherbergte mich bis 10¼ Uhr

„abends. Im ‚Secolo‘ blätternd, las ich zu meiner Über-
 „raschung von der Verhaftung meines Vaters, der in Wahl-
 „unordnungen verwickelt worden war. Diese Nachricht be-
 „unruhigte mich, denn wenn ich sie schon in Gualtieri er-
 „fahren hätte, so wäre ich nicht nach der Schweiz, sondern
 „nach der Romagna gefahren. Nachdem ich in einem ge-
 „wissen Tangherone Pontremoli einen Reisegefährten ge-
 „funden hatte, wechselte ich mein italienisches Geld um
 „und bestieg den Zug, mit dem wir nach zwölfstündiger
 „Bahnfahrt in Luzern eintreffen sollten. Der Wagen war
 „voll von Italienern. Ich stand fast während der ganzen
 „Fahrt am Fenster. Die Nacht war herrlich. Hinter den
 „himmelhohen Schneebergen stieg, vom silbernen Lachen
 „der Sterne begleitet, der Mond auf. Der Lugano-See lag
 „magisch schimmernd, wie eine glatte Metallfläche, da, von
 „unbekannten feenhaften Lichtstrahlen getroffen. Der
 „Gotthard erschien meinem Blick als ein nachdenklicher, in
 „sich gesammelter Riese, der die eilende Schlange, die mich
 „in ihrem Rauch in schwindelndem Lauf unter neue Men-
 „schen entführte, auf ihrem blinden Weg segnete. Alle
 „Leute im Wagen schliefen. Ich war allein mit meinen Ge-
 „danken. – An was dachte ich in jener Nacht, die mein
 „Leben in zwei Abschnitte trennte? Ich weiss es nicht mehr.
 „Erst gegen Morgen, als wir die deutsche Schweiz durch-
 „fuhren und uns dabei ein Novemberregen empfing, kühl
 „wie der Abschiedsgruss eines Unglücklichen, erst da kamen
 „mir wieder die grünenden, von feuriger Sonne geküssten
 „Fluren Italiens in den Sinn, und ich fühlte einen Stich
 „im Herzen. Lag das an meiner körperlichen Ermüdung?
 „Oder war das die erste Regung des Heimwehs? Vielleicht.
 „– In Luzern wechselte ich den Zug und nahm, durch
 „meinen Reisegefährten verführt, der mir eine Anstellung
 „bei einem seiner Verwandten, einem Stoffhändler, in Aus-
 „sicht stellte, eine Fahrkarte nach Yverdon. Ich kam nach
 „sechsendreissigstündiger Bahnfahrt am Donnerstag, den

„10. Oktober, um n Uhr, dort an. Betäubt und ermüdet
 „begab ich mich in eine armselige Wirtschaft, wo ich Ge-
 „legenheit hatte, zum erstenmal französisch zu sprechen.
 „Ich ass etwas. Dann gingen wir zu dem erwähnten italie-
 „nischen Kaufmann. Er machte nur allerhand Flausen.
 „Immerhin lud er mich doch zum Essen ein. Ich nahm an.
 „Wieder erschöpfte er sich in nichtssagenden Redensarten.
 „Zum Schluss gab er mir einen Scudo (5 Lire). Um ihn
 „nicht im Glauben zu lassen, dass er mir ein Almosen er-
 „wiesen habe, gab ich ihm ein prachtvolles Messer arabischer
 „Art als Pfand; ich hatte es seinerzeit in Parma zusammen
 „mit unserem rothaarigen Romani gekauft.“

„Am Freitag verbrachte ich eine Stunde vor dem Stand-
 „bild Pestalozzis, der hier in Yverdon geboren war, und die
 „übrigen 23 Stunden lag ich im Bett. Am Sonnabend ging
 „ich mit einem arbeitslosen Maler nach Orbe, einer Stadt
 „in der Nähe, um mich dort als Handlanger und Maurer-
 „gehilfe zu verdingen. Ich fand Arbeit und fing am
 „Montagmorgen, den 14. Oktober, gleich an. Arbeitszeit:
 „11 Stunden täglich; Lohn: 32 Centesimi die Stunde. Am
 „ersten Tage stieg ich 121 mal mit einer steinbeladenen Trage
 „zum zweiten Stock eines Neubaues hinauf. Am Abend
 „waren die Muskeln meiner Arme angeschwollen. Ich ass
 „einige in Asche gebratene Kartoffeln und warf mich dann
 „angekleidet auf mein Lager, einen Strohhaufen. Am
 „Dienstag erwachte ich um fünf Uhr und eilte wieder ah die
 „Arbeit. In mir kochte die Wut des Machtlosen. Der Arbeits-
 „herr brachte mich fast zur Tollwut; am dritten Tage sagte
 „er zu mir: ‚Ihr seid zu gut gekleidet!‘ Diese Worte sollten
 „eine Anspielung sein. Ich hatte grosse Lust zu rebellieren
 „und diesem Emporkömmling den Schädel zu spalten, die-
 „sem Kerl, der mich der Trägheit beschuldigte, während sich
 „meine Knochen unter der Steinlast bogen. ‚Du Feigling,
 „du Schuft‘ - solche Worte hätte ich ihm gerne in die
 „Schnauze geschleudert. Aber was wäre dann? Das Recht

„ist ja doch immer auf der Seite derer, die einen bezahlen.
„So kam der Sonnabendabend. Ich sagte dem Arbeitgeber,
„dass ich die Absicht habe abzureisen, und deshalb meinen
„Lohn wolle. Er ging in sein Arbeitszimmer. Ich blieb auf
„dem Treppenabsatz wartend stehen. Nach kurzer Zeit kam
„er wieder heraus, warf mir mit kaum unterdrückter Wut
„20 Lire und einige Centesimi in die Hand und schrie: ‚Da
„habt ihr euern Lohn; das Geld habt ihr mir gestohlen.‘
„Ich war wie versteinert. Was sollte ich ihm antun? Ihn
„töten? Was hätte ich ihm damit schon angetan? Nichts.
„Warum auch? Ich hatte Hunger und auch keine Schuhe
„mehr. Die Arbeit im Bauschutt hatte mir nicht nur Hände
„und Sohlen verletzt, sondern auch ein Paar fast neuer
„Stiefel zu Fetzen gemacht. Fast barfuss lief ich zu einem
„Italiener und kaufte mir ein Paar Bergstiefel. Dann
„schnürte ich mein Bündel, und am nächsten Morgen, Sonn-
„tag, den 20. Juli, nahm ich in Chavornay den Zug nach
„Lausanne. – Lausanne ist keine schöne Stadt, aber sehr
„sympathisch. Sie erstreckt sich vom Gipfel des Berges bis
„zu den Ufern des Genfer Sees, wo sich der bezaubernd
„schöne Vorort Ouchy befindet. Die Stadt ist voll von
„Italienern (zirka 6'000), die nicht gern gesehen sind; das
„Vollzugskomitee der sozialistischen Partei hat dort seinen
„Sitz, auch erscheint dort die Wochenschrift ‚Avvenire del
„Lavoratore‘ (‚Die Zukunft des Arbeiters‘), die ich jetzt
„gemeinsam mit dem Advokaten Barboni redigiere. – Aber
„bleiben wir bei der Reihenfolge. In Lausanne konnte ich
„in der ersten Woche ganz bescheiden von dem Gelde leben,
„das ich in Orbe verdient hatte. Dann aber stand ich vor
„dem Nichts. Die einzige Münze, die ich am Montag in der
„Tasche hatte, war eine Nickeldenkmünze von Karl Marx.
„Am Morgen hatte ich nur ein Stück Brot gegessen, und
„ich wusste nicht, wo ich am Abend schlafen würde. Ver-
„zweifelt schweiften meine Gedanken in die Ferne, um
„Hilfe, während ich auf dem Sockel des Denkmals von

„Wilhelm Tell im Park von Montbénon sass. Ich konnte
„nicht mehr gehen, meine Magenkrämpfe liessen es nicht
„zu. Mein Blick muss wohl in jenem fürchterlichen Moment
„etwas Erschreckendes gehabt haben, denn die Besucher des
„Denkmals betrachteten mich mit misstrauischen und be-
„unruhigten Mienen. Oh, wenn doch in diesem Augenblick
„De Dominicis gekommen wäre, um mir seine Moral zu pre-
„digen, mit welchem Vergnügen hätte ich ihn erwürgt! -
„Um 5 Uhr verliess ich Montbénon und begab mich in die
„Richtung nach Ouchy. Während ich den Quai (eine
„prächtige Strasse am Ufer des Sees) entlang bummelte, zog
„der Abend herauf. Das letzte Licht der Dämmerung, die
„verlorenen Klänge der alten Glocken, die nun herüber-
„schwebten, lenkten meine Gedanken ein wenig ab. Eine
„unendliche Melancholie umfing mich, und angesichts des
„Genfer Sees erhob sich in mir die Frage, ob es denn der
„Mühe wert sei, noch einen Tag länger zu leben ... So ging
„ich meinen Gedanken nach, bis eine süsse Harmonie, sie
„klang wie das Lied einer Mutter an der Wiege ihres Kindes,
„mich ablenkte. Ich wandte mich um: auf der Terrasse
„des grossartigen Hotels ‚Beau Rivage‘ spielte ein Orchester
„von vierzig Künstlern. Ich lehnte mich an das Gartentor,
„schaute durch das Tannendunkel und lauschte. Die Musik
„tröstete mir das Gehirn und den Bauch. Aber die Pausen,
„wenn sie nicht spielte, waren entsetzlich; dann peinigten die
„Krämpfe meine Eingeweide wie mit glühenden Nadeln. -
„Unterdessen lustwandelte eine fröhliche Menge auf den
„Parkwegen, man hörte das Rauschen der Seide und das
„Gemurmel von Sprachen, die ich nicht verstand. Ein altes
„verschrumpeltes Ehepaar ging an mir vorbei. Es schienen
„Engländer zu sein. Ich wollte sie um ‚l’argent pour me
„coucher ce soir‘ bitten, um Geld für ein Nachtlager. Aber
„die Worte erstarrten mir auf den Lippen. Die untersetzte,
„wie gerupft aussehende Frau strotzte von Gold und Edel-
„steinen. Ich hatte keinen Soldo, kein Bett, kein Brot. Ich

„floh fluchend von dannen. Oh heilige Idee der Anarchie
„des Gedankens und der Tat! – Hat der am Boden Liegende
„nicht das Recht, seinen Bedrucker zu beißen?“

„Von zehn bis elf Uhr abends lag ich unter einer alten
„grossen Barke. Ein kalter Wind wehte. Er kam aus Sa-
„voven. Ich ging dann in die Stadt zurück und verbrachte
„die Nacht unter dem ‚Grand Pont‘, der Brücke, die zwei
„Hügel verbindet. Am anderen Morgen betrachtete ich mich
„mit Neugierde im spiegelnden Fenster eines Ladens: ich
„erkannte mich nicht wieder. Dann begegnete ich einem
„Romagnolen und erzählte ihm kurz meine Erlebnisse. Er
„lachte dazu. Ich verwünschte ihn. Er griff in die Tasche
„und gab mir 10 Soldi (50 Centesimi). Ich dankte ihm,
„stürzte in einen Bäckerladen und kaufte Brot. Dann lenkte
„ich meinen Weg zum Walde. Ich hatte das Gefühl, einen
„Schatz zu tragen. Nachdem ich mich weit genug vom Stadt-
„innern entfernt hatte, biss ich mit der ungestümen Gier
„eines Zerberus in das Brot. Ich hatte seit 26 Stunden nichts
„gegessen.“

„Nun fühlte ich wieder ein wenig Leben durch meine
„Adern rinnen. Mit dem Verschwinden des Hungers kehrte
„auch der Mut zurück. Ich beschloss zu kämpfen und begab
„mich auf den Weg nach der Villa Amina in der Avenue
„du Léman. Dort wohnte ein Lehrer des Italienischen, ein
„gewisser Zini. Bevor ich den Garten des hübschen Häus-
„chens betrat, putzte ich meine Schuhe, richtete meine Kra-
„watte und rückte meinen Hut zurecht. Dann ging ich hinein.
„Zini hatte einen mit wirren grauen Haaren bedeckten Kopf
„und eine ungewöhnliche Nase. Kaum hatte ich ihn italie-
„nisch begrüsst, da wettete er gegen mich los: „Täglich diese
„Belästigungen, täglich, heiliger Christ noch einmal, was
„wollt Ihr denn? Ich weiss nichts für Euch, ich weiss nichts.
„Wendet Euch an Borgatta, rue Solitude. Vielleicht geht
„es da, nun, vielleicht geht es.“

„Geh zur Hölle mitsamt deinem Erzeuger, du schäbiger

„Kerl!“ mit diesem Abschiedsgruss liess ich ihn stehen und „ging-“

„Alles Weitere im nächsten Brief.“

„Es mag Dir alles wie ein Roman klingen, und doch ist „es Wirklichkeit.“

„Deine Karte habe ich erhalten. Schick mir die Ode und „Nachrichten von den Freunden.“

„Dein Freund

„Benito Mussolini.“

Wenn Mussolini von anderen spricht oder Naturerscheinungen schildert, steigert sich die Glut seiner Empfindung oft Bis zur Emphase. Aber nie sucht er die Schuld auf andere abzuschieben, wie es z.B. Maxim Gorki, der „überaus Bittere“, in seinen autobiographischen Erzählungen tut. Der junge Italiener hatte eben schon damals das unklare Gefühl (heute ist er sich darüber ganz klar), dass solche Prüfungen nötig waren, um aus ihm etwas Brauchbares zu machen. Das Ertragsvermögen eines Menschen ist der Massstab seines Wertes, und solche Lasten erhöhen die Kraft des Starken, wenn das Wort wahr ist, dass die Belohnung für eine überwundene Aufgabe darin besteht, die Fähigkeit zur Überwindung einer noch schwereren zu erhalten.

Ohne einen Soldo in der Tasche floh er eines Abends bei Anbruch der Dunkelheit vor den Gefahren, Trübseligkeiten und Versuchungen dieser Wohnstätten, floh durch die Vorstädte von Lausanne und durch die schmucke Landschaft. Mit dem wie künstlich erscheinenden Gras und den Chalets, die wie Attrappen von Tintenfassern aussahen, glich das alles einem Schachbrett aus der Arche Noah. Vor einem dieser spielzeugartigen Chalets sass eine kleine Familie beim Mittagessen. Man kann sie mit drei Pinselstrichen schildern: der Vater in Hemdärmeln, die Kinder wie Orgelpfeifen um den Tisch geordnet, während die Mutter im Lichtschein einer auf dem Tisch stehenden Lampe die Suppe mit jener er-

haben eine Feierlichkeit auf sich, die sich immer einzustellen pflegt, sobald die Suppe auf den Tisch kommt. Schweigsam, mit grossen Augen näherte sich ihnen der hohlwangige Wanderer: „Habt ihr Brot? Gebt mir davon!“

Er gehörte zu jenen Menschen, die wohl schenken und befehlen können, aber nicht bitten. Und er hatte nicht übel Lust, den Leuten das Brot ins Gesicht zu werfen, als sie es ihm finster und eingeschüchtert reichten, ohne einen guten Blick und ohne ein Lächeln des Mitgefühls für ihn zu haben.

Aber der Magen ist ein böser knurrender Hund.

XII

EINE LEKTION IN ELF KAPITELN

- Die Brücke von Lausanne im Jahre 1902 und zwanzig Jahre später.
- Die krankhafte Furcht vor dem Eingeschlossensein.
- Das Idol des Volkes. Dank und Undank.

Mussolini ist, krass gesagt, ein aristokratischer Plebejer. Als Soldat leerte er seinen Essnapf, ohne eine Miene zu verziehen, selbst wenn er kurz zuvor daraus ein unschuldig mitgekochtes Mäuschen am langen Schwanz herausgezogen hatte; aber in einem eleganten Restaurant rümpft er die Nase, wenn das Glas, aus dem er trinken will, nicht ganz tadellos sauber poliert ist. Der geringe Lohn, den er als „Magutt“, als Steinträger, erhielt, gab ihm keine Möglichkeit, sich ein wirklich anständiges Nachtlager zu beschaffen. Er zog es deshalb vor, die Nächte elend in einem Stall zu verbringen. Das war ihm immer noch lieber, als billige, schmutzige Räume mit widerlichen Menschen zu teilen.

In Lausanne gibt es eine Brücke, die historische Bedeutung in Mussolinis Leben hat. Auf dem trockenen Kiesgrund unter dieser Brücke hatte er manchmal nachts Zuflucht und Schlaf gesucht. In einer Regennacht benutzte er einmal eine liegengebliebene leere Holzkiste aus einer nahen Druckerei, um sich hineinzukauern und so ein wenig geschützt zu sein. Beim Erwachen wurde ihm das Erlebnis der ersten Verhaftung zuteil; man nahm ihn wegen Landstreicherei in Gewahrsam. Nach vierundzwanzigstündiger Haft wurde er wieder freigelassen. Damit begann das erste Kapitel einer Lektion, die elf solcher Kapitel hatte, 1902 in Lausanne begann, 1909 in Mailand endete, und durch die

Gefängnisse der Schweiz, Deutschlands, Frankreichs, Österreichs und Italiens führte.



Genau 20 Jahre später, 1922, begab sich das Haupt der Regierung Italiens nach der Schweiz. In Genf lud er die ihn dort erwartenden Vertreter Englands und Frankreichs, Lord Curzon und Poincaré, zufällig gerade nach Lausanne ein, um mit ihnen dort umfassend über das Schicksal Europas zu konferieren.

(Es war erst kurze Zeit – zwei bis drei Monate – her, dass die Schweizer Republik die seinerzeit gegen Mussolini als einen gefährlichen Revolutionär verhängte Landesverweisung aufgehoben hatte!)

Ein höherer schweizerischer Beamter erschien im Hotel, um von Mussolini Anordnung über den Sicherheitsdienst entgegenzunehmen. Bei der Gelegenheit fragte er, ob der Herr Ministerpräsident zufriedengestellt sei.

„Ich bin durchaus befriedigt, Herr Kommissar,“ sagte Mussolini. Und dann zeigte er lächelnd auf eine Brücke, die man vom Fenster des prächtigen Hotels aus sah. „Erinnern Sie sich, Herr Kommissar? Das dort ist der Ort, wo mich ihre Polizei vor zwanzig Jahren verhaftete.“

Der Kommissar verbeugte sich mit philosophischer Ruhe: „C'est la vie, Monsieur le Président“ – So ist das Leben, Herr Präsident.



Diesem Leben hatte Mussolini manche Lehre zu verdanken, vor allem lehrte es ihn, sein Vaterland Italien zu lieben. So zu lieben, wie man es nur von „draussen“ lieben kann: mit dem leidenschaftlichen, sehnsüchtigen Heimweh nach der fernen Mutter und mit der innigen Leidenschaft für die Brüder des eigenen Blutes, die man des edlen Namenswert wissen möchte.

Er lernte von diesem Leben, mit wie wenig sich der Mensch begnügen kann, wie wenig Hab und Gut er nötig hat; er erkannte die Last des Überflüssigen und die reizvolle Glückseligkeit der Freiheit, hinzugehen wohin man will. Das ist der gleiche Zauber, der mit seinem Reiz gerade die reinsten und stärksten Naturen zur Ausübung aller gefährlichen Sportarten lockt, der sie auf die Berge treibt, und manchmal sogar in jenen, die ernsthaft daran teilgenommen haben, Heimweh nach dem Kriege wach werden lässt.

Heute, wo der Maurer von damals, der Fremde um Brot bitten musste, Ministerpräsident ist, häufen sich in seinem Hause die kostbarsten Geschenke. Im „Museum der Geschmacklosigkeiten“, der Schreckenskammer, wie ein Saal des Palazzo Chigi genannt wird, werden die geschmacklosesten der Geschenke aufbewahrt, und gerade diese sind an und für sich die wertvollsten. Und doch ist dort nur ein Teil von dem enthalten, was ihm seine Freunde und Anbeter, Geringe und Reiche, als Geschenk gesandt haben. Aber was liegt ihm daran. An sich haben diese Dinge für ihn keinen Wert. Sie sind ihm nur kostbar als Zeichen der Verehrung und Liebe.

Ein kleiner Zollbeamter aus Apulien schenkte ihm ein Gemälde, „noch tiefend von reinem Lampenöl,“ wie der Beschenkte behauptete; die kleine Maniküre schickte ihm als eine ihrer Spezialitäten Rasierseife; der Schuster aus der Provinz ein Paar dreifarbigiger Schuhe; ein Arbeiter hatte auf die Schale eines ausgeblasenen Eies alle bedeutenden Baudenkmäler Italiens, von S. Pietro bis S. Marco, gezeichnet; und zwischendurch kommen Bilder aller Arten an, Gemälde ohne Ende. Duftende Zigaretten treffen ein – dabei ist Mussolini Nichtraucher –; Süßigkeiten und berühmte Liköre werden gesandt – aber er isst wenig und trinkt überhaupt nicht –; Wein, Obst, Fisch, Wildbret – alle diese köstlichen Sachen werden nach dem Blindenhospiz und nach dem Asyl der Kriegswaisen weitergeleitet.

Ihm selbst sind diese Dinge gleichgültig, ob es sich nun um eine Porzellangruppe aus Kopenhagen oder um einen kostbaren Teppich aus Afghanistan handelt. Für die Schönheit der Dinge, soweit sie in dem Stofflichen eines Gegenstandes besteht, ist er unempfindlich. „Schön, schön, sehr schön!“ das ist alles.

Ein Stierkämpfermantel, feuerrot, gesteift von feinsten Goldstickerei, wird zu dem Damaszenerschwert aus Persien geworfen und liegt dort neben dem reichverzierten Krummschwert des letzten Sultans von Albanien. Sportliche und kriegerische Dinge. Solche betrachtet er manchmal mit etwas grösserer Teilnahme. Der eigentliche Wert der Dinge, ihr Wert als Eigentum, ist ohne Bedeutung für diesen Asketen des Ehrgeizes, eines Ehrgeizes, der ihn innerlich verbrennt; sein Begehren gilt nicht dem Reichtum, sondern nur der Macht. – Auf einer Eisenbahnfahrt entdeckte sein Sekretär eines Tages zufällig eine kostbare Saphirnadel, die achtlos im Futter der Reisetasche steckte. Erschrocken sagte er zu Mussolini: „Präsident, wenn Sie sie verloren hätten – sie ist sehr wertvoll!“

„So, wirklich?“ antwortete Mussolini. „Ich hab’ sie noch gar nicht angeschaut; sie wurde mir geschenkt, ich weiss nicht einmal mehr von wem.“

*

Wir sprachen vorhin davon, wieviel der unruhige Jüngling in seinen elf Gefängnissen zu lernen Gelegenheit hatte. Aber er lernte dort noch mehr, nicht nur fremde Sprachen, deutsche Literatur und arabische Geometrie, er lernte auch Weisheit, und die physische und moralische Geduld, das lange, wenn auch nicht fruchtlose, so doch entnervende Warten zu ertragen, und er lernte dort vielleicht auch die Kunst der Konzentration und der schweigenden Sammlung. Das alles sind kostbare Errungenschaften, wenn sie auch mit einem hohen Preis bezahlt wurden.

Nie vergesse ich jenen dämmerigen Frühlingsabend, als drei oder vier von uns Redakteuren des „Popolo d'Italia“ beim Heimwege aus der Redaktion mit dem Chefredakteur Mussolini durch die Gartenanlagen von Mailand gingen. Am Gittertor stand ein Wächter und klirrte mit den Schlüsseln: „Es wird geschlossen, meine Herrschaften, es wird geschlossen!“ Bei diesen Worten schnellte Mussolini plötzlich auf und erleichte; eilig suchte er dann den noch offenen Ausgang zu erreichen. Als einer von uns ihn lachend davon abhalten wollte, wandte er sich erzürnt um, und aus seinem Blick sprühte die Angst eines in die Falle geratenen Tieres:

„Nein, nein, ich kann nicht – ich kann das Gefühl, ein-
„geschlossen zu werden, nicht ertragen. Diese Gitter, diese
„eisernen Türen – ihr wisst nicht, was das ist, was das heisst:
„Gefängnis‘! Ich ersticke bei dem Gedanken daran. Elfmal
„im Gefängnis – da bleibt einem ein Leiden zurück, das
„sich nicht mehr fortbringen lässt.“

Dieser Hass gegen das Eingeschlossenensein war auch der Grund seiner Disziplinverfehlungen im Kriege, weil er sich gegen den Befehl seiner Vorgesetzten bei Beschiessungen im Freien auf hielt, um nicht im Schützengraben und in den Unterschlupfen zu bleiben. Aus dem gleichen Grunde war es ihm auch unmöglich, auf Capri die „Blaue Grotte“ zu besuchen, sehr zum Ärger der Barkenführer. Wenn der Eisenbahnzug oder das Auto durch einen Tunnel fährt, so verfinstert sich sein Gesicht.

„Aus diesem Grunde lehne ich auch die Freimaurerei ab.
„Ich kann all das nicht leiden, was verschlossen und unter-
„irdisch ist, alles was sich in Höhlen abspielt, statt im
„Licht der Sonne,“ bekennt er selbst.



Man muss dem „Magutt“, dem Steinträger von Lausanne, das Recht zubilligen, auch gegen andere hart, scharf und anspruchsvoll zu sein, denn er hat alles am eigenen Leibe

erfahren; er kennt Elend, Hunger und Leiden, er weiss, dass sie nicht unbesiegbare Kräfte sind, dass man ihnen Widerstand leisten kann. Aber er weiss auch, dass dieser Widerstand eine harte Arbeit ist, und deshalb stellt er die strengsten Ansprüche nur an jene wenigen, für die er Achtung hat, die er für das hält, was er selbst ist: unangreifbar, den Verführungen des Reichtumes gegenüber, wie den Lockungen des Genusses. Seine Ansprüche sind dann das Zeichen einer seltenen Gunstbezeugung.

Für die anderen, für alle anderen, und, ach, auch für die Menschheit im Allgemeinen, hat er nur eine milde, aber gründliche Verachtung übrig.

XIII

WEITERE LEKTIONEN

Eine doppelte Menschwerdung als Maurer und Student. – Vilfredo Pareto und „l’homme qui cherche“. – „Heute ist heute“.

So manches, was ein Landstreicher in seinem „Beruf“ wissen muss, hatte Mussolini nun schon gelernt, denn auch da muss man eine „Lehrzeit“ durchmachen. Er hatte aus eigener Erfahrung gelernt, dass fünfzehn Gentesimi, deren Besitz man nachweisen kann, einem das Recht auf einen vierundzwanzigstündigen ungestörten Aufenthalt auf dem Boden der schweizerischen Republik verleihen. Am nächsten Tage musste man sich dann allerdings freiwillig zur Kontrolle melden. Aber mit einem Franken in der Tasche war das Aufenthaltsrecht unbegrenzt. Dieser Franken also war für ihn das Schihboleth der Freiheit und ihm deshalb wertvoller als Brot.

Er begann übrigens Karriere zu machen. Er war nun nicht mehr „Magutt“, sondern schon Maurerlehrling geworden; später wurde er sogar richtiger Facharbeiter und Spezialist im Ausmauern der Fenster; das erforderte nämlich grosse Geschicklichkeit: die Ziegelsteine mussten mit peinlicher Genauigkeit vermauert werden, ganz besonders an den Bögen der Fenster, und auch der Verputz musste kunstvoll gemischt sein. Zu seiner Lieblingsarbeit aber gehörte es, beim fertigen Neubau auf dem höchsten Punkte des Daches die Fahne aufzupflanzen.

Wie oft fanden wir ihn später – damals, als der „Popolo d’Italia“ schon im neuen Hause in der Via Lovanio war –, am Fenster seines Redaktionszimmers stehen und hinausschauen; er hatte seinen halbfertigen Leitartikel im Stich

gelassen, um den Maurern zuzuschauen, die am Gerüst des gegenüberliegenden Neubaus, der sichtlich wuchs, arbeiteten:

„Ja, das sind noch Maurer, diese dort, die können noch „bauen. Seht ihr jenen Arbeiter im Blusenhemd? Ich beneide sie alle. Das sind doch wirkliche Dinge, mit denen „sie zu tun haben, das ist wirklicher Stein, alles ist wirklich: „die Ziegel, die Mauer, der Kalk, das Haus. Das, was ich „hier, schwarz auf weiss, tue, ist doch nur Papierarbeit. „Wenn ich damit fertig bin, kann ich von neuem anfangen. „Die da haben es besser. Vor zwei Monaten war dort noch „ein leerer Platz, jetzt ist der Bau schon gewachsen, er steht, „und man beginnt schon das Dach zu setzen. Ach, wäre ich „noch jetzt unter jenen Maurern, dann hätte ich die Befriedigung, die ein vollendetes, ernsthaft beendetes Werk „gibt.“

Der Winter in der Schweiz ist lang, und bei Schneewetter kann der Maurer nicht arbeiten, aber essen muss er trotzdem, ja sogar mehr als im Sommer. Glücklicherweise fand der arbeitslose Maurer Mussolini ein Unterkommen als Laufbursche bei einem italienischen Weinhändler, der Rue du Pré. Der Lohn war gering, aber es gab zweimal täglich einen Teller Suppe und Brot, und er hatte wenigstens für die Nacht ein Dachstübchen, wo er, wenn auch in Kälte, doch allein schlafen konnte. „Wie er frisst,“ sagte die Herrin des Hauses angewidert. „Er isst zuviel, dieser Bursche.“

Der Bursche war zwanzig Jahre alt und musste zwölf Stunden täglich auf den Beinen sein. Für das widerliche beschämende Abzählen der Bissen rächte er sich, indem er sich an unverfälschtem Wein schadlos hielt, wenn im Keller der Wein gepanscht wurde. Das gab ihm einen gewissen Trost.

Völlig unbeschuht, mit blossem Kopf, nur mit einer Hose und einer alten Strickjacke bekleidet, so begann er schon am frühen Morgen seinen Dienst, indem er seinen mit

„Fiaschi“ beladenen Handkarren durch die „Grande Rue“ schob. Aus den hübschen Häusern, aus den kleinen Pensionen, wo die Fremden und die Studenten wohnten, kamen dann die Schweizer Hausfrauen, holten sich ihren Wein und zahlten ihn, nicht ohne das herkömmliche Trinkgeld von 50 Centesimi für den Laufburschen hinzuzufügen, der darüber gequält mit einer schönen Verbeugung und einem „Merci, Madame“ quittierte. Und gar manche der Frauen mag ihm erstaunt nachgeblickt haben.

Das Herz der Mutter ahnte, was ihr Sohn zu erdulden hatte, jener Sohn, der niemals gezaudert hatte, von der Mutter ein paar armselige Soldi zu verlangen, wenn es sich um ein Vergnügen handelte, und dessen Stolz und Ehrgefühl jetzt, wo er hungerte, es nicht zuliess, die Mutter um Geld zu bitten. Und doch erriet das tiefe Ahnungsvermögen der Mutter alles. Als sie krank wurde, rief sie ihn zu sich. Sie wollte aus seinen furchtlosen Augen neue Kraft schöpfen, aus jenen Augen, die in der Ferne sich oft umschattet hatten, die aber auch manch neues Licht gesehen, und dem Schicksal ins Antlitz geblickt hatten. Als die Mutter wiederhergestellt war, kehrte der Sohn wieder nach der Schweiz zurück und führte sein schweizerisches Doppelleben fort.



Unter allen Lehrern hatte Vilfredo Pareto den tiefsten und nachhaltigsten Einfluss auf ihn ausgeübt. Besonderen Eindruck hatte ihm dessen „Theorie der Imponderabilien“ gemacht, die der Schüler aus der Wirtschaftslehre in die Politik verpflanzte, und sogar in seine ganze Lebensauffassung aufnahm. Pareto lehrte ihn seine charakteristische Art, Probleme durch lebhaft tatkräftige Versuche zu erforschen, ohne dabei von irgendwelcher Theorie auszugehen, es sei denn, dass man manchmal ausnahmsweise eine Theorie als Hypothese zur vorläufigen Erklärung einer Reihe von Tatsachen zur Hilfe nahm. Der Führer des Faschismus

„HEUTE IST HEUTE“

behauptet noch heute rühmend: „Der Faschismus ist kein Zeughaus theoretischer Doktrinen, denn jedes System ist eine Täuschung, und jede Theorie ein Gefängnis.“

„Io sono un camminante – Ich bin ein Wanderer,“ sagt er von sich. Und nicht ohne tieferen Grund pflegte er in den Jahren 1910 bis 1914 seine Artikel mit dem bezeichnenden Pseudonym: „l’homme qui cherche“ zu unterzeichnen. Dieses unermüdliche Suchen ist der ureigenste Stil Mussolinis, sowohl in seinem Leben, als auch in seiner Staatskunst.

Eines Tages, kurz vor den Wahlen von 1919, sagte er zu mir: „Ich habe beschlossen, mich diesmal nicht als Kandidat zur Abgeordnetenwahl aufstellen zu lassen. Sie müssen das begreifen.“ Und dann legte er mir die unabänderlichen Beweggründe dieses Entschlusses dar. Ich versuchte ihn davon abzubringen, aber ohne Ergebnis, und kehrte unzufrieden nach Hause zurück, während ich mich vergebens zu überzeugen suchte, dass unser Chefredakteur auch vielleicht diesmal wieder recht habe. Am nächsten Tage verkündete er mir in der Redaktion mit jenem entschiedenen Ton, der keinen Widerspruch duldet, dass er sich entschlossen habe, seinen Namen an die Spitze der Wahlliste von Mailand zu setzen. „Wie?“, rief ich erfreut und fassungslos. „Aber Sie haben doch gestern gesagt...!“

Er richtete sich feierlich auf: „Signora, gestern war gestern, heute – ist ein anderer Tag.“

XIV

IM UMKREISE DES SAMOWARS

Russen und Russinnen an der Universität. – Madame Souspréfet und das Tarockspiel. – „Benituschka“ oder die höllische Nacht.

Nicht nur die Lehren eines Professors nahm Mussolini damals in sich auf, sondern auch die ganze malerische kosmopolitische Welt der Universität, die Kommilitonen ebensowohl wie die Professoren. Unter den Studiengenossen verkehrte er am liebsten mit den Russen, und vor allem mit den Russinnen. Dort herrschte eine zigeunerhafte und überspannte Atmosphäre, erfüllt von Genialität und Wunderlichkeit, erhabener Philosophie und hoher revolutionärer Rhetorik; ein brodelnder Kochtopf, voll von trübem Schaum und reicher Lebensnahrung, der immer wieder aufgewärmt wurde, und in dem sich beim Aufkochen wieder alles durcheinandermischte. „*Aller au fond des choses, aller au fond des choses,*“ – den Dingen auf den Grund gehen –: das war der Kehrreim, der um den ewig brodelnden Samowar erklang, während man unzählige Tassen Tee leerte und zahllose Zigaretten rauchte. Fünf, zehn, zwanzig Personen, so sassen sie eingepfercht in kaum noch atembare Luft im Kämmerchen irgendeiner armen Studentin, einer richtigen russischen „*Kursistka*“, deren heftige Resolutheit in einem Gegensatz zu dem flackernden Blick und der unsicheren Stimme stand; fünf, zehn, zwanzig Personen, verbissen sie sich tagelang in irgendeine Sache und brachten die Nachmittage bis tief in die Nacht mit endlosen Diskussionen zu, echte Nachkommen des ewigen Ryzanz, des ewig sophistischen diskutierenden Orients.

Dieser wenig bürgerliche Verkehr war gerade nicht dazu angetan, Mussolini sowohl bei den örtlichen schweizerischen Behörden als auch beim italienischen Konsulat Liebkind zu machen. Zwanzig Jahre später, als er bis zur Spitze der Regierung aufgestiegen war, bereitet es ihm nicht wenig Vergnügen, aus den Archiven der italienischen politischen Polizei die besonderen Befehle herauszufischen, die seinen Personalpapieren beilagen und dahin lauteten, ihn ganz besonders zu überwachen, ihn diesseit und jenseit der Grenze scharf im Auge zu behalten und über jede Aufenthaltsveränderung, wie auch über alle von ihm gehaltenen Reden sofort Bericht zu erstatten. Diese Verdachtsmomente waren damals durch eine bedauernswerte rednerische Entgleisung noch vermehrt worden, wodurch sich die Situation noch mehr zugespitzt hatte.



Es tut mir ausserordentlich leid, dass ich jetzt hier eine Legende zerstören muss. Einen schönen Mythos wegen ein paar blöder Tatsachen zu vernichten ist immer eine undankbare Sache. Aber ein wahrheitsliebender Geschichtsschreiber muss sich dieser grausamen Pflicht unterwerfen.

Es ist nämlich nicht wahr, dass Mussolini als junger revolutionärer David bei seinem Debut als Redner in der Schweiz dem Goliath Jaurès eine Niederlage bereitet habe. Vielmehr hatte er auf einer Versammlung ein anderes grosses Tier der damaligen Reformisten, den Belgier Vandervelde, angegriffen und war von diesem übel zugerichtet worden. Emile Vandervelde, ein Kleinbürger aus Flandern, gutmütig und geschmeidig, das „grosse schwarze Tier“ des internationalen Revolutionärturns, war ein Mann, dessen eindringliche doktrinaire Sanftmut um folgende zwei oder drei Angelpunkte kreiste: Kooperation mit ein wenig „corporativismo“, ein wenig Parlament, ein wenig Kultur und einen Spritzer antiklerikaler Republik, und dazu viele „Häuser des Volkes“,

wie z.B. das „Vooruit“ in Gent, mit Strömen von Bier und Würstchen, mit Büchereien, mit Handwerksinnungen, Volkshochschulen und Wahlpropaganda (Millionen von Stimmen und Millionen an Geld): dann wäre die Zukunft des Sozialismus leicht durch einen Antrag zur Geschäftsordnung zu sichern, für den man nur eine Mehrheit von einer Stimme brauchte. Kurzum, es war eine belgische Spielart jenes „Suppenudelsozialismus“, der schon dem Schulmeisterlein von Gualtieri so verhasst gewesen war. –Vandervelde kam also nach Genf, um über Jesus Christus zu reden, ein Propagandathema aus dem Evangelium, das dem „Santone di Reggio Emilia“ – dem Ketzer von Reggio Emilia, Mussolini, besonders am Herzen lag, seit er einmal eine Broschüre „La predica di Natale“ – die Weihnachtspredigt, geschrieben hatte, die den Aufwiegler Jesus Christus und den Kommunismus der Apostel betraf. Gerade damals hatte Mussolini begonnen, die Gedankenwelt von Friedrich Nietzsche und George Sorel in sich aufzunehmen, die beide einen entscheidenden Einfluss auf seine geistige Entwicklung ausübten. Nebenbei hatte er noch alles mögliche gelernt: Deutsch, Spanisch, ein wenig Englisch, viel Französisch, Nationalökonomie und soziale Wissenschaften. Auch das Violinspiel, das ihm besonderes Vergnügen bereitetete. Aber vor allem vertiefte er sich damals mit verzweifelter Eifer in die edle Philosophie der Griechen; die deutsche Philosophie kam erst nachher an die Reihe. Dem französischen Vorläufer des heutigen Sozialismus, Babeuf, brachte er damals ein Weihrauchopfer mit vierzehn harten, armseligen, selbstgedichteten Strophen, die sozusagen eine Fortsetzung des „Ça ira“ von Carducci waren. Sie behandelten die Revolte des vierten Standes gegen den dritten Stand und lauteten:

Termidore trionfa e maledetta
 Cade la schiera dei ribelli. Guata
 Torbido il prete, dal confin, l'accetta
 Nelle arterie plebee, insanguinata.

Sordo avanza il furor della vendetta
Negli esilii e nei rischi germinata.
Oh! passâro i bei di, come saetta,
Gli epici giorni della „cannonata“.

Ma sorride Babeuf. Ne' morituri
Occhi gli passa il lampo dell' Idea,
La vision dei secoli venturi;

E il supremo pensier che lo sostenne
Quando, ormai vinto, vindice chiedea
La legione infernale delle Ardenne.

Thermidor triumphiert, und verflucht
Stürzt die Schar der Rebellen. Betrübt
Sieht, von der Grenze aus, der Priester
Das Beil vom Blute der Menge sich röten.

Dumpf nähert sich die wütende Rache,
Die im Exil und in Gefahren aufkeimte.
Oh! die schönen Tage verflogen wie ein Pfeil.
Die epischen Tage der „Kanonaden“.

Aber es lächelt Babeuf. In den ersterbenden
Augen leuchtet das Blitzen der Idee auf,
Die Vision der kommenden Jahrhunderte;

Und der letzte Gedanke, der ihn noch stützt,
Als er, nunmehr besiegt, um Rache anfleht
Die höllischen Legionen der Ardennen.

Doch kehren wir zurück. Am Schluss der strahlenden Rede Vanderveldes meldete sich Mussolini zur Diskussion. Er erhielt, nicht ohne Kampf mit dem Komitee, das Wort, und brachte nun einen gründlichen Angriff gegen das Evangelium und den Galiläer vor, die – siehe Carducci und siehe Nietzsche – das herrliche Gebäude des Römerreiches zum Einsturz gebracht hätten, indem sie ihm die „Sklavenmoral“

(das Wort ist auch im Original deutsch geschrieben. D. Hrsgb.) einimpften und durch ihre „Ideologie der Verinnerlichung“ den Widerstand gegen die von aussen anstürmenden Barbaren lähmten.

Die Grübler unter seinen Studiengenossen und die Russen - alle ein wenig Theosophen - waren schon längst über Schopenhauer, den Lehrer seines Meisters Nietzsche, zu Buddha emporgestiegen. Was galt da der Messias mit seinen paar Reden und Gleichnissen neben der Unmenge sorgfältig durchgearbeiteter Doktrinen, die Buddha während der vierzig Jahre seiner Bussübungen und Missionstätigkeit in vierzig Bänden niedergelegt hatte.

Gelassen, aber bissend, gab Vandervelde Mussolini recht: Gewiss habe Jesus nicht vierzig Jahre in beschaulicher asketischer Arbeit zugebracht; aber der „cher camarade“, der werte Genosse, vergesse ganz, dass Jesus in seinem dreiunddreissigsten Lebensjahre ein kleiner Betriebsunfall zugefallen sei, der seine weitere revolutionäre Laufbahn nicht unwesentlich beeinträchtigt habe. - Auf diese glänzende Abfuhr hin brach die Menge in ein einstimmiges Gelächter aus; auch seine Begleiterin, die schöne Russin Helene M., konnte sich eines unfreiwilligen Lächelns nicht enthalten, und Mussolini wurde von all dem so verwirrt, dass er sich innerlich schwor, nie mehr mit den Evangelien oder der Bibel anzubinden; ja, er ist jetzt sogar so vorsichtig geworden, dass er sich hütet, sie zu zitieren.

Nachdem er kurze Zeit darauf als gefährlicher Aufwiegler aus dem Kanton Genf ausgewiesen worden war, flüchtete er über die französische Grenze nach Annemasse, um dort je nach der Notwendigkeit oder der Jahreszeit entweder Privatstunden zu geben oder Maurerarbeiten zu übernehmen. Die Kunst des Kartenlegens, die er in seiner Jugend bei der alten Giovanna gelernt hatte, verschaffte ihm hier die kostbare Sympathie und das Wohlwollen der Frau Unterpräfekt von Saint Julien. „Erschrecken Sie nicht, wenn

Sie schnell irgendwohin berufen werden; eine Ihnen nahestehende Person ist erkrankt, aber sie wird bald wieder gesund werden“: so hatte er eines Tages bedeutungsvoll aus alten Tarockkarten orakelt. Die Dame war kaum nach Hause zurückgekehrt, als sie auch schon zu ihrer sterbenden Mutter gerufen wurde, die aber nachher wirklich genas. Um sich erkenntlich zu zeigen, liess die Frau Unterpräfekt dem aus der Schweiz ausgewiesenen Propheten ihren Schutz angedeihen.



Helene M., eine russische Studentin, geschieden, lebte mit ihrer treuen Gesellschafterin, der Sirotinina, noch immer am Ufer des Genfer Sees. Wenn Mussolini sie besuchen wollte, so begab er sich zu Fuss dorthin, um einerseits der Zugkontrolle zu entgehen und auch der Polizei ein Schnippchen zu schlagen.

„Benituschka, Benituschka,“ begrüßten ihn jubelnd die beiden Frauen mit trillerndem, weichem, etwas heiserem slawischem Tonfall; und dann teilten sie mit ihm das sonderbar charakteristische Mahl alleinstehender Frauen: Armut und Überfluss zugleich, ohne Brot, aber mit Biskuit, Schinken und Tee.

„Bleibt doch heute Abend hier. Wir werden die Gastfreundschaft einer Freundin in Anspruch nehmen und woanders schlafen,“ luden sie ihn ein.

Nach der langen Fussreise schien ihm ein weiss überzogenes Bett sehr verlockend. Er blieb also. Die beiden Frauen gingen zu ihrer Freundin schlafen und überliessen ihm ihr Bett. Er legte sich und war schon im Einschlafen, da hörte er plötzlich durch die dünne Wand, wie im anstossenden Zimmer die Hauswirtin ihren Mann weckte:

„Die Russinnen sind doch eben fortgegangen, aber hier nebenan rührt sich etwas. Sicher ist es ein Dieb.

„Aber nein, ach wo denn, schlaf nur ruhig weiter,“ brummte der Gatte.



Der Zwanzigjährige als Revolutionär in Lausanne 1904
Die erste Photographie seines Lebens



1910 als Leiter der Zeitung „Der Klassenkampf“ in Forlì

Der mit einem so üblen Namen bezeichnete Mussolini wagte kaum mehr zu atmen. Die windigen Russinnen hatten also ganz vergessen, den Hauswirt von seiner Anwesenheit zu benachrichtigen; wenn man ihn jetzt entdecken würde, womöglich als Dieb verhaften, dann würde es sich herausstellen, dass er den Ausweisungsbefehl übertreten habe, und dann gab es wieder monatelanges Gefängnis. So dachte er erschreckt. Aber er war jung und erschöpft, die Nacht war noch lang und das Bett so weich; er schlief wieder ein. Im Schlaf rührte er sich ein paarmal, und jedesmal hörte er dann zu seinem Entsetzen, wie sich das Gespräch von vorhin nebenan wiederholte. Und schliesslich ging der Hauswirt doch zum nahen Polizeiamt, das er zum Glück geschlossen fand, worauf er, über die alberne Furcht seines Weibes brummend, wieder ins Bett zurückkroch.

„Benituschka“ lag unterdessen unbeweglich, ganz in kaltem Angstschweiss gebadet, in seinem Bett.

Gegen Morgen kehrten die Russinnen heiter und rosig zurück. „Benituschka, Benituschka, avez-vous bien dormi? Haben Sie gut geschlafen?“

Er erzählte ihnen seine Erlebnisse.

„O, wie interessant, o, was für ein schönes Abenteuer!“ Sie klatschten hochbefriedigt in die Hände. „Allerdings wäre es noch interessanter gewesen, wenn man Sie verhaftet hätte!“

Ich bin überzeugt, dass Mussolini es den Erfahrungen, die er damals über die extravagante, quengliche, russische Seele sammelte, zu danken hat, wenn es ihm später, als Chef der Regierung Italiens, gelang, den Vertrag mit Sowjetrussland nach unendlichen Geduldsproben, endlosen Verzögerungen, und Diskussionen über jede Klausel, doch noch zum Abschluss zu bringen. Man lernt ein fremdes Volk nicht eher kennen, als bis man ein Weib dieses Volkes geliebt hat. Goethe, der Dichter der „Römischen Elegien“, pflegte das zu behaupten.

Nach jener angstvoll zugebrachten Nacht konnte es der spottlustige Ausgewiesene bei der Rückreise mit dem ersten Morgenzuge nicht unterlassen, dem Polizeidirektor noch aus Lausanne eine Postkarte, mit seiner Unterschrift und dem Datum versehen, zu schicken.

XV

EINIGE BEGEGNUNGEN

Der wissenschaftliche Sozialismus. - Angelica Balabanoff.

- „Lenin, Trotzki und Mussolini“.

Von Annemasse begab sich Mussolini nach Zürich, wo die germanische Atmosphäre einer methodischen, wissenschaftlichen, rationalistischen und positiven Kultur auch auf das assimilierbare russische Element abfärbte. Mit einer Flut schwachen Tees und starker Worte wurde dort an Stelle von Proudhon, Herzen und Bakunin, - Marx, Bebel, Liebknecht und Lassalle angebetet. Beim gemeinsamen Übersetzen der Werke von Liebknecht und Lassalle entwickelte sich eine freundschaftliche Kameradschaft zwischen Mussolini und einer anderen Russin, Angelica Balabanoff.

Von Gestalt klein und hässlich, war Angelica Balabanoff überaus klug und von einer seltsamen, blitzartig erfassenden Intelligenz. Sie hatte sich in Marx und den Marxismus mit wahrer Monomanie versenkt und trieb nun einen Fetischdienst damit; sie schwor auf das Wort des Meisters, mit jener mitteilbaren Wärme, die einem blinden Glauben entspringt und ansteckend wie Scharlach ist. Ich könnte sie mir sehr gut als Besessene und Flagellantin in mittelalterlichen Umzügen vorstellen, oder auch in der Grotte von Lourdes, wie sie in der glühenden Atmosphäre ihres eigenen Eifers und Wahnes das Wunder selbst vorbereitet und selbst erzeugt.

Ich sah diese Frau einst bei einem Bankett, das zu Ehren des Abgeordneten Morgari gegeben wurde, der den Zar und die Zarin von ihrem offiziellen Besuch in Rom abgehalten hatte, indem er ihnen als den Schuldigen des Petersburger

Blutbades vom Jahre 1905 mit Unruhen gedroht hatte. Ich sah damals, wie sich diese Frau durch die Kraft ihrer Seele und ihres Wortes ganz verklärte. Sie sprach feurig und wirkungsvoll, in fließendem Italienisch, und ihre feuchten glänzenden Augen wurden dabei so gross, dass man in dem kleinen grauen Gesichtchen fast nichts anderes sah als diese Augen; ihre gellende schrille Stimme, zu merkwürdigen Kehllauten gesteigert, drang einem mit der Suggestionmacht der Mystiker und Hysteriker tief ins Innere. Als sie dann mit einer Anrufung des Mütterchen Russland, des heiligen russischen Reiches, das unter dem Krampf der Qualen sich winde, geschlossen hatte, fiel sie plötzlich bleich und in Tränen aufgelöst auf ihren Stuhl zurück, und wir alle, die sie umringten, konnten, erschüttert und bleich, uns der Tränen nicht enthalten.

In Italien sind die Frauen, auch die revolutionären, gewöhnlich furchtsam oder doch wenigstens vorsichtig, aber die Genossin Balabanoff trug ihre Dreistigkeit mit einer gewissen Art von Koketterie zur Schau. Sie war hässlich, aber war es nun die magnetische Kraft ihrer Redekunst oder die gewisse Berühmtheit ihres Namens, oder die treuherzige Einfachheit ihrer Aufforderungen, die der männlichen Wohlerzogenheit jede Flucht verlegte – Tatsache ist es jedenfalls, dass das alte Mädchen Angelica sich dessen rühmen konnte, dass es ihr auf ihren Propagandarundreisen durch die Städte und Dörfer Italiens nie an einem „Partner“ gemangelt habe. Um des Schönheitsempfindens der sozialistischen Jugend willen hoffe ich, dass sie übertrieben hat.

Wehe dem Menschen, der sich ganz einer einzigen Idee verschreibt, und doppelt wehe ihm, wenn er eine Frau ist. Mit grossem Wissen und einer gewaltigen philosophisch-ökonomisch-sozialen Ausbildung ausgerüstet, entbehrte Angelica vollständig jeder Kultur, wenn man unter Kultur die Fähigkeit der Urteilskraft und der Kritik versteht, und das Vermögen, sich die Gedankenwelt anderer durch die Kraft

des eigenen Denkvermögens als etwas Neues und durchaus Persönliches zu eigen zu machen. Als wir einmal auf einem Landspaziergange vor einer Strassenkreuzung standen und nicht wussten, welcher Weg der richtige sei, brachte sie es tatsächlich fertig, ganz im Ernst zu sagen: „Links müssen wir gehen, der richtige Weg ist immer links.“ Und wenn auf dem Gipfel eines Berges ein idyllisches Dörflein auftauchte, so war es ihre erste Sorge sich danach zu erkundigen, ob dort die Gemeindeverwaltung auch in den Händen der klerikalen Partei sei. Sie hatte weder Sinn für Humor noch Schönheit; das war vielleicht ihr Glück., denn sonst hätte sie sich in den nächsten Brunnen stürzen müssen, denn sie stand auch mit dem Wasser gerade in keinem sehr vertraulichen Verhältnis.

Benito Mussolini, der Jüngling aus der Romagna, bewunderte sie wegen ihres Mangels an Gleichgewicht, wegen ihrer Fehler, ja sogar wegen der Überschwenglichkeit ihres phantastischen Wesens. In den Grenzen einer achtungsvollen Kameradschaft näherte er sich ihr im Laufe der Jahre immer mehr und berief sie sogar im Jahre 1913 als Mitleiterin in die Redaktion des „Avanti“, wo sie sich dann erbittert stritten. Mussolini war ihr niemals revolutionär genug; es gab immer Streit darüber, und oft sprachen sie dann tagelang nicht mehr miteinander; die notwendigen dienstlichen Mitteilungen machten sie sich dann in gepfefferten Briefen.

„Eure gestrigen Ausführungen über die Wahlen sind flau. Man muss den Triumph der Extremisten viel kräftiger hervorheben.“

„Davon versteht ihr nichts; kümmert euch um euern Dienst.“ Das sind so Proben dieses Briefwechsels „von Zimmer zu Zimmer“.

Schliesslich schickte der Chefredakteur Mussolini die Kollegin und Genossin fort.



Im italienischen Sozialismus der Vorkriegszeit war Angelica Balabanoff eine wichtige Persönlichkeit der Parteileitung. Sie war sehr rührig, wenn es galt, die „Meuchelmörder der Bourgeoisie“ im Namen des Absoluten zu verdammen. Schliesslich wurde sie von der damals so geduldfähigen Regierung wegen revolutionärer und kriegsgegnischer Propaganda ausgewiesen, teilte die Verbannung mit Lenin und Trotzki, und reiste dann mit jenen mitten im Kriege durch Deutschland nach Russland, im Extrazuge, den ihnen der weitblickende Kaiser bewilligt hatte, damit sie dem allzu duldsamen Kerensky ein Dorn im Auge sein konnten. Nun, man kennt ja die Ereignisse: Kerensky wurde von ihnen gestürzt, Angelica Balabanoff, das kleine hässliche Figürchen, wurde zu einer grossen Persönlichkeit der russischen Regierung und kauerte nun auf den Kissen einer Kaiserin und fuhr im Galaautomobil.

Bis sie eines schönen Tages im Jahre 1924 - die Luft war von Tauwetter und Osterklängen erfüllt - wieder zu neuer Verbannung diesseits der Grenze erschien. Sie war als „gefährliche Gegenrevolutionärin“ aus Russland ausgewiesen worden. Arme Angelica! Wenige Tage zuvor hatte der Gesandte des Königs von Italien die Grenze an derselben Stelle, nur in anderer Richtung, überschritten, und sein Beglaubigungsschreiben, das er der Sowjetregierung, der Vertreterin der „Diktatur des Proletariats“ vorlegte, war von Benito Mussolini, dem „Verräter des Proletariats“, gegengezeichnet.

So merkwürdig sind oft die Geschehnisse: Angelica Balabanoff nahm aus der ärmlichen Schweizer Pension, wo sie zwischen einer Kommode und einem Samowar wohnte, den Weg zum goldenen Kreml, wo Throne aus Sammet und Damast standen, um von dort wieder in die Verbannung zurückzukehren.

Der Genosse ihrer Armut und ihres Glaubens, der Mann mit den tatarischen Backenknochen, Lenin, nahm den glei-

dien Weg nach dem Kreml, aber er blieb dort, emporgehoben zu übermenschlicher Macht, mehr als ein König, mehr als ein Kaiser, und umgeben von einem Volke, das ihn um Gnade anflehte und ihm Leid, Hoffnungen und Illusionen zu verdanken hatte.

Der blasse Jüngling aber, der mit Angelica zusammen so eifrig bemüht war, Engels und Marx ins Italienische zu übertragen - er wurde später zu einem Manne, der mit jenen anderen Russen als ein Gleichgestellter verhandelte, er wurde mehr als ein Gesetzgeber, mehr als ein Volksführer, - er wurde der Retter seines Volkes, der Duce.,

XVI

SCHLECHTE OSTERN

Der Kreis verengert sich. – Wieder im Gefängnis.
– Der Mörder Andrea G. aus Turin. – Nachtruhe auf dem Korbstuhl.

Es war Ostern. Am Morgen des Karsonnabends betrat Mussolini den Boden von Luzern auf der Rückreise ins Vaterland. Er war aus Genf ausgewiesen worden und wurde nun zwangsweise abgeschoben. Der eigentliche Grund seiner Ausweisung war die heftige revolutionäre Propaganda, die er getrieben hatte. Als willkommener Vorwand diente aber den Behörden eine Schlägerei, in die Mussolini mit einem Arbeitsgenossen aus der italienischen Schweiz, einem Reformisten, geraten war: wegen Politik, wegen des Lohnes der Zementarbeiter, oder vielleicht auch wegen der schönen „baccana della brolanda“, wie in der Ausdrucksweise der Auswanderer die Herbergsmutter genannt wird, bei der die Arbeiter dutzendweise wohnen. Es war damals eine Zeit, wo das Netz der Ausweisungsbefehle aus den Kantonen immer enger zusammengezogen wurde.

Die ihn begleitenden Schutzleute wollten Ostern noch mit ihren Familien verbringen. Also musste Mussolini solange im Gefängnis warten, bis der Transport weitergehen konnte. Dort traf er einen alten deutschen Bettler an, einen Mann aus der Hefe. Ganz in Fetzen gekleidet, schlaff, mit der tragischen Gleichgültigkeit eines Menschen, der nichts mehr zu fürchten hat, nur noch zu hoffen, sass dieser Mann da und fing sich in Erwartung, dass man ihn wegen Mangels an Mitteln und Ausweisen nach Deutschland zurückschicke, seine Flöhe. Am Abend öffnete sich die Türe der Zelle noch einem anderen Gaste, einem Italiener. Der Neuankömm-

ling warf sich erschöpft und zähneklappernd auf die hölzerne Pritsche, dann winkte er den jungen Mussolini zu sich heran:

„Bist du Italiener? Ja? Woher?“

„Aus der Romagna.“

„Gut, dann bist du zuverlässig. Ein Romagnole ist kein Verräter. – Mit mir steht es schlecht!“

„Wieso denn, was ist denn los? Du wirst doch wahrscheinlich auch nur wegen Mangels an Ausweisen nach Hause abgeschoben?“

„Ja. Aber man verdächtigt mich, ohne Beweise dafür zu haben, der Mitschuld an einer Rauferei, die vor acht Tagen war. Ich hatte Pech. Zwei spielten mit dem Messer, ich mischte mich hinein, wurde verwundet, verteidigte mich und tötete sie.“

Ein langer Schauer durchlief ihn. Dann sprach er weiter:

„Was macht denn jener andere dort? Beobachtet er uns? Hört er uns zu?“

„Nein, er kümmert sich nicht um uns. Erzähl' nur.“

Der Neuankömmling entblösste seine Hüfte: man sah eine tiefe klaffende Wunde, halb verkrustet, das Blut lief hinab und besudelte das ganze Bein.

„Aber das ist ja schrecklich! Du verblutest ja. Hast du Schmerzen?“

„Höllische! Aber wenn ich mich auch verblute, ich darf nichts sagen, sonst komme ich an den Galgen; besser leiden als baumeln; dort, wo mir das passiert ist, in dem Kanton, da wird noch gehängt. – Ich möcht' nach Hause zurückkehren. Du musst mir helfen.“

Sie hatten gar nichts da, nicht einmal ein Taschenmesser. Mussolini gelang es endlich, mit den Fingern einen Nagel aus der Holzbank herauszureissen. Diesen Nagel schärfte er an den Steinen der Mauer, und damit schnitt er dann ein langes Stück Leinen aus seinem Hemd und noch ein klei-

neres Stück aus dem Hemd des Verwundeten. Damit verband er die Wunde, so gut es ging, und das Bluten hörte ein wenig auf.

Am nächsten Morgen läuteten alle Kirchenglocken das Osterfest ein. Ostern! – ein Wort, das alle Süßigkeit des Familienglücks herauf beschwört. Ostern! – das Symbol der Befreiung der Welt aus der langen Gefangenschaft des Winters. Und dieses Osterfest musste Mussolini in einem ekelhaften Kerker, zwischen Verworfenen und Parias, verleben. Das war noch schlimmer, als zu Ostern einsam zu sein.

Auf der Pritsche stöhnte der Mörder in heftigem Fieber und verlangte nach Wasser. Aber sobald er das Geräusch von Schritten auf dem Gange vernahm, richtete er sich schnell auf und nahm die Hand von der schrecklichen Wunde fort, auf die er sie gepresst hielt.

Als am Abend die einzige Mahlzeit des Tages, ein Napf voll Suppe, gebracht wurde, bekam die Zelle neuen Zuwachs. Es war ein Mann, der Italienisch sprach. Schweigend, still und wachsam beobachtete er die anderen.

Mussolini ging ganz nah an den Verwundeten heran und raunte ihm zu:

„Nimm dich in Acht. Der Neue da ist kein Italiener wie wir, er ist keiner von denen, die man nach Italien abschiebt; er ist aus Tessin; wenn sie ihn hier zu uns sperren, so ist er sicher ‚una piantina della giusta‘ (ein Spitzel).“

Alle Rebellen gegen die gesetzliche Ordnung, ob sie nun Idealisten oder Verbrecher sind, haben gegen ihren gemeinsamen Feind, die Polizei, ein ihnen allen gemeinsames Schutzmittel: das Rotwelsch. Das Volk aus der Tiefe, das an der Grenze der Gesellschaft lebt, macht sich gegenseitig auf die Spitzel und Gendarmen mit den harmlos scheinenden Worten „piantina della giusta“ und „piantina della negra“ aufmerksam.

Der Verwundete liess den Kopf sinken. Er war in jenem

Zustände physischer und moralischer Unempfindlichkeit, der dem Stoizismus des Delinquenten gleicht.

Mussolini nahm sich nun den Neuankömmling vor:

„Du wirst doch gar nicht abgeschoben! Du bist ja auch kein Italiener, du bist aus Airolo!“

Und als er den anderen erleichen sah, fuhr er fort:

„Ich kenne dich. Erinnerst du dich nicht? Es hat keinen Zweck, zu leugnen. Wir haben zusammen gearbeitet. Du warst Steinmetz in Giubasso. Und jetzt machst du wohl den Spitzel? Bravo, ich gratuliere, das ist ein schönes Handwerk.“

Diese Beschuldigungen entsprachen der Wahrheit, wenn auch die näheren Angaben erfunden waren; jedenfalls hatte der also Verdächtige durch den Angriff den Boden verloren, er wagte es nicht mehr aufzupassen und liess sie in Ruhe.

Am anderen Morgen erreichte es Mussolini, beim Gefängnisdirektor seinen Protest vortragen zu dürfen:

„Wir sind weder Verhaftete noch Verurteilte, sondern nur Ausgewiesene. Warum werden wir hier noch zurückgehalten, Herr Direktor? Und wozu der Spitzel, den sie uns auf den Leib gehetzt haben? Lassen sie uns heimkehren. Sie haben kein Recht, uns im Gefängnis zurückzuhalten. Schicken Sie den Alten da nach Deutschland und uns nach Italien.“

Sofort nach diesem Gespräch kam ein Aufseher, holte den Mann aus Tessin, den Spitzel, ab und benachrichtigte die beiden Italiener, dass sie am Dienstag Weiterreisen würden.

Der provisorische Verband des Verletzten war inzwischen ganz durchnässt, das Blut floss immer weiter, der Unglückliche konnte sich kaum mehr aufrecht halten. Das einzige, was sie noch hatten, war ein schmutziges Taschentuch; dieses Taschentuch stopfte Mussolini, als die Stunde der Abreise kam, in die Wunde des anderen und

half ihm dann, ihn fast tragend, die Treppen hinab zum Gefängniswagen und später in den Eisenbahnzug. Die Wunde war dabei so empfindlich, dass der Verletzte vor Schmerz zusammenfuhr, sobald man nur in ihre Nähe kam. Trotzdem entfuhr ihm kein Laut.

Auf dem Bahnhof zeigte sich der Mann aus Tessin wieder, strich eine Weile aus der Entfernung um sie herum und stieg dann mit ihnen in denselben Wagen. Trotzdem die Entfernung nur wenige Kilometer betrug, dauerte die Reise mit dem Güterzuge zwei Tage und zwei Nächte. Neun Mann mussten sie im Wagen stehen, sie hatten nicht einmal Platz, um sich auf den Boden zu setzen. Dazu der Hunger, der mit den täglichen zwei Schüsseln Suppe und dem bisschen Brot nicht zu stillen war, und der entsetzliche Durst bei den endlosen Aufhaltenen.

Der Verwundete blutete in einem fort, das Blut rann durch die ganz durchweichenden Stiefel und beschmutzte den Fussboden.

„Bis ich in Italien ankomme, werde ich gestorben sein,“ murmelte er trostlos. „Bist du in Italien ganz frei?“

„Ich? Ja!“ antwortete Mussolini. „Ich habe bei der Polizei nichts hängen.“

„Ich habe noch drei Jahre Zuchthaus abzubüssen. Nicht schlecht, was? Aber besser gefangen als gehangen. Doch jetzt ist das alles ja zu Ende. Du, wenn du in Italien ankommst, schreibe meiner Mutter. Ich bin aus Turin und heiße Andrea C. Wenn du kannst, besuche sie. Versprich es mir. Schwöre es mir, ja? Die arme Alte, schreibe ihr wenigstens, wenn ich verreckt bin.“

Während hinter den vergitterten Fenstern des Wagens sich die herrliche Landschaft des Gotthard abrollte, betete der Verwundete den Rosenkranz seiner unheilvollen Bekenntnisse ab: er war in Italien zu drei Jahren Kerker „in contumaciam“ verurteilt worden, hatte sich aber in der Schweiz in Sicherheit gebracht, zusammen mit seiner

Schwester, die er ausbeutete. Gemeinsam hatten sie zwei Lebemänner, von denen sie angeblich belästigt und bedroht worden waren, mit dem Messer „kalt gemacht“, wie er sich ausdrückte. Dem Frauenzimmer war es gelungen, über die französische Grenze zu fliehen, während er, durch seine Wunde geschwächt, ergriffen werden konnte, immerhin wenigstens nicht in der Nähe der beiden Leichen, so dass ihm kein direkter Verdacht mit dem Verbrechen verband. Während er erzählte, wurde er immer blutleerer, und sein Gesicht begann bereits einzufallen: „In Como werde ich sterben. Vergiss nicht, meiner Mutter zu schreiben.“

In Bellinzona erwarteten gute Freunde den ausgewiesenen Revolutionär Mussolini am Bahnhof und brachten ihn zu einem Geistesverwandten, den Professor Giuseppe Rensi, der ihn herzlich aufnahm und ihn labte.

Als der Professor ihn in später Nacht zum Schlafen in ein Zimmerchen des sauberen Hauses führte, sah sich der Gast erstaunt um. Er berührte mit der Hand das weiche Bett, die sauberen Decken – merkwürdige Dinge, wenn man auf einer schmutzigen Pritsche geschlafen hatte – und streichelte über die blütenweissen Betttücher. „Zu sauber,“ murmelte er bedauernd. Noch spürte er die lebendigen und krabbelnden Erinnerungen an den Kerker auf seinem Körper; so konnte er nicht in das saubere Bett steigen.

Er seufzte, setzte sich in einen Strohsessel und erwartete dort den Morgen.

XVII

DER ROTE REKRUT

Der „eingetragene“ Revolutionär. – Die Bersaglieri. – Der Tollkühne von „Pian della Sernaglia“. – Ein grosser und heiliger Schmerz.
– „Gegen die Barbaren des Nordens.“ – Das kontrollierte Herz.

Nachdem Mussolini damals den Behörden des Genfer Kantons seine unbefugte Anwesenheit durch eine übermütige Postkarte angezeigt hatte, bemühte sich die Polizei seines Aufenthaltsorts Zürich, dem „betreffenden Mussolini, Benito, Sohn des Alessandro, revolutionärer Sozialist“ in Zukunft das Sichlustigmachen über Ausweisungen zu erschweren. Er wurde auf die Polizei berufen, um dort für die Akten den erniedrigenden anthropometrischen Messungen unterzogen zu werden.

„Ihr werdet diese unwürdige Handlungsweise noch eines Tages bereuen,“ sagte er zähneknirschend zu dem Arzt, der die Messungen ausführte.

„Aber warum denn, mein lieber Herr. Sie haben doch allen Grund, sehr zufrieden zu sein,“ entgegnete ihm der Arzt. „Bedenken sie doch, dass es unter den politischen Revolutionären der ganzen Welt kaum achtzig Persönlichkeiten gibt, die wir für würdig genug halten, die Ehre einer Aufnahme in unser Archiv zu geniessen.“

Man kann sich denken, dass ein solches Vorleben nicht geeignet war, Mussolini bei seiner Einziehung als Rekrut in das n. Bersaglieri-Regiment, Standort Verona, einen freudigen Empfang zu sichern. Trotzdem erwarb er sich bald die Zuneigung des jungen Leutnants Anselmi, eines tüchtigen Offiziers, der vom Oberst des Regiments beauftragt worden war, das „gefährliche Subjekt“ zu überwachen. Die Liebe Mussolinis zu Wettlauf und Turnen – im Hoch-

sprang schlug er alle - trug nicht wenig dazu bei, ihm die Freundschaft des jungen Leutnants zu erwerben, die dieser bald ganz offen zeigte. (Später, im Weltkriege, am Pian della Sernaglia, kurz vor dem Sieg von Veneto, mit seinen Stosstrappen jenseits des hoch wasserführenden Flusses liegend, vom Feinde vier Tage lang eingekreist, ohne auch nur einen Zoll zurückzuweichen, mit geringster Verpflegung, mit wenig Munition, die nur von Zeit zu Zeit durch kühne Fliegertransporte ergänzt werden konnte - später zeigte dieser junge Leutnant Anselmi, von welchem Schlage er war. Er trug sich in eine der bedeutendsten Seiten der italienischen Kriegsgeschichte ein, in jene Seiten, die das blutige Vorwort zum Waffenstillstand waren. Er wurde dafür zum Oberst befördert.)



Es gibt Dinge, die man wohl erleben kann, aber niemals beschreiben: erst der vorsichtige Brief eines Familienmitgliedes „Bereite Dich vor, der Mutter geht es nicht gut,“ dann die zwei zittrigen Zeilen von ihrer Hand, und dann das wie ein Blitz einschlagende Telegramm „Komm“. Und dann die Reise und die letzten Augenblicke.

Mutter! Dein Kind leidet, und du, du bist nicht mehr da, Mutter!

In jenen Tagen schrieb der Bersagliere Mussolini an den Hauptmann Simonetti seines n. Regiments:

Predappio, 26. Februar 1905.

Hochverehrter Herr Hauptmann!

„Im Namen meines Vaters, meiner Schwester und meines Bruders danke ich Ihnen, den Herrn Offizieren und „meinen Kameraden herzlich für die guten, an mich gerichteten Trostworte. Von den Dutzenden von Briefen, die „ich in diesen Tagen empfang, werden viele ins Feuer wandern, weil sie nur die gewöhnlichen banalen und konventionellen Phrasen enthielten. Ihren Brief aber, Herr Haupt-

„mann, werde ich unter den teuersten Erinnerungen meines
„Lebens aufbewahren. Jetzt bleibt mir, wie Sie sagen, nichts
„anderes zu tun übrig, als den Ratschlägen meiner Mutter
„zu folgen, und ihr Andenken durch treue Pflichterfüllung
„als Soldat und Bürger zu ehren. Seufzer und Tränen zie-
„men sich für Frauen – starke Männer müssen schweigend
„leiden und sterben, ohne zu weinen, sie müssen arbeiten
„und wieder arbeiten, um dem Guten den Weg zu bereiten,
„um das Vaterhaus und etwas noch Heiligeres, das Vater-
„land, damit zu ehren. Das kann nicht mit fruchtlosen
„Klagen geschehen, sondern nur mit trefflichen Taten. Es
„ist gut, sich dabei jener Helden zu erinnern, dabei jener
„Helden zu gedenken, die mit ihrem Blut die Einheit des
„Vaterlandes gekittet haben; aber es ist noch besser, sich
„nicht damit zu begnügen, ein träger Nachkomme zu sein,
„sondern sich darauf vorzubereiten, den ‚Barbaren des Nor-
„dens‘ ein starkes Bollwerk aus Menschenleibern entgegen-
„zustellen, wenn sie es versuchen sollten, Italien zu einem
„geographischen Begriff zu erniedrigen. Das sind meine
„Empfindungen.

„Genehmigen Sie, Herr Hauptmann, meine ehrfurchts-
„vollsten Grüsse.

„Ihr ergebenster

Benito Mussolini.“



„Die Einheit des Vaterlandes“ – dies Dogma wurde von
uns damaligen Sozialisten, wenn auch mit zusammengebissenen
Zähnen und mit innerem Vorbehalt, immer respektiert, als eine
Stufe auf dem Wege zur Einheit der Internationale.

Aber dieses Vaterland hier, das Italien aus dem Jahre
1905, unmittelbar nach den ersten grossen Generalstreiks,
– dieses Vaterland war kein „überwundener historischer
Begriff“, es war lebendige gegenwärtige Wirklichkeit, die

es zu verteidigen galt gegen kommende drohende Ereignisse. Nur wer damals Sozialist war, kann die Prophetie dieses scheinbar ketzerischen Satzes verstehen: den „Barbaren des Nordens“ ein starkes Bollwerk von Menschenleibern entgegenzustellen. Diese Worte erschienen nicht nur wegen ihres kriegerischen Nationalismus ketzerisch, sondern weil damals der italienische Sozialismus, sowohl der marxistische als auch der rein wissenschaftliche, vor jenen „Barbaren des Nordens“ demütig auf den Knien lag. Nur wir allein wissen, bis zu welchem Grade das damals der Fall war.



Da der kranke und hilfsbedürftige Vater Alessandro nun nach dem Tode seiner Frau ganz einsam zurückgeblieben war, wurde der Sohn Benito vom weiteren Militärdienst befreit.

Die Freunde des Hauses hatten sogar ernsthaft vor, ihn mit den Banden der Liebe für immer an die heimatliche Erde und den häuslichen Herd zu fesseln.

Im Nachbardorfe wohnte ein aussergewöhnliches Mädchen: es sprach Französisch, zog an den Festtagen Handschuhe an, trug eine enge Taille, wie sie damals üblich war, und hatte grosse, ausdrucksvolle Augen, von denen es reichlich Gebrauch machte. Sie war die „Königin“ unter den jungen Damen des Ortes; wer also wäre besser zum Gemahl für sie geeignet gewesen, als der junge unbekannte Prinz Benito. Zwar hatten sie noch kein Wort miteinander gesprochen, aber sie kannten sich vom Ansehen und schienen recht viel voneinander zu halten.

Trotzdem wurde nichts daraus. Wahrscheinlich, weil Mussolini zu sehr an andere Sachen zu denken hatte. Gerade damals schrieb er dem sozialistischen Abgeordneten von Genf, Doktor Wyss, einen Brief, in welchem er gegen die ungesetzlichen, nur mangelhaft maskierten Ausweisungsbefehle der Schweiz Protest erhob:

„Ich kam mit neunzehn Jahren nach der Schweiz. In „Lausanne verdiente ich mir mit harter Arbeit ehrlich mein „Brot. Nachdem ich meine Mutter in Italien besucht hatte, „liess ich mich mit meinem Freunde Donatini, einem poli- „tischen Flüchtling, in Annemasse nieder. Wir hatten die „Absicht, eine internationale Zeitschrift für sozialistische „Kultur zu gründen. In diesen letzten Jahren hatte ich viel „geschrieben und gesprochen, und aus Eigenem manches „dazu beigesteuert, um die Zeitschriften ‚Il Proletario* in „Neuyork, ‚L’Avvenire del Lavoratore‘ in Lugano und „‚L’Avanguardia‘ in Mailand am Leben zu erhalten. Ich „fordere jeden Polizisten auf, mir in irgendeinem meiner „Artikel auch nur eine Zeile nachzuweisen, die geeignet „wäre, mich unter die Anarchisten zu rechnen.“

„Während der vierzig Tage, die ich in Genf verlebte, ver- „brachte ich einen grossen Teil meiner Zeit in der Uni- „versitätsbibliothek. Was die Polizei über mich zu den „Akten genommen hat, ist alles erlogen. Ich wurde aus der „Schweiz fortgejagt wie ein toller Hund, von dem man „fürchtet, er könne die anderen mit seiner Tollwut an- „stecken.“

Man möchte kaum glauben, dass ein Mensch, der solchen trockenen Stil schreibt, auch imstande wäre, sich in poe- tischen Ergüssen zu ergehen. Und doch werden wir diesen Dualismus stets in ihm entdecken können. Sein sehnsüch- tiges, harmloses, ein wenig sentimentales Herz wird vom Hirn unter eiserner Kontrolle gehalten. Denn wenn er - bei der impulsiven Leidenschaftlichkeit und den vielen Gegensätzen seines inneren Menschen - nicht auch die Kraft hätte, sich selbst und die Massen zu beherrschen, so wäre es kein Wunder, wenn der Sturm, den er entfacht, ihn fortreissen würde. Trotzdem ist er deshalb nicht ohne Gefühl, denn gerade sein Gefühl veranlasste ihn, die Bürde früherer Freundschaften aus ritterlicher Anerkennung ihres einstigen Wertes weiterzutragen, auch wenn der Freund sich

inzwischen als ein Unwürdiger und Verräter erwiesen hat. Das Gefühl allein ist es, das ihn veranlasst, sich eine Mitverantwortung aufzubürden, die jeden anderen vielleicht manchmal erdrücken würde. Dieses Fühlen hatte ihm manches Üble bereitet, aber es ist auch seine Stärke. Das Volk versteht dieses primitive offenherzige Gefühl und weiss aus Instinkt, dass, wo es herrscht, auch in anderen Dingen eine schöne robuste Einfachheit zu finden ist. Wo sich solche elementare Kräfte dem Volke zeigen, da glaubt und liebt es, da vertraut es und schenkt sich hin.

XVIII

VON MACHIAVELLI UND VOM WEIN

Ein Doppelleben. – Werte Gäste. – Glühwein und durchwachte Nächte.
Das „Vorspiel zu Machiavelli“.

Nach seiner Heimkehr half Benito tagsüber im väterlichen Wirtshaus, wo die Menschen in einem fort kamen und gingen. Nachts aber, wenn die Läden geschlossen und die Türen verriegelt worden waren, sass er mit seinem Vater und werten Gästen am Kamin der rauchigen Küche, und dann wurden auf den als Tische dienenden weinbefleckten Fässern unsterbliche Werke durchblättert. Hier kam dann auch Machiavelli zum Wort; er enthüllte den begierig Lauschenden die Geheimnisse des Regierens, die Mathematik jener Gesetze, die das römische Kaiserreich geregelt hatten; er schilderte ihnen das unbändige Florenz und enthüllte ihnen jene Lehre vom Staate, die so kristallklar und so grausam ist. Es wurde, abwechselnd, laut vorgelesen, und einer unter den Zuhörern träumte dann, von den weisen Worten gebannt, in seinem Herzen davon, der einst das wankelmütige Herz der Menschen zu beherrschen, um sie grossen Dingen entgegenzuführen.

Ein andermal wurden Carduccis leidenschaftliche Anklagen und Verwünschungen gegen das kleinmütige Vaterland vorgetragen, und wieder war einer unter den Lauschenden, der, im Banne des Dichters, sich in seinem Herzen zuschwor, dafür sorgen zu wollen, dass das grosse Vaterland nicht immer so kleinmütig bleibe.

Dieser eine war Benito Mussolini.

Wenn Väter und Sohn endlich allein zurückgeblieben waren, rückten sie den grossen Kupferkessel zwischen sich

und schürten darunter ein Feuer an. Nach einem geheimen Rezept, das er hoch in Ehren hielt, wog Vater Alessandro dann die einzelnen Bestandteile für einen Glühwein ab, warf sie zum Wein in den Kessel und rührte dann mit einem grossen Löffel ganz langsam so lange darin, bis sich der Duft der heimatlichen Reben mit dem Gewürzaroma ferner Länder zu einem neuen starken Wohlgeruch verbunden hatte. Dazu rezitierte er kraftvolle Prosasätze oder glühende Strophen.

Nicht selten erwachten die beiden Männer nach einer solchen Nacht bei Tagesanbruch in der gleichen Stellung, wie sie der Schlaf überwältigt hatte, den Kopf auf das Polster der auf dem Tische liegenden Arme gebettet.

Schopenhauer, Nietzsche und Max Stirner, die Eleaten und der Machiavelli: - der zwanzigjährige Gastwirtssohn trank den Ysop dieser grossen gesunden Pessimisten, so wie andere den Honigtrank des leichten Optimismus schlürfen. Ihm war der Sinn für das Reale und für die Tragik des Lebens angeboren; deshalb suchte er die Gemeinschaft dieser Geister, dieser Vernichter aller rosigen Lebenslügen, die die Ansicht vertraten, dass der Westeuropäer sich rührig bewegen und kräftig handeln müsse. Die „Tat“, die „Beherrschung“ und die von keiner Verzweiflung abhängige Hoffnungsfreudigkeit, dieses Evangelium des bitter notwendigen, und wenn auch bitteren, so doch gerechten „Tat-Tuns“ - das war seine geistige Nahrung. Sein Ziel war, zu werden wie jene Griechen, die, jede Illusion klar durchschauend, mit heiterem Gleichgewicht fest in sich selbst gegründet standen.

*

„Gum le parole non si mantengono li Stati.“ - „Staaten lassen sich nicht mit Worten erhalten.“ Als im Jahre 1923 die Universität von Bologna dem Ministerpräsidenten den Doktor honoris causa anbot, beschloss Mussolini sich diese Würde auch selbst zu verdienen, wie jedes andere Ding in

seinem Leben. Und so veröffentlichte er 1924 in der Mainnummer der Zeitschrift „Gerarchia“ („Die Hierarchie“) eine Arbeit „Preludio al Machiavelli“ („Vorspiel zu Machiavelli“), oder „Erläuterungen aus dem Jahre 1924 zum Fürsten von Machiavelli“, ein Buch, das er gerne „Vademecum für Regierende“ genannt wissen wollte.

Diese Arbeit war keine scholastische gelehrte Dissertation, sondern sie spannt in sehr lebendiger Weise die Fäden von der Doktrin des Staatssekretärs der florentinischen Republik von 1500 zu jener Regierungspraxis, die der jetzige Premierminister des Königreiches Italien von 1900 an miterlebt hatte. Rückblickend wurde die Parallele zwischen den Noten und Bemerkungen Machiavellis über Menschen und Dinge und der heutigen Zeit gezogen, und das in einer Art, die oft sehr dramatisch war.

„Wenn Politik die Kunst ist, die Menschen zu regieren – d.h. ihre Neigungen und ihren Egoismus im Hinblick auf die Zwecke der Allgemeinheit (die fast immer wichtiger sind als das Einzelleben, weil sie sich auf die Zukunft erstrecken), zu lenken, zu erziehen und nutzbringend zu gestalten, – so besteht kein Zweifel, dass das Grundelement dieser Kunst der Mensch ist.“

Der neue Kommentator Mussolini fühlte sich nicht in der Lage, dieses Urteil, das der alte Denker über das Grundelement der Regierungskunst, den Menschen, abgibt, zu entkräften. Im Gegenteil, er sollte es noch verschärfen. Was man machiavellistischen Utilitarismus, Pragmatismus, Zynismus zu nennen pflegt, entsprang logischerweise jenem scharfen Pessimismus und jener tiefen Menschenverachtung, die all jenen gemeinsam ist, die jemals eine so weite Möglichkeit des Verkehrs mit ihresgleichen hatten. Machiavelli gibt sich keiner Täuschung hin. Der Gegensatz zwischen Fürst und Volk, zwischen Staat und Individuum ist ihm ein Fatum. Der Fürst – und das bedeutet nach Machiavelli soviel wie der Staat –, ist dazu da, um den ge-

sellschaftlichen Atomismus des Individuums zu organisieren und in Grenzen zu halten, denn das Individuum ist, vom eigenen Egoismus angetrieben, stets bereit, die Grenzen zu überschreiten und „auszubrechen“. „Das Individuum“, sagt Mussolini, „neigt dazu, die Gesetze zu missachten, „keine Steuern zu zahlen, und keine Kriege zu führen. Nur „wenige - Helden oder Heilige - sind bereit, das eigene „ich‘ auf dem Altar des Staates zu opfern. Alle andern be- „finden sich stets in einem Zustand der Auflehnung gegen „den Staat. Die Revolutionen des 17. und 18. Jahrhunderts „versuchten diesen Widerstreit, der im Grunde bei jeder „staatlichen und sozialen Organisation zu finden ist, da- „durch zu lösen, dass sie die ‚Macht‘ für einen Ausfluss des „freien Volkswillens erklärten. Das ergab nur eine Fiktion „mehr und eine neue Illusion. Denn vor allem war dazu „der Begriff ‚Volk‘ zu wenig klar umrissen.“

„Das Eigenschaftswort ‚souverän‘ auf das Volk anzu- „wenden, auf diesen abstrakten Begriff, dessen Grenzen „man nicht kennt, - das ist ein tragischer Scherz. Das „Volk kann keine Souveränität ausüben, es kann sie nur „höchstens jemand übertragen, und zwar durch parlamen- „tarische Systeme, die mehr mechanisch als sittlich sind. „Aber auch in Ländern, wo von diesem Mechanismus aus- „giebigster Gebrauch gemacht wird, kommen grosse Stunden, „wo dem Volke die für normale Zeiten wohl taugliche Pa- „pierkrone der Souveränität entrissen wird, und wo man „dem Volke dann ohne Weiteres befiehlt, eine Revolution „oder einen Frieden zu akzeptieren, oder in das Ungewisse „eines Krieges zu marschieren. Und dann bleibt dem Volke „nichts anderes übrig, als nur ein kleines einsilbiges Wort, „um zu bejahen und zu gehorchen, - und das gerade dann, „wenn es das stärkste Bedürfnis hat sich seiner Souveräni- „tät bewusst zu werden.“

„Das Referendum, die Volksabstimmung, ist vorzüglich, „wenn es sich darum handelt, den passendsten Ort für einen

„VORSPIEL ZU MACHIAVELLI“

„aufzustellenden Dorfbrunnen festzulegen; aber wenn die „höchsten Interessen eines Volkes auf dem Spiele stehen, „dann hüten sich auch die ultrademokratischen Regierungen sehr wohl, die Entscheidung dem Urteil des Volkes zu „unterwerfen.“

Die intuitiven Erkenntnisse des Jünglings Mussolini, mag ihm auch noch manche Erfahrung gefehlt haben, unterscheiden sich zufälligerweise nur wenig von den wohlwogeneren Betrachtungen des späteren Staatsmannes. Mussolini gehört eben zu jenen Auserwählten, die vom ersten Tage ihres Lebens an diese Erkenntnisse in sich haben, und deren Seele so organisiert ist, dass sie die Dinge richtig wahrzunehmen vermögen.

XIX

STÜRME DER JUGEND

Ein merkwürdiger Lehrer. – „Bist du zufrieden, dass ich mich für unser Friaul schlage?“ – Eine Blume und ein Nachtlager auf den Kirchenstufen. – Oneglia, die Dreschmaschine, und der erste Prozess im Vaterland.

Friaul ist ein Boden, der alle elementaren Triebe weckt. **L** Kühn zu jedem Wagnis, langsam, eigensinnig und rauh – so ist der Friauler beim Arbeiten wie beim Trinken, im Kampf wie in der Liebe. Die Frauen wachsen dort in den heimatlichen Bergen hoch und schlank auf und tragen ihre Lasten mit schönem Gleichgewicht auf dem Kopf, anzuschauen wie griechische Vasen; die Last auf dem Kopfe hindert sie nicht auch noch in den Händen Ziegelsteine zu tragen. Sie sind von unglaublicher Arbeitsamkeit; sie bearbeiten die wenigen Flecken Erde, wo sich die Kartoffel gegen den Stein durchzusetzen vermag, und dabei lugen aus den Falten ihrer Röcke Kinderköpfe hervor, und das Letztgeborene hat seinen Platz im gefüllten Tragkorb. „Frauenlast“ – so pflegt man dort landläufig jene schweren Lasten zu nennen, die ein Mann nicht einmal mit dem Finger berühren würde. In dieser Bevölkerung lebt noch alter Nomadensinn; in Gruppen, zu dreien oder vierten, mit ihren Kindern, aber ohne männliche Begleitung, so durchwandern die jungen Frauen und Mädchen halb Europa, Kramwaren verkaufend und Fichtenholzlöffel, die in den langen Winternächten geschnitzt wurden. Die Männer wandern wiederum als Maurer, Strassenarbeiter, Kastanienröster und Verkäufer gedörrter Birnen – eine Spezialität, die sie bis nach Amerika bringen – durch die Welt. Zu Hause bleiben nur

die Schwangeren und einige alte Frauen, die in den leeren Dörfern die Scharen von Kindern hüten.

All diese Menschen sind im Sommer wie die Ameisen: anspruchslos und fleissig; aber wenn sie im Winter nach Hause zurückkehren, kennen sie keine Enthaltbarkeit, dann trinken sie - um sich „zu erwärmen“.

In Tolmezzo, wo er 1907-1908 wieder den Zwang des Volksschullehrerberufes auf sich nahm, und ebenso in der Provinz, wohin er sich öfter zu Versammlungen und Besprechungen begab, damals, als er noch nicht der „Duce“ und der berühmte Mann war - dort also, bei den Talbewohnern, galt Mussolini als so merkwürdiger Typus eines Volksschullehrers, dass man ihn nicht so leicht vergass, und manche Anekdote um ihn spann. Man erzählte sich von den Märschen, die er, im Laufschrift; immer ohne Kopfbedeckung und ohne Mantel, im strengen friaulischen Winter vom Zentrum der Gemeinde bis zum Schulhaus zurücklegte, und wie er dabei immer irgendein Buch oder eine Zeitung las, die ihm der Wind auf dem Wege über die lange Tagliamento-Brücke zu entreissen drohte; war er in eiligem Lauf auf der Brücke angekommen, so verweilte er dort manchmal stundenlang, um dem Laufe des Flusses zuzuschauen. Auch von seinen nächtlichen Streichen erzählte man sich manches: wie er zwischen den Ruinen des feudalen Schlosses mit Leinentüchern Gespenster improvisierte, und von seinem Treiben auf dem Friedhof; „endlich run-
arme ich dich, o, meine Erde“, hatte er dort mit lauter Stimme gerufen und war dann die ganze Nacht schlafend zwischen den Gräbern geblieben.

Seine Schüler, denen er das Alphabet beibrachte - es waren 30 bis 40 Kinder, schlau, mit offenem Sinn für alle materiellen Dinge, und für alles andere taub, wie es Bergbewohner meistens sind -, hatten ihn sehr lieb, obgleich er kein sehr geduldiger Lehrer war und sie durch blitzartige Blicke, durch¹ Brüllen und Fausthiebe auf den Ka-

theder öfters einschüchtern. Übrigens trugen ihm diese Wutausbrüche von einer frommen Seele der Schulverwaltung eine Denunziation als Gotteslästerer ein; jedoch der Superintendent erhob keine Anklage, nachdem er sich vom harmlosen Charakter dieser Verwünschungen überzeugt hatte; er motivierte das mit den Worten: „Obwohl zugegeben werden muss, dass der Herr Lehrer Benito Mussolini bei seinen Wutausbrüchen manchmal die Grenzen überschreitet, so lässt sich andererseits nur feststellen, dass es sich bei seinen Flüchen immer nur um ‚Buddha‘ oder ‚Mohammed‘ handelt.“

Die Leute dort erinnern sich Mussolinis noch heute unter dem Spitznamen „Il Tiranno“, der „Tyran“. Auch die schönen, liebenswürdigen, friaulischen Mädchen schätzten ihn in ihrer Art, und waren besonders lieb zu ihm. Es ist eine schöne Jugend, dort unten in Udine.

Für einen Mann, der zum Aufstieg vorbestimmt ist, und darum einsam und fremd in der ihn umgebenden Atmosphäre lebt, ist es ein Glück, wenn er das Sicherheitsventil weiblicher Gesellschaft hat. Selbst ein noch so leichter und flüchtiger Flirt bringt doch immerhin wenigstens einen ständigen innigen Kontakt mit einem Nebenmenschen zustande, bis endlich die Liebe kommt, die in der höchsten Gefühlsanspannung den Charakter eines Mannes auf die Probe stellt.

Nur die weibliche Zärtlichkeit kann den Krieger jene Liebenswürdigkeit lehren, und sie in ihm lebendig erhalten, die zugleich Kraft ist. Diese Zärtlichkeit lässt die schlummernde Erinnerung an die mütterlichen Liebkosungen im Herzen des manngewordenen Kindes wieder wach werden, sie wird der grösste, tiefste, ja einzigste Berührungspunkt, den der zum Herrschen geborene Mann noch mit den Menschen gemeinsam haben kann.

Ungeachtet seiner oft wenig ernsten, ja sogar manchmal verrückten Zerstreungen fand Mussolini damals doch noch

die Zeit, als Student und als Politiker weiterzuarbeiten; er nahm bei einem gelehrten Prälaten des Ortes, Monsignore Candotti, lateinischen und griechischen Unterricht, und organisierte nebenbei noch politische Versammlungen. Einmal, nach einer allzu lebhaften Kritik der damaligen Einrichtungen, wurde sogar davon gesprochen, ihn zu verhaften, worauf er in die Berge hinauf, in unbewohntes Gebiet, flüchtete und dort acht Tage verblieb, nur von ein wenig Speise und Trank lebend, die ihm ein Freund manchmal versthohlenerweise hinauf brachte.

All das erwarb ihm beim Volke einen grossen Ruf, und als bei einer Gedenkfeier für Giordano Bruno der offizielle Redner nicht recht vorwärts kam und zu stammeln begann, rief das Volk ringsumher ungeduldig: „Der Lehrer soll reden“, - und nun sprach Mussolini anderthalb Stunden lang; es war eine seiner glücklichsten Reden aus dem Stegreif; kein Wunder, dass sie den grössten Beifall erzielte.

Aber all das war wahrscheinlich auch der Grund, warum sein Lehrauftrag im folgenden Jahre nicht mehr verlängert wurde. Jedenfalls glaube ich nicht, dass der folgende Vorfall das irgendwie beeinflusst hätte. Nämlich die junge Wirtin, in deren Hause Mussolini damals wohnte, war verlobt, und ihr Bräutigam sehr eifersüchtig auf Mussolini. Oft hatte er mit seiner Braut deswegen Streit, und einmal misshandelte er sie dabei. Mussolini, der das hörte, sprang zwischen beide, stürzte den schweren Tisch auf den Bräutigam und bearbeitete ihn dazu unaufhörlich mit Faustschlägen.

*

Als Mussolini im Jahre 1915 als Soldat wieder durch Tolmezzo kam - die Zeitungen hatten bereits über ihn geschrieben -, fand er beim Vorbeimarsch des Regiments auf dem Marktplatz auch jene Frau, die Brot, Obst und Erfrischungen für ihn gebracht hatte.

„Wohin gehst du jetzt, Benito?“ fragte sie ihn.

„Wohin soll ich gehen? In den Krieg, wie alle anderen: Bist du zufrieden, dass ich kämpfe, um dein, unser Friaul zu verteidigen?“

„Ja. Ich habe dir das Zimmer bereit gemacht, weißt du, dein altes Zimmer von damals. Kaum hatte ich erfahren, dass du auch hier vorbeikämst, so dachte ich sofort daran. Komm nun, nach so vielen Märschen sollst du wenigstens heute Nacht ruhen.“

Er zögerte einen Augenblick.

„Nein! Ich bin Soldat wie alle anderen. Gib mir zum Andenken diese dreifarbigige Blume, die du an der Brust trägst, und leb' wohl!“

Dann breitete er seinen Mantel auf den Stufen der Kirche aus, lehnte seinen Kopf an die von Generationen demütiger Füße abgewetzten Steine und verbrachte so die Nacht.



Als er damals, im Jahre 1908, seine Anstellung als Lehrer in Tolmezzo verlor, ging er wieder auf die Wanderschaft, nach Oneglia, wo er als französischer Lehrer im Privatinstitut von Ulisse Calvi Anstellung fand. In den vorausgegangenen Ferien, die er, sich politisch betätigend, in der Familie verlebt hatte, war ihm auch zum erstenmal in seinem Vaterland der Prozess gemacht worden, und zwar wegen des alten Dreschmaschinenstreites. Man hatte ihn an der Spitze der Arbeiter, die streikten und die Maschinen auch nicht durch die Arbeitgeber bedienen lassen wollten, verhaftet, ihm den Prozess gemacht, und ihn wegen Streitigkeiten mit den Halbpächtern und wegen Bedrohung derselben auf zehn Tage ins Gefängnis gesperrt.

Ein Freund, der auf diese Nachricht hin keuchend und atemlos zu Mussolini gelaufen war, fand ihn in Lektüre vertieft, als gerade die Carabinieri erschienen, um ihn abzuführen. „Lasst mich das Kapitel zu Ende lesen,“ sagte Mussolini zu den Bewaffneten, indem er für einen Augen-

blick den Kopf vom Buch erhob: „Dann stehe ich zu eurer Verfügung!“ Und als er dann abgeführt wurde und hinter ihm eine sich immer mehr vergrößernde Menschenmenge herströmte, sei das, wie der Maler Pietro Angelini, ein ebenfalls dabei anwesender Freund, berichtete, so eindrucksvoll und aufregend gewesen, wie eine Szene aus der Französischen Revolution; der Held des ganzen Vorfalles ging dabei ruhig seinen Weg, eingehüllt in so würdevolle Heiterkeit, dass niemand aus der Menge wagte, ein Gejohle anzustimmen.

MUSSOLINI UND NIETZSCHE

Die Philosophie der Gewalt. – Von den kommenden neuen Menschen.

Der Wille zur Macht,“ so schrieb Mussolini damals in seiner bedeutsamen Studie über ‚Die Philosophie der Gewalt* (veröffentlicht in der republikanischen Zeitung ‚11 pensiero romagnolo*), „der Machtwille ist ein „Kardinalpunkt von Nietzsches Philosophie; aber es wäre „ungenau, wenn wir annehmen wollten, dass alle Ideen „Nietzsches sich auf diesen einzigen Begriff zurückführen „lassen. Man kann diese Philosophie nicht definieren, weil „uns der Dichter des ‚Zarathustra‘ kein System hinterlassen „hat. Das, was in allen Philosophien hinfällig, unfruchtbar, „negativ ist, ist eben gerade ‚das System‘, diese ideelle Konstruktion, die oftmals so willkürlich und unlogisch ist, dass „sie, wie ein Glaubensbekenntnis, ein Mythos, eine Tragödie „oder eine Dichtung, ausgelegt werden muss.“

Nietzsche hat seinen Gedanken niemals eine schematische Form gegeben, er war zu französisch, zu südlich, zu mittelländisch, um seine neuartigen Spekulationen in den Rahmen einer scholastischen Abhandlung zu zwingen.

Für Stirner, für Nietzsche und für alle jene, die Türk in seinem Buche „Der geniale Mensch“ die „Antisophen“ des Egoismus nennt, ist der Staat eine organisierte Unterdrückung des Individuums. Und dennoch existiert auch für die Schar der „blonden Bestien“ ein Prinzip der Solidarität, das deren Beziehungen zueinander beherrscht. Mussolini schreibt darüber:

„Der Geselligkeitstrieb ist, nach Darwin, dem Menschen von der Natur selbst eingeboren. Man begreift ein Individuum nicht, das von der unendlichen Kette der anderen Lebewesen getrennt leben kann. Nietzsche fühlt die ‚Schicksalshaftigkeit‘ dieses Gesetzes der allgemeinen Solidarität, wie man es nennen müsste, und um diesem Widerspruch zu entgehen, entfesselt Nietzsches ‚Übermensch‘, Nietzsches ‚Held, den ‚Willen zur Macht‘ nicht in der Richtung nach innen, sondern nach aussen, und die tragische Grösse dieses Unternehmens liefert dem Poeten noch für einige Zeit würdigen Stoff für seine Dichtung. Aber mit dem Krieg und den äusseren Eroberungen erweitert sich der Kreis der positiven Solidarität zwischen den Beherrschenden und richtet sich gegen die Beherrschten. Nun stellt sich Nietzsche abermals ein Widerspruch entgegen: entweder ist der Übermensch ‚einzig‘ und untersteht keinen Gesetzen, oder er muss eine Begrenzung seines individuellen Selbstbestimmungsrechtes zugeben, und damit reißt er sich wieder in die Herde ein. Aus diesem Dilemma sucht Nietzsche einen Ausweg, indem er sich vorstellt, dass die Gesellschaft krachend wie ein riesenhaftes Feuerwerk zusammenstürzen werde, und in der Orgie dieser Palinogenese werde der ‚Eine‘ schliesslich wagen, wieder der ‚Einzig‘ zu sein, gegen alles und gegen alle.“

„Es ist also eine Art Chaos, eine riesenhafte Charybdis, in deren Abgrund die Staatsorganisation der aristokratischen Klasse untergeht. Und dieses Nachspiel soll dann dadurch beendet werden, dass der Mensch, nachdem er nicht mehr seinesgleichen zerstampfen, vernichten, hinopfern kann, die Waffen gegen sich selbst richtet und in seiner freiwilligen Entfernung von der Weltbühne die Tiefe und den Gipfel des eigenen Ideals findet, - oder aber ein Mensch der Mittelmässigkeit wird, das heisst: Philanthrop, Humanist, Altruist. Wenn dann die moralischen Werte ‚umgewertet‘ werden, entstehen die asketischen

„Ideale der buddhistischen und christlichen Religion. Die „Sklassenmoral endet damit, dass sie den alten Kasten sogar „die Freude des Unterganges vergiftet, die Schwachen triumphierten über die Starken, und die blassen Juden lösen „Rom auf.“

„Anderwärts spricht Nietzsche von einem Jesus, der nach „Liebe dürstet, nach Liebe zu den Menschen, von einem „Jesus, der die äusserste Schmach des Kalvarienberges auf „sich nahm, um eine unsterbliche Probe seiner Liebe zum „Menschengeschlecht zu geben. Es ist ein Jesus von Pietro „Nahor, ein Jesus, der mit einem hervorragenden visionären Temperament begabt ist, wie man solchen von „Vischvamitra, dem indischen Asketen, bis in die Mysterien „und Doktrinen der orientalischen Religionen verfolgen „kann, ein Jesus, begabt mit einer aussergewöhnlichen „Nervenkraft, durch die es ihm leicht gelingt, die an „den Ufern des Jordans zusammenströmenden Massen des „niedrigen Volkes in Bann zu schlagen; ein Jesus, der heiter „und menschlich zum Opfertod aufbricht, in der innersten „Überzeugung, dass es die Ewige Weisheit so will. Aber in „diesem Erlöser personifiziert sich doch nach Nietzsche die „geistige Rache der Sklaven?... Und in der Tat, mit dem „Sturz von Rom verschwindet eine Gesellschaft von „herrschaften, vielleicht die einzige, die es gab, seit die „Menschen ihren Nachkommen Erinnerungen an die Ereignisse „hinterliessen.“

„Um dieses wilde Antichristentum Nietzsches zu begreifen, müssen wir seine innere Welt ein wenig erforschen. „Er war zutiefst antideutsch. Die teutonische Schwere und „das englische Händlertum waren dem Dichter des ‚Zarathustra‘ gleicherweise unverdaulich. Vielleicht ist sein Antichrist das letzte Ergebnis einer heftigen Reaktion gegen „das feudale pedantische christliche Deutschland. Aber noch „eine andere Ursache, eine viel tiefere, inspirierte Nietzsche „zu seinem antichristlichen Feldzug. Mit dem Christentum

„triumphierte die Moral der Entsagung und der Ergebung.
„Auf das Recht des Stärkeren - die granitne Basis der
„römischen Zivilisation - folgte die Nächstenliebe und das
„Erbarmen. Die Nächstenliebe zeugte zwanzig Jahrhunderte
„von Kriegen, die Schrecken der Inquisition, die Flammen
„der Scheiterhaufen, und vor allem - vergesst es nicht! -
„den modernen Europäer, dieses von seiner eigenen unver-
„besserlichen Mittelmässigkeit aufgeblasene Ungeheuerchen,
„- den Europäer, der eine Seele hat, die unfähig ist,
„stark zu wollen', und der doch nicht genügend reaktionär
„ist, um die feudale Vergangenheit zu verteidigen, und nicht
„genug Rebell, um die äussersten Konsequenzen der Revo-
„lution zu ziehen; der klein ist in jeder seiner Taten, und
„stolz auf das parlamentarische System, das er die grosse
„Errungenschaft des Jahrhunderts nennt, seit ihm dadurch
„eine geräumige Politik auf der Basis der Wahlklientel und
„der Befriedigung uneingestandener Eitelkeit ermöglicht
„wurde.“

„... Und schliesslich ist in der Predigt des EvangeEums
„ein Begriff enthalten, der Nietzsche abstossen musste: die
„Parusie, die das Ende der Welt verheisst. Wenn eine solche
„niederdrückende Erkenntnis zu einem Moralgesetz wird,
„verwandelt sich das Leben in ein Vegetieren. Jeder Reiz
„hört auf, und der beängstigende, aber heilsame Stachel der
„Forschung stumpft ab. Der Mensch lernt sich in der Ver-
„stellungskunst der Feiglinge zu üben, welche sich tot stellen,
„um anderen die Tragödie der Gefahr zu überlassen. Jeder
„neuen Errungenschaft entsteht daraus eine Gefahr, droht
„eine Tragödie, da, wie Nietzsche sich poetisch ausdrückt,
„der Mensch ein Ding ist, das überwunden werden muss ...
„eine Brücke, kein Ziel...; weil der Mensch die Möglich-
„keit haben müsse, sich selbst glücklich preisen zu dürfen, um
„seines Mittags und seines Abends willen, durch die ihm der
„Weg zu neuen Morgenröten gezeichnet ist...; weil er zu
„harmonischer Einheit das zusammenfügen müsse, was im

„Menschen Fragment, Mysterium und schrecklicher Zufall
„ist... Den Menschen von seiner Vergangenheit zu erlösen,
„heisst: all das neu schaffen, was jemals war, bis der Wille
„sagen kann: ‚Ja, so wollte ich es, so werde ich es wollen.‘“
„Ein solcher Machtwille, der sich in der Schaffung neuer
„moralischer, künstlerischer oder sozialer Werte äussert, gibt
„dem Leben einen Zweck. Hier verbrüdet sich Nietzsche
„geistig mit Guyau. Der Verfasser der ‚Irréligion de l’ave-
„nir“ hat diesen tiefen Ausspruch hinterlassen: ‚Das Leben
„kann sich nur unter der Bedingung erhalten, dass es sich
„ausbreiten darf; leben heisst nicht rechnen, sondern han-
„deln!‘“

„Und Nietzsche sagt: ‚Schaffen! Das ist die grosse Er-
„lösung aus den Schmerzen, und der Trost des Lebens. –
„Tot sind alle Götter, jetzt wollen wir, dass der Übermensch
„lebe!‘“

„Der Übermensch–das ist die grosse Schöpfung Nietzsches.
„Welcher geheimnisvolle Antrieb, welcher innere Aufruhr
„mögen wohl dem einsamen Prozessor der alten Sprachen
„an der Universität Basel diese stolze Erkenntnis eingegeben
„haben? Vielleicht das ‚taedium vitae...‘ unseres Lebens,
„eines Lebens, das sich in der heutigen bürgerlichen Gesell-
„schaft abwickelt, wo die unverbesserliche Mittelmässigkeit
„zum Schaden der Pflanze Mensch triumphiert.“

„Nietzsche schmettert den Weckruf von der nahen Rück-
„kehr zum Ideal, aber zu einem Ideal, das im Grunde ver-
„schieden ist von jenem, an welches die vergangenen Gene-
„rationen glaubten. Um dies neue Ideal zu erfassen,
„wird eine neue Art von ‚freien Geistesn“ erstehen,
„erstarkt im Krieg, in der Einsamkeit, in der grossen
„Gefahr; Geister, die den Wind, die Firne, die
„Gletscher der hohen Berge kennen werden, und mit
„heiterm Auge die ganze Tiefe der Abgründe messen;
„Geister, die begabt sein werden mit einer Art von erhabener
„Perversität; Geister, die uns von der Nächstenliebe, vom

„Willen zum Nichts erlösen werden, indem sie der Erde
„ihren Endzweck und den Menschen ihre Hoffnungen
„wiedergeben.“

So schrieb der junge Mussolini.

In späteren Zeiten warf er von den Lehren des Meisters
manches über Bord, was ihm als Ballast erschien.

XXI

IM TRIENT DES CESARE BATTISTI

Das Schicksal ruft! – Schulter an Schulter mit Battisti. – Klopstook,
Schiller und Platen. – Mussolini als Kolportagedichter.

Tenes äusserste Ende Italiens, zu dem Tolmezzo gehört, ist wie die Wunde eines schönen verstümmelten Körpers: es fühlt den Schmerz und den zuckenden Wunsch, sich mit dem jenseits der Grenzeliegenden Gebiet wieder zu vereinigen. Und wenn auch der übrige Teil der italienischen Halbinsel daran oft nicht mehr dachte, so empfand man in Venezien und im Friaul den brennenden Schmerz immer wieder von neuem. Als Kind bin ich fünf- bis sechsmal im Jahre dort vor beigefahren, und trotzdem ich mich an das sich immer gleichbleibende Schauspiel gewöhnt haben müsste, empfand ich doch jedesmal eine grosse Kälte und ein aufrührerisches Zucken im Herzen, wenn ich Pontebba sah, Pontebba, das doch ein so klares Wort ist und in „Pontafel“ verdeutscht so gar keinen Sinn ergibt. Ein lächerlicher Bach und zwei schwarzgelbe Pfähle auf der Brücke bildeten die Grenze, und doch war diesseits und jenseits die gleiche Landschaft, standen die gleichen Häuser, wohnten dieselben Menschen.

Ein wenig weiter nach Norden lagen Gebirgsketten und grosse Flüsse – starke Barrieren auf österreichischem Gebiet. Für uns aber gab es hinter dieser vier Schritte langen Brücke keine Verteidigungsstellung, keinen Damm gegen einen feindlichen Einbruch, kein Hindernis gegen die Kaiserlichen, wenn sie diese Brücke überschreiten wollten.

„Muoia il vecchio Franz Joseph, e quest' innaturale artificiosa Austria si sfascia“: „Möge der alte Franz Joseph sterben und dieses unnatürliche künstliche Österreich zerfallen,“

hörte ich beständig diesseits und noch mehr jenseits der Brücke sagen: „Das Beamtentum und das Heer, einst ein vorzüglicher Mörtel, sind jetzt korrumpiert und hinfällig geworden, nur das Beharrungsvermögen des Alten funktioniert noch.“

Ich hörte das so oft sagen, dass ich schon gar nicht mehr glaubte, es könne je anders werden; denn rings um Franz Joseph wurden alle alt, alles zerfiel, alle um ihn herum starben, nur er blieb, hartnäckig und unsterblich wie ein Aberglaube.

Damals beriefen die italienischen Sozialisten jenseits der Grenze Mussolini als Sekretär der Arbeitskammer nach Trient. Er hatte bereits den Leidensweg des von keinem Konsul in der Fremde beschützten Auswanderers durchschritten, er hatte die Leiden der unbeschützten zerrissenen Grenzgebiete Italiens miterlebt, und nun sollte er jetzt durch unmittelbare Anschauung die Leiden jener unbeschützten italienischen Bevölkerung miterleben, die ihrem natürlichen Mittelpunkt, ihrer Kultur, ihren Interessen und dem Mitgefühl ihrer Nation entrissen worden war: das Trient.

Das Schicksal rief ihn.

In den italienischen Provinzen, die damals unter Österreich standen, waren die Sozialisten zu jener Zeit die Lieblinge des „Vater Staat“. Dafür wurden sie vom einfachen Volk in Triest spöttisch „Leccapiattini“ genannt, „Tellerlecker“.

In dem oft heftigen, stets sehr erbitterten Nationalitätenkampf, der die Tendenz hatte, die Einheit des Kaiserreiches zu sprengen, waren diese Sozialisten ein wertvolles antinationales Element und ein wichtiger Trumpf im komplizierten Spiel der österreichischen Politik und der k. k. Polizei. Denn der Wahlspruch der österreichischen Nationalitätenpolitik war immer: Divide et impera – teile und herrsche.

Aber Cesare Battisti, der Pionier der sozialistischen Idee

in Trient, machte das Spiel der alldeutschen Partei, die von Wien aus organisiert und ganz von dort beherrscht wurde, nicht mit. Es sei eine historische und moralische Notwendigkeit, zu vermeiden, dass sich die einzelnen Phasen der Entwicklung durcheinandermischen, behauptete er. Zuerst müsse das nationale Prinzip des zwanzigsten Jahrhunderts triumphieren; später werde dann das Volk schon einen Druck auf die egoistischen Minderheiten ausüben, um der Mehrheit das Recht auf Wohlstand zu sichern. Aber vor allen Dingen müsse man sich erst wieder mit dem Stamm der Ahnen vereinen. Die geistigen Fragen -- Geschlecht, Sprache, Kultur -- müssten dominieren, müssten den Kampf um die materiellen Dinge des Lebens überragen.

Durch diese Ideen war Battisti natürlich der offiziellen sozialistischen Partei Österreichs, die sehr deutsch gesinnt war, verhasst, und auch der offiziellen Sozialistenpartei Italiens, die ihre Italienität nur sehr lau empfand, verdächtig. Ein Held im Leben und im Sterben, verdiente er sich mit all den Leiden und Mühseligkeiten den tragischen Aufstieg zum Strang. Er wurde von den Österreichern im Kriegsjahre 1916 nach Gefangennahme als Landesverräter gehängt, weil er, der Italiener und Trentiner, als österreichischer Staatsangehöriger auf der Seite Italiens mit der Waffe gegen Österreich gekämpft hatte.

Damals jedoch, als Mussolini sich gegen Ende des Jahres 1908 nach Trient begab, sass der schöne, dunkle Lockenkopf dieses romantischen mazzinianischen Verschwörers noch fest auf den derben Schultern des Gebirgsbewohners.

Dem neuen, jungen Sekretär der Arbeitskammer waren die tatsächlichen Verhältnisse am Orte vorläufig noch fremd.

Anfangs hatte er sich der Gruppe des „L'Avvenire“ („Die Zukunft“) genähert, eines kleinen, sozialistischen Blättchens, das mit Österreich liebäugelte und von Wien aus gefüttert und vielleicht auch ausgehalten wurde. Aber es dauerte nicht lange, da erkannte Mussolini den wahren

Sachverhalt und *ging* nun zur Redaktion des „Il Popolo“ („Das Volk“) über, der kleinen Zeitung, die Cesare Battisti gegründet hatte, deren Seele er war und für die er gerade jetzt Hilfe und Entlastung brauchte, um sich mit grösserer Hingabe seinen wissenschaftlichen Arbeiten über die Erdkunde des Trentino zu widmen – Arbeiten, die heute als grundlegend betrachtet werden.

Der neue Chefredakteur Mussolini lebte mit seinen 120 Kronen im Monat in einem Strudel von Arbeit: Politik, Propaganda, Vereinsleben, Polemik, Artikelschreiben, französische Unterrichtsstunden, die Violine und noch anderes mehr. Aber weil das scheinbar zu wenig war, befasste er sich auch noch mit persönlichen Studien und schrieb zum Beispiel eine Untersuchung „Über die Poesie des Friedrich Klopstock“, nachdem er zu diesem Zwecke die Werke des Dichters studiert hatte. Immerhin: den ganzen „Messias“ (demgegenüber die Lektüre des „Verlorenen Paradies“ von Milton eine kleine, schelmische, leichte Arbeit ist) durchstudiert zu haben, das ist schon ein Rekord.

Mussolini wollte damals einen Band „Kritische Studien über die deutsche Literatur“ veröffentlichen, der unter anderem die Arbeit über Klopstock und noch eine andere über „Die Frauengestalten in Schillers Wilhelm Tell“ enthalten sollte.

Es war die sentimentale Seite seiner Seele, die diesen Schüler Machiavellis und Nietzsches veranlasste, den räuberischen Pessimismus dieser seiner Lehrer durch menschliche Empfindungen zu mildern und zu ergänzen; und eben dieses sentimentale Gefühl flösste ihm auch eine ganz besondere Liebe für die optimistische und idealistische Dichtung Schillers ein.

Als Mussolini später im Kriege einmal verwundet im Hospital lag, brachte ihm ein Priester die „Jungfrau von Orleans“ als symbolische Gabe. Ich erinnere mich, wie er das Heftchen mit leuchtenden Augen durchblätterte und da-

bei ausrief: „Das kenne ich! Das kenne ich!“ Er hatte in diesem Büchlein einen Freund wiedergefunden.

„Geringschätzung des Lebens und Freiheitsdurst - das „sind die charakteristischen Züge sowohl bei Bertha als auch „bei Gertrud; sie sind beide Heldinnen der glühenden Vaterlandsliebe und können nur mit Adelaide Cairoli und mit „Luise Michel verglichen werden,“ schreibt Mussolini in seinem Aufsatz über „Die Frauengestalten in Schillers Wilhelm Tell“.

Zum gleichen Zyklus gehört auch sein Essay über „Platen und Italien“, in welchem sich das heftige und eifersüchtige Nationalempfinden zeigt, das den Internationalisten und unversöhnlichen Revolutionär Mussolini schon damals beseelte:

„Geringschätzung der irdischen Güter, Liebe zur Einsamkeit, Heimweh nach dem Tode, Überwindung des Vaterlandes: giesst alle diese Elemente in die Seele eines Dichters, und dieser Dichter wird ‚mittelländisch‘ in jenem Sinne, den Nietzsche diesem Worte gegeben hat. - Es „ist also nicht verwunderlich, wenn Platen sich in Italien, „dieses eigentliche mittelländische Land, verliebte. Und um „dem leonardischen Grundsatz zu folgen, wollte er den Gegenstand seiner Liebe in tiefster, innigster Weise kennenlernen. Er durcheilte also die ganze Halbinsel, in kurzen „Etappen, in grossen und kleinen Städten haltmachend und „sich an Sonne, Erde, Luft und Meer ergötzend. Es gibt „keinen Winkel Italiens, den Platen nicht besucht hätte; „aber niemals geschah das mit dem oberflächlichen Interesse des Touristen oder mit der Einseitigkeit des Gelehrten, „sondern immer mit der Teilnahme eines Dichters im höchsten Sinne des Wortes. Italien ist für Platen das ‚Land der „Verheissung‘, wo alles heilig ist, und er begnügt sich nicht „damit, nur die Orte zu beschreiben, sondern er weckt Erinnerungen auf, verknüpft die Vergangenheit mit der Gegenwart, lässt sie wieder auf leben und erlebt sie dann selbst

„wieder. In seinen Gedichten und Epigrammen finden wir „die Namen aller unserer Städte,“ so schreibt Mussolini über Platen.



Die kirchliche Dogmatik lässt die Seelen ungetauft verstorbenen Kinder im Limbus wohnen. Sollte es je einen Ort geben, wo sich die Seelen solcher Bücher versammeln, die als Manuskript starben, ohne dass ihnen die Taufe des Gedrucktwerdens zuteil wurde, dann dürfte man dort ganz sicher ausser Carlyles „Geschichte der französischen Revolution“, die von einem zerstreuten Freund im Manuskript verbrannt worden war, gewiss auch die „Geschichte der Philosophie“ von Benito Mussolini finden; das Manuskript dieses Werkes, an dem Mussolini lange gearbeitet hatte, ein grosses Konzeptbuch, war ebenfalls, aber von einer jungen Frau aus dem Volke und absichtlich, aus Eifersucht, verbrannt worden. Sie hatte die vielen grossgeschriebenen fremden Namen in dem Manuskript zusammenbuchstabiert und war zu dem Ergebnis gekommen, dass es sich um weibliche Namen handle, und also um eine Liebeskorrespondenz, an der sie nun flammende Rache nahm.

In den Jahren, als Mussolini das religiöse Problem, das ja mit der Geschichte der Philosophie engstens verbunden ist, studierte, schrieb er auch ein Buch über Johann Huss, ein Buch, das nicht den Feuertod fand, sondern gedruckt und sogar ins Böhmisches übersetzt wurde. Es scheint übrigens das einzige bemerkenswerte Buch gewesen zu sein, das je in italienischer Sprache über diesen ketzerischen Vorläufer Martin Luthers geschrieben wurde. Aber wenn auch der kleine Verlag von Guido Podreza, der diesen Band druckte, ein römisches Verlag war, so scheint es dort doch ein wenig böhmisch zugegangen zu sein, denn es wurden nicht einmal den Bibliotheken die gesetzlich vorgeschriebenen Pflichtexemplare zugestellt. Doch auch der Verfasser scheint ein wenig „bohème“ gewesen zu sein, denn er hat

sich nicht darum gekümmert, auch nur ein Exemplar aufzubewahren. Ein Federstrich ist eben für ihn wie ein Schwertstreich: nur so lange von Wert, als es gilt, etwas zu erobern oder zu gestalten.



Einer seiner alten Mitschüler aus Forlimpopoli erzählt, er habe kürzlich zu Mussolini gesagt: „Du, ich bewahre deine alten Briefe sorgfältig auf, denn sie erinnern mich an die Vergangenheit.“ – „Warum?“ hatte ihm Mussolini mit blitzenden Augen erwidert. „Warum? Die Vergangenheit ist nichts in sich Abgeschlossenes, sondern nur ein Übergangspunkt auf einer unbegrenzten Linie, die man Fortschritt nennt. Sich aufhalten heisst Zurückgehen, wir müssen aber vorwärtsschreiten, um besser zu werden, um uns immer mehr hinauf zu entwickeln!“

Das ist wohl auch der Grund, warum sich Mussolini für das Fertige und Abgeschlossene, das eigentlich die Kunst immer bietet, nicht so sehr erwärmen kann, und sich umso stärker für die stets veränderliche Politik begeistert, für dieses ewig labile Gebäude aus lebendigem Sand, wo jedes Individuum ein zentrifugal getriebenes Körnchen ist.



„La Vita Trentina“, die illustrierte Wochenbeilage der Zeitung „Il Popolo“, veröffentlichte damals, als er noch in Trient tätig war, einige der Novellen Mussolinis, die auch heute noch unterhaltsam und rührend zu lesen sind. Die Gestalten darin tragen fadenscheinige löcherige Masken einer zynischen und. blasierten Gleichgültigkeit, aber darunter hervor schimmert die elementare Glut der Freimütigkeit, der Leidenschaft und des Schmerzes.

„Ich bin ein ‚rond de cuir‘ an der Bank von Italien und Vorstand des ‚Uffizio Emissioni Internazionali‘. Ich bin 29 Jahre alt, ledig, und lebe mit meiner Mutter. Ich habe das juristische Staatsexamen an der Universität von Bo-

logna abgelegt und hatte, als ich die Doktorwürde erlangte, einen Augenblick lang den unklaren Wunsch Richter zu werden. Aber dann verzichtete ich auf die Toga und entschloss mich, in die hohe Bankbureaukratie einzutreten. Mein Monatsgehalt von 530 Lire erlaubt es mir, zusammen mit gewissen Renten aus den väterlichen Gütern, ein Leben der Bequemlichkeit zu führen...“

So beginnt Mussolinis Novelle: „Nulla è vero, tutto è permesso“ – „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt“ –, ein Titel, der sowohl an Nietzsche, wie auch, vorausahnend, an Pirandello erinnert. Das kurze Probestück genügt, um zu zeigen wie vergeblich und kläglich dieser Versuch des Verfassers war, sich die moralischen Kleider dieses „rond de cuir“ anzuziehen.

Dagegen findet man in dem dicken Schmöker ohne Kopf und Schwanz, dem historischen Roman à la Dumas, betitelt „Claudia Particella oder die Geliebte des Kardinals“, von Benito Mussolini, einem wahren Film von ungeheurer Länge und krassesten Farben, wenigstens eine gewisse plumpe, brutale Vitalität. Aber ob nun in einem wertlosen Roman der Unterhaltungsbeilage oder in einer Rede, ob in einem Artikel oder in einer Regierungshandlung – stets findet der Verfasser Mussolini instinktsicher das Wort, den Satz, die Handlung von sicherer, drastischer Wirkung.

Dieser Kolportageschmöker „Claudia Particella oder die Geliebte des Kardinals“, den Mussolini damals von Fortsetzung zu Fortsetzung für den „Il Popolo“ schrieb, war für das Blatt ein wahrer Segen. Trotzdem verlor der launische Erzeuger dieser Kardinalsgeliebten von Zeit zu Zeit die Geduld und hatte dann nicht übel Lust, dieses von seinem Geist spielerisch in die Welt gesetzte Kind, das ihm nun über den Kopf wuchs, einfach zu töten. Aber dann kamen Briefe von Cesare Battisti mit Verboten und Bitten: „Bring sie nur ja nicht um, um Himmelswillen, das Abonnement muss erneuert werden. Gib ihr noch ein wenig

Sauerstoff, denn das Bezugsjahr läuft ab.“ Solchermassen gezwungen die Heldin zu verschonen, hielt sich dann sein Mordinstinkt an den Nebenpersonen schadlos, die er grausam niedermeuchelte.

Die Nähmädchen aber, die Handwerker und Handelsgehilfen des schönen Städtchens am Fusse der Berge, fieberten jeden Morgen danach, schnell die Zeitung aufzuschlagen, um neue Tragödien zu erleben, und die von Mussolini vergossenen neuen Tintenströme mit Strömen von Tränen zu benetzen. Und die phantastischen Geschichten vom feudalen Erzbischof und seiner Geliebten erfüllten dann ihren grauen Alltag mit köstlichen Erregungen.

XXII

DER INTERNATIONALISMUS UND DIE NATION

Wieder im Gefängnis. – „Italiens Grenze ist nicht bei Ala!“
– Aus Österreich ausgewiesen. – Handschellen und Ehrenwort.
– Sozialismus und Futurismus. – Die Sprachenfrage.

Freitagmorgen gegen 9 Uhr.

„Teurer Gib!“

Ich schreibe Dir vom schönsten Aufenthaltsort, um Dir
„ Nachricht von mir zu geben (richtiger Soldatenstil!);
„es geht mir gut, aber ich höre nichts von meiner unschul-
„digen Familie. Das Gefängnis hier ist ein überaus ange-
„nehmer Aufenthalt. Heute zum Beispiel unterhalte ich
„mich damit, dem Regen zuzuschauen. Ich habe zwei
„deutsche Bücher verschlungen und Maupassant gelesen.
„Vielleicht entschwebt die auf mir lastende Wolke noch vor
„Sonntag zum Himmel; inzwischen vergnüge ich mich also
„im ‚De Profundis‘. Baroni schreibt mir von seinem
„Ahnenschloss aus, dass ich diese Kur hier auch auf später
„hätte verschieben können. Als ob gewisse Dinge von uns
„staubgeborenen Sterblichen abhingen, die wir wie Sand,
„vom Sturmwind aufgewirbelt, umhergetrieben werden.
„Am Dienstag, um 5 Uhr, werde ich meine Strafe abgebüsst
„haben; allerdings wird eine Stunde vorher, um 4 Uhr, vor
„dem Gericht ein anderer Prozess gegen mich verhandelt
„werden; ich bin, scheint’s, wie Simon von Cyrene dazu be-
„stimmt, die Verantwortung für fremde Schuld auf mich
„zu nehmen. Diese seltsame, sehr seltsame Koinzidenz wird
„Dir nicht gefallen. Meinst Du nicht auch, dass es in diesem

„Fall ratsam wäre ein Orakel zu befragen? Ich weiss, dass
„Du mir den delphischen Apoll empfehlen würdest. Ich
„ziehe allerdings die Sybille von Cumae vor. Wenn das Fa-
„tum meine Haft bis Dienstag verlängert, so lass Dich bei
„meinem Prozess sehen. Du wirst mich an die ‚Vergessliche‘
„erinnern.

„Ich kann mich nicht dazu entschliessen, Dir ein leeres
„Blatt zu schicken, daher noch ein paar Zeilen. Heute bin
„ich ganz mit einem meteorologischen Problem beschäftigt;
„ich möchte wissen, ob die atmosphärische Depression im
„Zentrum von Europa liegt oder ob sie sich auf den Süden
„beschränkt. Augenblicklich würde ich 36 Fürsten für eine
„winzig kleine Wetterkarte mit Regenlinien geben.

„Inzwischen grüsse ich Dich

Mussolini.“

An Herrn Gib!

Café Zanella, Largo Carducci.

Aus dem k. k. Gefängnis in Trient.

Die Reisen dieses „Lausbuben Mussolini“, wie ihn die österreichischen Zeitungen nannten, pflegten alle im Gefängnis zu enden. Er stand immer im Kampf gegen alle: gegen die Klerikalen, gegen die aus Überzeugung oder aus Feigheit österreichisch Gesinnten, gegen die Angstmeier und gegen jene Menschen, die nur auf Wahrung ihrer kleintlichen, unmittelbaren, materiellen Interessen bedacht waren; insonderheit aber gegen gewisse Mitglieder der Arbeitskammer, die seine Sympathie für die sozialistischen Separationsbewegungen der Böhmen und der Italiener sehr ungerne sahen. Diese hatten ihn nur zurückberufen, damit er für die in Wien zentralisierten wirtschaftlichen Organisationen Propaganda mache. All das brachte ihn schliesslich so in Zorn, dass er zuletzt überkochte und die denkwürdigen Worte prägte: „Italiens Grenze ist nicht bei Ala!“ Für diese

„DER GEFANGENE AUF EHRENWORT“

geographische Betrachtungsweise wurde er, kaum aus der Gefangenschaft entlassen, zwar nicht verurteilt, aber aus österreichischem Gebiet ausgewiesen. Man brachte ihn in Handschellen zwischen zwei Gendarmen an die Grenze von Ala. Da das Polizeiamt um die Mittagsstunde gerade geschlossen war, öffnete ein reizendes, weissgekleidetes Persönchen die Tür der anstossenden Wohnung, wo der ungarische Baron von ... als k. k. Polizeikommissar und jungverheirateter Ehemann wohnte. Kurz darauf erschien der Baron selbst, unterzeichnete die Papiere, übernahm den Gefangenen und liess ihn sofort von den Handschellen befreien. Es war I Uhr mittags; der Zug nach Italien ging erst um 7 Uhr ab. Der Baron sah dem Gefangenen fest in die Augen: „Wenn ich Sie für die sechs Stunden frei gebe, geben Sie mir dann Ihr Ehrenwort, dass Sie sich dann zur festgesetzten Zeit auf dem Bahnhof einfinden? Werden Sie keinen Fluchtversuch machen? Geben Sie Ihr Ehrenwort, Herr Lehrer! Und nehmen Sie davon Kenntnis, dass ich Sie nicht einmal überwachen lassen werde.“

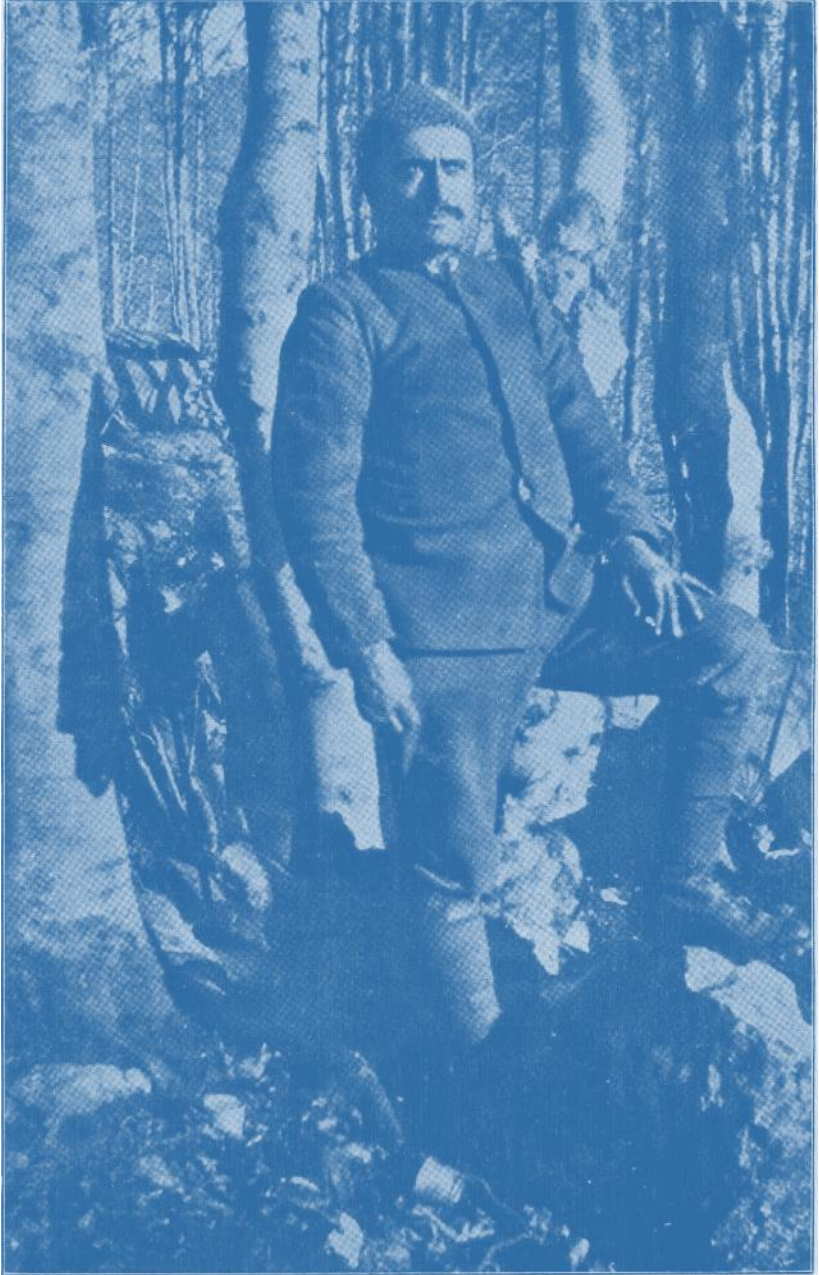
Als der „Gefangene auf Ehrenwort“ pünktlich eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges auf dem Bahnhof ankam, fand er dort den Biedermann schon auf dem Bahnsteig auf und ab gehend vor und wurde von ihm mit einem leichten Kopfnicken begrüsst.

Wenn Mussolini von seinen Gefängnissen erzählt, so verfinstert und verhärtet sich sein Gesicht, als wolle er sich in sich selbst zurückziehen, um den Schmerz der Erinnerungen weniger Angriffsfläche zu bieten. Aber wenn er von diesem Vorfall erzählt, so erzittert seine Stimme in leichter Rührung, um der kleinen Geste liberaler Menschlichkeit willen, die ihm damals zuteil geworden war.

„Das Urteil der Ausweisung macht Mussolini Ehre, auch wenn es uns tiefen Schmerz verursacht; und wenn es auch für uns einen grossen Verlust bedeutet, so ist es doch für ihn ruhmvoll,“ schrieb damals Cesare Battisti im „Popolo“



Mussolini als Bersagliere



Mussolini als Soldat im Kriege in der Stellung bei Javorzik

von Trient. Trotzdem erkalteten die Beziehungen zwischen den beiden Männern wegen eines unangebrachten Mitleides, das Battisti veranlasst hatte, einen Unwürdigen als Nachfolger Mussolinis zu bestimmen. „Es scheint mir undenkbar,“ schrieb der ausgewiesene Mussolini damals, „dass mein Platz von so einem unsauberen Individuum ausgefüllt wird; meine Verstimmung ist so gross, dass ich mich fast schäme, jemals am ‚Popolo‘ gewesen zu sein.“

Die beiden Männer sahen sich nicht mehr, bis der Abgeordnete von Trient, Battisti, 19M als heimatloser Flüchtling, die Wachsamkeit der k. k. Polizei überlistend, nach Italien kam, um den heiligen Krieg Italiens gegen das Deutschtum zu predigen. In diesem Zeichen umarmten sich die beiden wieder ohne Groll.

Der Name des Individuums, das damals die Verstimmung zwischen den beiden zustande gebracht hatte, war Vasilico Vergani, ein Elender, der später in trauriger Weise berühmt wurde: als ein Judas, der in der Stunde der bevorstehenden Todesstrafe seinen einstigen Wohltäter verriet, verkaufte und beschimpfte.

*

Als der junge Sozialist Mussolini damals nach seiner Gefängnishaft aus Trient ausgewiesen worden war, und nun, wieder nach Italien zurückgekehrt, keinerlei Vorsicht gegenüber Österreich mehr zu beachten brauchte, veröffentlichte er ein dünnes Bändchen (es erschien im Verlag von „La Voce“ in Florenz): „Il Trentino, veduto da un socialista“ - „Das Trient, von einem Sozialisten betrachtet“. Es war eines jener Bändchen, die man in Anlehnung an den historischen Begriff der französischen „cahiers de réclama-tions“ einfach „Heftchen“ nannte. Wir vom neuen Bürgertum traten damals aus Widerspruch (der aber eigentlich nur ein verkleideter Rettungstrieb war) den Feinden des Bürgertums bei. „Wer in jenen Jahren kein Schurke war, wurde Sozialist,“ hörte ich später sehr richtig Filippo Tu-

rati sagen. Es war der Sozialismus der „Schandempörung“ (im Original deutsch geschrieben. D. Hrsgb.), die ethische Revolte gegen das niedrige skeptische Schmarotzertum der kleinen Tyrannen im Süden und der Spekulanten im Norden – es war jener Sozialismus, der auf geheimnisvollen geistigen Wegen beispielsweise bis zu meinem von Spiel und Studien begrenzten Leben, in einem stillen Haus mit klerikal-gesinnten Neigungen, vordrang. Dieser Sozialismus hatte eine kalte, fast pedantische Verachtung für alles Rhetorische und für das „Achtundvierzigertum“, aber er war durchdrungen von Bewunderung für die Industrie und für die positiv-wissenschaftlichen Doktrinen Deutschlands.

Die kleine Generation der Epigonen, die der grossen Zeit der Renaissance gefolgt waren, hatten Eigengut angehäuft, indem sie auf das Bedürfnis nach Grösse verzichteten. Diese verlorene Zeit musste zurückgewonnen werden; und während bei uns zu Hause d'Annunzio uns mit neuem Aufwand überraschte, während die Sehnsucht Pascolis sich in neuen Melodien auflöste, und während man mit neuer Begeisterung die Anrufungen und Beschwörungen Carduccis wiederholte, entwickelte sich die italienische Kultur mit der Front zum Ausland in kindlicher aber nicht unfruchtbarer Gier. Menschen, Gedanken und Bewegungen, die anderswo für viele Generationen genügt hätten, erschienen bei uns fast gleichzeitig auf der Bildfläche, ohne dass es deshalb zu organischen Erschütterungen gekommen wäre. Papini und Prezzolini, die beiden unternehmendsten Bahnbrecher, riefen eine ganze Serie von Zeitschriften ins Leben. Ich nenne davon: „Il Leonardo“ (nietzscheanisch), „Il Regno“ (nationalistisch, von Enrico Corandini gegründet), dann „La Voce“ (eklektisch, von zäherem Leben) und später „Lacerba“, (die unter Mitarbeit von Soffici und des Futurismus des Marinetti für die „antikulturelle Kultur“ und für die antiparlamentarische Gewalt kämpfte): mit diesen erreichten wir die Schwelle des Krieges und die Teilnahme Italiens am Weltkriege. Nicht

ohne Bedeutung ist die Annäherung Mussolinis, des Intellektuellen unter der kärglichen Schar der revolutionären Sozialisten, an jene anderen, aus der „Voce“ entkeimenden Bestrebungen, die auf die Wiedererneuerung der kulturellen Werte des Sozialismus gerichtet waren.

Wir waren damals alle dafür, Türen und Fenster der eingeengten muffigen Umgebung aufzureissen; Turati wollte das schön langsam, nach und nach machen, Marinetti wollte die Fenster einschlagen, und Mussolini wollte die Mauern zerstören und sie dann erweitern – so wie es später im Kriege geschah.

In den Seiten seiner damaligen Broschüre: „Das Trient, von einem Sozialisten betrachtet“, spürt man schon die Schauer des kommenden Krieges, und wenn auch der Untertitel auf dem Umschlag lautete: „Bemerkungen und Notizen“ und damit den Willen aussprach, objektiv und dokumentarisch zu wirken, so klang das doch schon wie ein Signal zur Schlacht. Das Heftchen, in welchem die orthodoxe Solidarität der Internationale vom tiefen Ruf der Solidarität des Blutes und der Abstammung übertönt wird, ist eine harte Anklage gegen den zu schwachen und sich immer beschränkenden opportunistischen Nationalismus der irredentistischen Bürgerschaft; aber auch das Bürgertum des Königreichs Italien, das dem Kampf dieser seiner Brüder feig und unwissend gegenüberstand, bekommt seinen Teil ab: „... Sie glauben, dass man in Trient deutsch spricht!“ ruft Mussolini mit Bitterkeit aus! „Sie können das Trentino nicht von Tirol unterscheiden; mancher fragt sogar ganz einfältig, ob Trient auch am Meere läge wie Triest.“

Kritisch prüft er vom ersten Kapitel seiner Broschüre an die Theorien der Pangermanisten, der Verkünder des „reinen Ariertums“: die Franzosen Gobineau und Laponge, der Engländer Houston Stuart Chamberlain, der Jude Woltmann, der Wiener Reiner – nicht ein einziger von diesen frenetischen Germanisten sei ein reiner Germane! -- Als

guter Nietzscheaner interessiert er sich wohl für das Genial-schillernde dieser Ideen, aber trotzdem vernimmt man selbst in seinen objektiven Betrachtungen den empörten Protest gegen die Behauptung, dass die Italiener eine „Rasse des Chaos“ seien, dass Rom „die Hauptstadt des Chaos“ sei. Und wenn er unter den wenigen sonstigen Zitaten gerade Chamberlain ausführlich zitiert, zum Beispiel jene Stelle: „Ein einziger Spaziergang durch das Museum von Berlin, durch die Galerie der Renaissance-Büsten genügt, um sich davon zu überzeugen, dass der Typus der grossen Italiener jener Zeit total verschwunden ist“, so tut er das, weil wahrscheinlich in seinem Innern unbewusst etwas gegen diese Behauptung Chamberlains rebellierte: „Und ich? Ich? Ich?“

Ich bin noch nie durch ein Museum oder eine Stadt Italiens gewandert, ohne darüber zu staunen, wie sehr auch das heutige Geschlecht Italiens noch die Prägung der Vorfahren trägt, so wie jener Condottiere, der Colleone in Venedig, dem Duce ähnlich sieht wie ein Bruder dem andern. Auf dem harten Amboss des Krieges, in der Disziplin des Fascismus hat sich – ein merkwürdiges Phänomen – dieser entschlossene kriegerische Typus in einem grossen Teil der italienischen Jugend wieder verkörpert.

Mussolinis Broschüre befasste sich auch eingehend mit den von den kriegslüsternden pangermanistischen Theoretikern schon in der Vorkriegszeit geschaffenen zahlreichen und mächtigen Schulgemeinschaften und politischen Vereinen, und weist andererseits darauf hin, wie wenig von den Italienern diesen Dingen gegenüber an Propaganda und Aktion geleistet wurde. Allein welchen Wert hat die mechanische deutsche Gottheit „Organisation“ gegenüber dem Schicksal, das die mittelländische Gottheit ist? Die sich ungestüm vermehrende italienische Bevölkerung füllt mit unwiderstehlichem Trieb die Täler, drängt sich in die Engpässe der Alpen, macht den methodischen Barbaren jeden Fingerbreit

Bodens streitig, schlägt Wurzeln und bleibt. Dieser Sozialist und Internationalist hat als erster, glaube ich, entgegen der bisher verbreiteten Meinung zu behaupten und zu beweisen gewagt, dass die lateinische Rasse an den Grenzen Italiens nicht Boden verliere, sondern im Gegenteil mit immer wachsenderer Schnelligkeit an Boden gewinne:

„Welches werden schliesslich die Ergebnisse dieses Kampfes sein? Wer wird der Besiegte sein? Welche Sprache, und damit, nach dem Ausspruch Giobertis: welche Nation wird verschwinden? In den ladinischen Tälern schreitet der Prozess der Italianisierung unwiderstehlich fort; auch die deutschen Sprachinseln sind bedroht. Fortschritte des Pangermanismus sind nicht zu fürchten, nur muss man sie im Auge behalten. Das italienische Element, bestehend aus arbeitendem Volk, gewinnt an Boden. Die Deutschen sind für unsere Bodenkultur nicht geeignet und müssen den Platz räumen. Die ethnographische und psychologische Einheit Italiens befestigt sich.“ Weiter lobt Mussolini „L’Awenire del lavoratore“ („Die Zukunft des Arbeiters“), eine sozialistische, italienische Zeitung in Amerika, „weil sie dazu diene, die Gruppen der Auswanderer durch das nationale Band der Sprache zu verbinden.“ „Die materielle und moralische Einheit des österreichischen Proletariats lässt sich unmöglich auf die Dauer erzielen, weil jede Rasse, jedes Volk in seiner Arbeiterbewegung ein eigenes Gepräge hat, und man nicht gleich machen kann, was im Grunde verschieden ist... Eine fast militärische Disziplin will sich anmassen, zwischen Arbeitern, die sich nicht als Brüder fühlen, eine ephemere Internationale zu verwirklichen.“

„Die organisierten Arbeiter verleugnen die eigene Nationalität nicht. Folgendes ist zum Beispiel eine Probe auf das Exempel: die italienischen Schreiner von Bozen, die in der Ortsgruppe mit den Deutschen vereinigt waren, hatten den Antrag eingebracht, sich bei den beruflichen

„Versammlungen in italienischer Sprache äussern zu dürfen. Die in der Mehrzahl aus Deutschen bestehende Leitung der Vereinigung gab diesem Gesuch keine Folge, und daraufhin gründeten die Italiener eine eigene selbstständige Gruppe, indem sie diese Separation durch einen Antrag zur Tagesordnung begründeten, der eigentlich vollständig wiedergegeben zu werden verdiente. Das war eine gute Lehre für gewisse liberale Sozialisten, welche in Wahlzeiten die Aufrufe in Triest in Slawisch und in Trient in Deutsch zu veröffentlichen pflegen!“

Jedem Kompromiss abgeneigt, setzte sich dieser Sozialist Mussolini, wo es sich um die Sprachenfrage handelt – um die Sprache der seiner Ansicht nach siegreichen Nationalität –, für die ladinische Sprache, die neulateinische Volkssprache, ein, die, ein wenig Sprachenbastard, in den Tälern des Oberetschgebietes gesprochen wird, ähnlich wie im Friaul und in den abgeschlossenen Alpentälern von Graubünden das sogenannte „Romanische“ gesprochen wird. Auch im Trentino steht die Sprache wie eine Schranke zwischen Italien und den Deutschen. Mussolini verneint energisch, dass Salurn, als die konventionelle Grenze des italienischen Sprachgebietes, auch die tatsächliche Grenze darstelle; dieser Ansicht ist er noch heute, und deswegen haben die Verfechter des sogenannten „Südtirols“ so viele Feindseligkeiten heraufbeschworen. Gleich dem „Popolo“ von Cesare Battisti wiederholte auch Mussolini: „Soll das vielleicht ein intellektuelles Kriterium sein, was die Tiroler Volksvertreter veranlasste, unsere Täler als eroberte Gebiete anzusehen, indem sie uns mit Gewalt eine fremde Sprache aufdrängen? Gewalt wollen wir mit Gewalt beantworten.“

In Bezug auf die Zukunft stellt er in den letzten Seiten der Broschüre, unter Ausschluss aller rosigen Hypothesen eines friedlichen Optimismus, verschiedene Möglichkeiten auf: „Wir leben nicht mehr in jenen Zeiten, wo die Nach-

„folge eines Herrschers Staatskatastrophen herbeiführt. „Was ist der Staat in seiner direkten materiellen Auswirkung? Der Staat ist das Heer und das Beamtentum. Der „österreichische Staat verfügt augenblicklich über ein sehr „ergebenes Heer und über eine Beamtenschaft, die nicht „aus Pflicht, sondern aus Gefühl kaiserlich gesinnt ist.“ Es schien ihm absurd, darauf zu hoffen, dass Österreich die unerlösten Gebiete freiwillig abtrete: „Österreich erobert und annektiert, aber es tritt nichts ab, Österreich „kann das Trentino nicht abtreten. Es hat dort Dutzende „von Millionen hineingesteckt, aber nicht etwa um die Pelagra auszurotten - wohl gemerkt! -, sondern um starke „Kasernen und Militärstrassen zu bauen. Alle Berggipfel „sind befestigt! Aber,“ schreibt er weiter, „es gibt noch eine „Hypothese, und zwar die eines Krieges zwischen Italien „und Österreich, endigend mit dem Siege Italiens und mit „der Verpflichtung des geschlagenen Österreichs, einen Teil „der unerlösten Gebiete abzutreten...“

Gleich nach diesen bezeichnenden Punkten sagt er weiter: „Verzichten wir auf andere Hypothesen. Die nächste Zukunft des Trentino bleibt der ‚status quo‘“.

Es ist klar ersichtlich, dass er jene letzte Hypothese, die er so lakonisch ausdrückte, als etwas ansah, was erst in einer weniger nahen Zukunft verwirklicht werden könnte.

Während seines Lebens in den Grenzgebieten war Mussolini zu der Überzeugung gekommen, dass der Nationalitätenkonflikt nicht etwa ein Produkt bürgerlicher Ideologie sei, das durch andere, proletarische, Ideologien überwunden werden könnte, sondern, dass es sich hier um eine physiologische Erscheinung handle, durch welche die Klassen-solidarität sehr erschwert wird.

„O Franza o Spagna, basta che se magna“: „Ob Frankreich oder Spanien - wenn man nur zu essen hat,“ pflegte eine populäre Possengestalt des 17. Jahrhunderts zu sagen; und sogar das Wunder der Renaissance stiess bei den Massen

nur auf geringe Teilnahme, besonders in Süditalien und bei den Bauern. Durch die Organisation dagegen wird der gestaltlosen Masse des „Lumpenproletariats“ das Bewusstsein gemeinsamer Ideen und einer abstrakten Gemeinsamkeit, ähnlich dem Begriff der Gemeinde und der Provinz, eingepflanzt, wodurch das völkische Bewusstsein, das einst Privilegium weniger Aristokraten war, in neue und tiefere Volksschichten dringt.

Das Wort Vaterland ist, wenn es auch nur selten genannt wird, das natürliche, selbstverständliche Ergebnis dieser Lehre.

XXIII

DER KLASSENKAMPF

- Mussolini lehnt jede Gehaltserhöhung ab. – 120 Lire genügen.
– Der Sozialismus als eine Magenfrage. – Die Keime des Faschismus
in den Anschauungen des Sozialisten Mussolini.
– Brot für die Menge, Kampf und Aufstieg für einige Auserwählte.

Als Mussolini in Forlì Sekretär der „Federazione collegiale socialiste“ (Sozialistische Wahlvereinigung) war, lebte er mit seiner Familie – er hatte inzwischen geheiratet und die kleine Edda, sein Erstling, war schon geboren – von 120 Lire im Monat; soviel betrug sein Gehalt. Dabei beschränkte sich seine Tätigkeit nicht nur auf die Propaganda und die Organisation, sondern er hatte auch noch im Januar 1910 die Wochenschrift „La lotte di classe“ („Klassenkampf“) gegründet und ihre Leitung übernommen; auch ist es nicht ganz unwahrscheinlich, dass er trotz all dieser Arbeiten sogar noch in der Druckerei beim Setzen mithalf. Als ihm damals eine Zulage von 30 Lire monatlich angeboten wurde – jemand hatte sogar ein Monatsgehalt von 200 Lire vorgeschlagen – antwortete er: „Ich erkläre, dass ich jede Gehaltserhöhung ablehne. Ich will „nicht ein Kanonikus der sozialistischen Organisation werden.“

Das Erstgeburtsrecht seines Geistes wollte er um kein noch so grosses Linsengericht verkaufen. „Ich kann aus „Rücksicht auf mein Gehirn kein Hausknecht der Propaganda sein, kein wanderndes Grammophon. Ich werde „zwar meine Propagandareisen durch die Sektionen fortsetzen, aber ich verlange von meinen Genossen eine ge„wisse Zurückhaltung, denn sonst würde ich dadurch, dass

„mich meine Propagandaarbeit nächstens vielleicht ganz
 „meiner geistigen Arbeit entziehen und mich mit fortschrei-
 „tender Verdummung bedrohen könnte, in ein Dilemma
 „kommen. Und schliesslich ist es besser, weniger an Kon-
 „ferenzen teilzunehmen und dafür reicher an Gedanken zu
 „sein, als immer den Rosenkranz oberflächlicher und rheto-
 „rischer Schwätzereien abzubeten. -- Die Leiter der poli-
 „tischen und wirtschaftlichen Bewegung, die Umstürzler
 „von heute, sind, soweit sie nicht Bürokraten sind, ent-
 „weder Leute, die die Sache als einen Beruf ansehen, der
 „ihnen zuweilen Kardinalseinnahmen bringt, oder sie sind
 „Redner, die mit ihrem Propaganda werk eine hässliche Spe-
 „kulation betreiben; sie sind Revolutionäre, die nicht an die
 „Revolution glauben, mittelmässige Menschen voll Halb-
 „heit, mit halbem Gewissen und halber Bildung. Das Ideal?
 „Zum Teufel mit dem Ideal. Keiner glaubt mehr daran.
 „Und wenn irgendein Sonderling noch daran glaubt, so gilt
 „er als ein Dummkopf, der mit dem Monde liebäugelt. -
 „Wir gehören aber noch zu dieser winzigen Schar von Ein-
 „zelgängern.“

In jenen Jahren begann die Tragödie, an welcher Musso-
 lini zeit seines Lebens leiden sollte: Die Verachtung der
 Menschen. Im Jahrgang 1910 bis ungefähr 1912 seines
 Blättchens „La lotta di classe“ dokumentiert sich diese
 Krise auf dramatische Weise. Vielleicht noch trauriger sind
 die darauffolgenden Zeiten, wo nicht mehr debattiert
 wurde; damals machte er sich die Beobachtung von Leo-
 pardi zu eigen, dass reife Menschen tolerant und alte nach-
 giebig werden, während die Jugend mit unbarmherziger
 Strenge urteile, indem sie unbewusst alle Gedanken, Hand-
 lungen und Charaktere mit einem Ideal vergleiche, das sie
 sich gebildet habe. Und erst später stellt sie durch Erfah-
 rung fest, dass dieses Ideal nicht existiert, und dann entspringt
 dem pessimistischen Absoluten ein relativer Optimismus.

Mit seinen 27 Jahren kämpfte Mussolini als Sekretär der sozialistischen Bezirksvereinigung verzweifelt, aber vergebens, um die Wiederherstellung des Idealismus im italienischen Sozialismus. Von 1898 bis 1904 hat er sich den Kopf mit allen möglichen Dingen und Fragen belastet: mit dem „Brot auf dem Stand“, mit Prozessen, Volksabstimmungen, Amnestien für Verurteilte, mit der Freiheit der Syndikatsverbände, mit der wirtschaftlichen Beurteilung der Streiks, und mit sonst noch allerhand revolutionären und heroischen Stürmen. Zwei junge Neapolitaner von lebhaftem Geist und stürmischer Beredsamkeit, Arturo Labriola und Walter Mocchi, hatten damals, 1904, versucht, mit dem ersten politischen, nicht wirtschaftlichen, Generalstreik den Syndikalismus nach Sorel zu verwirklichen. Abstrakte Naturen wie alle Südländer, war ihr Gedanke vor allem auf eine zähe, konkrete und überaus geduldige Organisation der Handwerker gerichtet; sie schrieben „Syndikalismus“, aber sie sprachen es „Revolution“ aus. Doch ihre Mühe war vergebens. Die lärmende Anhängerschaft der Schwankenden applaudierte zwar den extremen Gewalttätigkeiten, aber es gab in jener Schar keinen General, der fähig gewesen wäre ein Heer aus ihnen zu bilden. Dem Labriola genügten aber die tönenden Versammlungsreden vollkommen. In den wenigen Jahren hatte er alle Augenblicke aus geringfügigen Motiven, ohne bestimmte und ohne feste Ziele, Generalstreiks entfesselt. Und diese Streiks endigten schliesslich immer damit, dass das aufgebotene Militär die Menge wieder zur Arbeit trieb und der Streik dann wieder auf irgendeinen anderen Tag verschoben wurde. – Mocchi wurde später Theaterimpresario und Labriola Abgeordneter.

Inzwischen hatte man es, dank der politischen Organisation der Po-Ebene und dank der Arbeit Anna Kuliskoffs, die für ein Frauen- und Kinderschutzgesetz, das der Ausbeutung durch die Fabriken einen Riegel vorschieben sollte, kämpfte, so weit gebracht, dass Filippo Turati, wenn ich

nicht irre 1900, dieses Gesetz in der Kammer vorbringen und auch die Annahme durchdrücken konnte. Daraus ergaben sich für das Po-Tal eine intensivere Bodenkultur, eine Vermehrung und Verbesserung der Industrie und der Bodenerzeugnisse, und eine grössere Verwendung von Maschinen. Aber jenseits dieser Grenzen hatte der Sozialismus wenig wahrgenommen und nichts getan; der kleine Landbesitz und die Halbpächter hatten seiner Ausbreitung einen Damm gesetzt. Auch aus diesem Grunde konnte sich der Sozialismus nicht verjüngen, und so wurde die wirtschaftliche Besserung im Zeitraum von einigen zehn Jahren schliesslich zu einem Selbstzweck, der die Proselyten der „Schandempörung“ anekelte.

„Mit dem Gefühl können wir nichts anfangen, für uns ist der Sozialismus eine Magenfrage, nichts als eine Magenfrage,“ mit diesen Worten hatte ein Sozialistenführer von damals, der es übrigens noch heute ist, 1910 in der Schweiz, in einer Versammlung von italienischen Emigranten einen der Bewegung sympathisch gegenüberstehenden idealistischen Priester verhöhnt.

Dieser materialistische und gezähmte Reformismus bildete nun einen Teil des schmarotzerhaften „alten Italiens“. Ein wenig Lärm auf den Gassen, viel Intrigen auf den Korridoren, viel Reden und viele Artikel: man fand keinen Widerstand. Der Kuchen aus Spelzmehl: die Erweiterung des Wahlrechts oder irgendein Sozialgesetz – war ja erobert, und auch ein Überfluss von Millionen war vorhanden, um die Verbände in Ruhe zu halten. Man schrie: „Sieg!“, die „kleine Kombination“ herrschte, und die neue Arbeiter- aristokratie befleckte sich, noch während sie im Entstehen begriffen war, mit der gleichen Feigheit, die das alte Bürgertum ausgezeichnet hatte.

Wie gross auch die Mängel des Individuums sein mögen, so antwortet doch unfehlbar aus der Tiefe des gemeinsamen Gewissens irgendetwas auf den Appell an das Ideal,

wenn dieser Ruf von einer Seite kommt, die das moralische Recht hat, ihn auszustossen. Innerhalb weniger Monate gelang es der von Mussolini geleiteten „Lotta di classe“, die fettgewordene Partei mit dem Gärstoff der Unruhe zu erfüllen. „Mussolini sagt - Mussolini behauptet...“ dieser Name lief in mehr oder weniger brüderlichen Streitigkeiten durch die offiziellen Tageszeitungen der Partei, und sogar der „Avanti“ war gezwungen, des öfters das Wochenblatt aus der Provinz zu zitieren.

Auch noch vor seiner offenen Auflehnung weigerte sich Mussolini, für den ständigen Unterhalt seiner Zeitschrift etwas von dem „Überschuss aus Trinkgelagen“, wie er die Parteizuschüsse nannte, anzunehmen. „Es handelt sich hier „nicht darum, lediglich allwöchentlich ein Blatt vollzuschreiben und herauszugeben, sondern für uns ist die Zeitung die Partei, sie ist unser Banner, sie ist unsere Seele. „Die offizielle Partei figuriert auf jener Bühne, wo die politische Komödie des dritten Italien gespielt wird, nur noch „als eine grosse Leiche, oder, wenn ihr es weniger drastisch „hören wollt, als eine grosse Apotheke, die auf dem Wege „zum Bankrott ist.“

So urteilte er über die Partei. Der Sozialismus selbst war aber für ihn etwas anderes! „Der Sozialismus ist etwas „hartes, strenges, aus Gegensätzen und Gewalt bestehendes, ein Krieg; und wehe den Weichherzigen in diesem „Kriege! Er ist eine schreckliche, ernste und erhabene Angelegenheit. Nur dadurch, dass er so ist, kann „er sich verwirklichen und sich davor bewahren, zum Schlachtfeld für Politikaster und Schwächlinge zu werden. „Der Sozialismus ist kein Handelsgeschäft, kein Spiel für „Politiker, kein Traum für Romantiker, und noch viel „weniger ein Sport: er ist die Kraftanstrengung, die der „moralischen und materiellen Erhebung dient, sowohl im „Einzelnen als auch für die Allgemeinheit; und er ist vielleicht das grösste Drama, das die menschliche Allgemein-

„heit je erschüttert hat, erschüttert zu dem Zwecke, um die „Brücke vom tierischen zum menschlichen Menschen zu „schlagen, von der Vorgeschichte zur Geschichte, eine „Brücke, die die Menschheit vom Kampf ums Leben zum „Verständnis für das Leben führen wird. Vor dem Alpha- „bet muss das Brot da sein, und nach dem Brot kann das „Alphabet an die Reihe kommen; nur unter dieser Bedin- „gung wird man jenes menschliche Element schaffen kön- „nen, das zur Verwirklichung der Idee auf dem Wege be- „harrlicher Arbeit und individueller Reinigung unentbehrlich „ist!“



Was gibt es doch in der ruhigen, idyllischen Provinz für eine freundliche Art, Meinungen auszutauschen! Mussolini vergnügte sich einmal damit, aus einem einzigen Artikel einer einzigen gegnerischen Zeitung des Ortes eine Blütenlese all der Schimpfworte herauszusuchen, mit denen er bedacht wurde, vom „Spitzbuben“, „Zuchthäusler“, „Lebemann“, „paranoischen Kretin“, einschliesslich der Beiworte „bestochen“ und „geisteskrank“ an, bis zum Schlussakkord: „widerliches Reptil“.

„Unser Leben,“ antwortete Mussolini darauf in ruhiger „Weise, „ist ein offenes Buch, in dem man die Worte ‚Stu- „dium, Elend, Kampf‘ lesen kann. Nicht einmal der Schat- „ten einer souveränen Gnade ist darin zu finden. Wir füh- „len uns stark, weil wir uns rein fühlen. Wir fühlen uns „stark, weil wir keine Freunde haben und eher dazu neigen „unseren Bekanntenkreis zu verringern als ihn zu erwei- „tern.“

„Wir verlangen keine Popularität, keine Anhänger, keine Stimmen, wir wagen es, rücksichtslos die Wahrheit zu sagen, auch jenen ins Gesicht, die uns nachfolgen.“

Die Ideen über die Verwirklichung des Sozialismus, die er hier, wie auch an anderen Stellen, in jener Zeit darlegte, sind eigentlich nur dadurch originell, dass sie sich vom Mar-

xismus entfernen, sowohl in Bezug auf die Voraussetzung eines historischen Materialismus, als auch in der Ablegung der Zwangsläufigkeit einer antikapitalistischen Wirtschaft. Viel origineller und überzeugender ist Mussolini dort, wo er jene Grundidee andeutet, die später in Faschismus ausreifte: Dem Volke viel Brot, vollwertig entschädigte Arbeitsleistung und ein Mittelmaß von würdigem Wohlstand und humaner Kultur. Die Entbehrung aber bleibe das stolze Privilegium der „Aristoi“, die mit heldenhafter Freiwilligkeit zu geistigen Eroberungen auf steigen.

PROZESSE UND KÄMPFE

- Der „Gegenpapst“ Mussolini. – Die Frage der direkten Aktion.
 - Die Opposition gegen die Landung in Libyen. – Geschehnisse in Forli.
 - Mussolinis Verteidigung. – Eine neue Gefängnisstrafe.

Im „Popolo d'Italia“ kann man heute öfters die Aufforderung an alle Faschistenblätter lesen, sie mögen dem Duce ein Exemplar jeder Ausgabe direkt in die Privatwohnung senden. Diese Zeitungen blättert er alle durch, keine entgeht ihm, viele liest er ganz. Er kennt aus Erfahrung die Bedeutung der dunkeln Orte geheimer Versammlungen, der abgeschlossenen Gärten in der Provinz, wo zwischen Kraut und Rüben zuweilen auch eine Eiche Wurzel schlägt. Wir haben eben kein London oder Paris, von wo die öffentliche Meinung ihre Direktiven einzig und allein bezieht.

So konnte es geschehen, dass das kleine Forli damals Sitz des „Gegenpapstes“ wurde, der den offiziellen Sozialismus von Mailand und Rom bekämpfte. Auf dem Kongress in Mailand im Jahre 1910 hatte der „Gegenpapst“ Mussolini gegen Parlament, Parlamentarismus und Volksvertreter gekämpft, die Wahlen für wertlos erklärt und die zur Eroberung neuer Sitze gebildeten „Blocks“ abgelehnt, – und das alles, wie er selbst sagt, „in einer so ketzerischen Rede, dass ich mich wudem musste, nicht gesteinigt worden zu sein“. Er war für völlige Unversöhnlichkeit, für sofortige Revolution, für eine direkte Aktion.

Und er gab in Forli ein Beispiel dazu.

Das kam so.

Im September 1911 organisierte die Regierung unter Giovanni Giolitti die Expedition nach Libyen.

Ich erinnere mich noch recht gut des Rückschlages, den diese Ereignisse im verehrungswürdigen Salon der Anna Kulischkoff auslösten, die damals vom Domplatz aus die Po-Ebene und Italien beherrschte. Turati hatte dort das Bureau der „Critica Sociale“, und dort kamen auch die wenigen Vertrauten unter den Intellektuellen des Sozialismus in Mailand zusammen.

Die Strassen waren an jenem Tage von einer erregten Menschenmenge bevölkert, die unaufhörlich auf und ab flutete. Und über all diesem Gewimmel thronte oben, im dritten Stock des Hauses, Anna Kulischkoff, diese zarte Frauen gestalt, die wie eine Märtyrerin und Asketin wirkte. Einst blond und schön, jetzt durchsichtig und gänzlich verblichen, mit welchem Gesicht und Haaren von verblichenem Gold, strömte sie trotz der Gicht, die ihre Knochen verunstaltet hatte, den magnetischen Zauber und die Kraft eines Herrscherwillens aus. In diesem, von den Gefängnissen Russlands, Frankreichs und Italiens zermarterten Körper lebte ein erleuchtetes Gehirn, vielfach geschliffen wie ein Diamant, aber auch so gefühllos und hart wie ein solcher. Sie hatte sich nie geschont, seit sie als achtzehnjährige Beamten tochter in das Elend eines litauischen Dorfes gegangen war, um, wie es das nihilistische Evangelium vorschrieb, „primitiv“ zu werden und sich dem Volke zu nähern; zwei Jahre hatte sie so in der rohen „Isba“, der Hütte der Landbewohner, zugebracht, und sich ihre karge Nahrung mit Wäschewaschen in eisigem Wasser verdient. Auch das Leben als Revolutionärin hatte an ihrem Körper gezehrt.

Idealistin und Stoikerin, ohne Schwächen und ohne Leidenchaften, lebte sie nur für das sinnlich Fassbare und für die Idee; im Grunde ihrer russischen Seele war sie mystisch veranlagt, dabei aber nüchtern, wie es die Russen in der praktischen Auswirkung ihres Intellekts sind. Eitel war sie nicht, aber voll stolzen Ehrgeizes. Die gewundenen und ver-

queren Wege waren ihr so natürlich, dass sie unfähig war, direkt aufs Ziel loszuschlagen; so beherrschte diese wahrhaft bedeutsame Frau aus dem Dunkeln heraus die Massen, gegen das Parlament und gegen die Presse, wobei sie den sie umgebenden Männern nach aussen hin den Anschein der Macht und des Handelns überliess, etwa in der Art wie im grossen Katharina von Medici den Thron gegen König und Höflinge behauptet hatte. Aber allen diesen Genies der verwickelten Gedankenintrige, Katharina von Medici oder Cesare Borgia, war es nie gelungen, sich andere als sehr mittelmässige menschliche Werkzeuge dienstbar zu machen, und sie mussten ihr wundervolles, aus dem Nichts erschaffenes Gewebe wieder in Nichts zerrinnen sehen, weil der rote Faden der Realität darin fehlte. Und ebenso erging es im Kleinen trotz ihrer aussergewöhnlichen Gaben dieser Metaphysikerin in der Politik, Anna Kulischkoff. Solche Geschöpfe enden immer mit dem Bankrott.

Zwischen Anna Kulischkoff, Filippo Turati und Claudio Treves, dem damaligen Chefredakteur des „Avanti“, gab es an jenem Abend, als die italienischen Truppen in Tripolis landeten, eine erregte Aussprache.

„Man muss jetzt mehr als je Anhänger Giolittis sein. Giolitti muss an unsere Unterstützung gebunden bleiben, wir müssen ihn an eine liberale und philosoziale Politik fesseln, damit er das lybische Unternehmen in Grenzen und Schranken hält. Verlassen wir ihn jetzt, so wird er anderen parlamentarischen Gruppen versklavt und zu einer reaktionären und extremen Kolonialpolitik gezwungen.“

So dozierte Claudio Treves; er war die lebende Verkörperung eines Sophisten aus einem Dialog von Plato: die wahre und die falsche Rede strömten ihm in gleichem Flusse von den Lippen. Das war die Art, wie man in den hohen sozialistischen Kreisen damals vorwärtszukommen pflegte: mit Stimmenschacher, mit teils öffentlichem, teils verschleierte Unterstutzen, mit freundlich-feindlicher Neutralität,

bezähmter Feindseligkeit und teilnehmender Stimmenthaltung. – Die blauen Äuglein Claudio Treves' funkelten vor Begeisterung für seinen geliebten Giolitti und vor Freude über den Horizont allersubtilster Spitzfindigkeiten, den er vor sich ausgebreitet sah. Es war die Freude, die der Künstler an seiner Kunst empfindet.

Filippo Turati war unsicher und gegenteiliger Meinung. Er war eine Art von Hamlet: Gewissen und Trägheit lähmten ihn, sobald es zu einem Entschluss und zu einer Tat kam. Dieser auf die Jurisprudenz und Literatur eingeschworene brave Präfektensohn, der unter seinen geistigen Aktiven die juristische Doktorwürde und ein sentimentales, leicht humanistisches Buch poetischer Übertragungen aus dem Englischen zu verzeichnen hatte, sonst aber aller soziologischen und volkswirtschaftlichen Studien entbehrte, – dieser brave Präfektensohn, selbst ein Beamter in spe, war mit 25 Jahren in Neapel, als er sich in einer pessimistisch-neurasthenischen Krise befand, der Kulischkoff begegnet, und die kluge und despotische Ausländerin hatte es fertig gebracht, aus diesem Mann das Haupt einer jugendlichen Umsturzpartei zu machen – ein herrliches Paradoxon in der Chronik Italiens.

Im Allgemeinen neigte er mit einigen Schwankungen in diesem Fall zum Anschluss an die Regierung, was weniger unbequem war als eine Opposition. Aber nun liess Anna Kulischkoff einem ihrer typischen plötzlichen Einfälle freien Lauf. Sie fiel über den armen Treves mit schneidenden Worten her und donnerte ihn nieder; dabei erhob sich ihre laute Stimme in der Erregung des Streites zum gellenden Falsett der Slawen, ihre Gebärde wurde aufreizend, und der Blick der stählernen, im Zorn verengerten Pupillen wurde förmlich stechend. Auch Turati wurde nicht verschont: „Wirklich Filippo, wirklich, dass auch du so denkst – das versteh' ich durchaus nicht.“

Am andern Morgen erschien der „Avanti“ mit einem

prachtvollen Artikel seines Chefredakteurs Claudio Treves; Inhalt: Die sozialistische Partei geht zur absoluten unveröhnlichen Opposition über! - Treves war eben ein gegeborener Dialektiker, es bedurfte für ihn nur der Anregung und des Ansporns, um einen Artikel von sich zu geben; die Überzeugungen dazu liefen ihm sozusagen auf der Strasse, im Spiel der Gedanken und am Faden der Gespräche, zu.

Die parlamentarische Opposition, die im Salon der Grossstadt so furchterregend schien, wurde in einem Winkel der Provinz von einem jungen Mann doch etwas anders beurteilt. Dieser junge Mann, Mussolini, war immer darauf aus, in den Dingen das Zukünftige zu erspähen; er ahnte auch wirklich die Dinge voraus und wollte auch etwas.

Wir, die verehrungswürdigen pazifistischen und humanitären Ideologen, waren aus Grundsatz gegen jegliche Gewalt, sei es von Volk gegen Volk, vom Staat gegen das Individuum, von der Klasse gegen die Persönlichkeit. Mussolini, der Terrorist von Forli, hatte keinerlei abergläubische Furcht vor kolonialen Eroberungen oder vor dem Kriege, aber er missbilligte die Expedition nach Libyen aus politischen Gründen. Die Tatsachen rechtfertigten nur allzu sehr seine weitblickenden Worte vom 30. September 1911: „Italien beginnt heute eine neue Periode seiner Geschichte, „eine Periode, die ungewiss und voll schrecklicher unbekannter Dinge ist. Ein Krieg war fast stets noch das Vorspiel zur Revolution.“

Doch die Opposition gegen den Krieg machte sich, da sie nun einmal da war, ernsthaft daran revolutionär zu sein und auch vor Gegenstössen nicht zurückzusehen.

Erst einige Tage vorher hatte Mussolini auf dem Marktplatze von Forli der Menge die Schwierigkeiten einer revolutionären Aktion vorgestellt und die Frage aufgeworfen, ob man so weit gehen solle. „Ja, ja, es lebe die Revolution!“ tönte es ihm zur Antwort, und die Menge brüllte stürmischen Beifall dazu. Aber während noch die Volksversammlung,

von revolutionärem Mut erfüllt, so brüllte, ertönten aus der Menge Rufe „Kavallerie kommt“, und als man nun ein aus der Ferne herdringendes Geklapper hörte, löste sich die Menge in panischer Flucht auf. Mussolini blieb allein und konnte den Fliehenden nur noch nachrufen: „Elende Feiglinge!“

Und trotzdem tat er mit einigen von ihm entflammten jungen Leuten immerhin noch so viel, dass es der Regierung schliesslich zu viel wurde. Er wurde angeklagt, am 24. September 1911 die Ausführung folgender Verbrechen beschlossen zu haben:

1. Widerstand gegen die öffentliche Gewalt und Bedrohung der öffentlichen Beamten.
2. Gewaltsame Freiheitsbeschränkung der zu den Waffen Einberufenen, Widerstand gegen die Staatsgewalt und Beleidigung der öffentlichen Beamten.
3. Gewaltsame Schliessung der öffentlichen Betriebe und industrieller Unternehmungen, mit daraus sich ergebenden Arbeitsniederlegungen in der Industrie.
4. Gewaltsame Aufhaltung der elektrischen Bahn aus der Romagna, verbunden mit Zerstörung der Güterwagen und der Gleise.
5. Beschädigung der Telephonleitung.
6. Beschädigung der Telegraphenleitung durch Niederlegung der Stützpfähle und Zerreißen und Entfernen der Drähte.
7. Gewaltsame Aufhaltung einer Eisenbahnlokomotive.
8. Anbringung einer Telegraphenstange auf den Eisenbahnschienen, wodurch ein Schnellzug gefährdet wurde.

Dieses alles sollte angeblich in Forli am 25., 26. Und 27. September ausgeführt werden!

Wenn man das, was man anfangs von Herzen bekämpfte, später so von Herzen lieben kann – wie gross muss dann die Liebe des jetzigen Ministerpräsidenten für die Autorität des Staates sein! Ich glaube, nur wenige Minister werden einen

ähnlichen vorministerlichen „Rekord“ in Bezug auf „Widerstand gegen die Staatsgewalt“ aufweisen können.

Mussolini war bei der Vernehmung vor Gericht ganz ruhig. Nur gegen den letzten Punkt der Anklage wehrte er sich stürmisch, denn das war tatsächlich der einzige Punkt, der die Grenzen einer politischen Handlung überschritt und durch seine Unmenschlichkeit eines politischen Kämpfers unwürdig war. -

Mussolinis Verteidigungsrede lautete:

„Die Erklärung des Generalstreiks in Forli geschah ganz „unabhängig von der von mir erwogenen Aktion. Das Proletariat von Forli hat keinerlei Sympathie für mich. Wenn „ich erkläre, dass ich die Sabotage als Kampfmittel anerkenne, so verstehe ich darunter nach meinen Theorien nur „die wirtschaftliche Sabotage, die man nicht mit Vandalismus verwechseln darf. Ich kann dem Abschneiden der „Telegraphendrähte als einer Protesthandlung zustimmen, „aber ich brandmarke den Versuch, eine Telegraphenstange „über die Schienen zu legen, um einen Zug zur Entgleisung „zu bringen, weil der Zug, der vorbeifahren sollte, eine „neutrale Sache ist. Sabotage muss meiner Ansicht nach „einen moralischen Zweck haben.“

„Auf dem Bahnhof leistete ich sogar der Menge Widerstand, um einen Überfall auf das Telegraphenamts zu verhindern. Ich stürzte und wurde durch einen Säbelhieb verwundet. - Die Gewalttaten wurden vor allem durch die „feindselige Haltung der Gewalthaber hervorgerufen.“

Was die Versammlung vom 25. September anbelange, so sei seine dort gehaltene Rede lediglich „historisch, geographisch und aufklärend“ gewesen; er habe in dieser Rede geäußert:

„Zwischen uns Sozialisten und den Nationalisten ist folgender Unterschied: Jene wollen ein grosses Italien, - ich „will ein Italien, das gut bebaut, reich und frei ist. Denn „ich würde es stets lieber vorziehen, ein Bürger Dänemarks

„als ein Untertan des Kaisers von China zu sein.“ - Und dann fuhr er in seiner Verteidigungsrede fort:

„So stellte ich mich auf den Boden der Vaterlandsliebe; „ich war vielleicht etwas zusammenhanglos, und das wurde „mir auch als eine Schwäche gegenüber dem Nationalismus „verübelt. Hätte ich einem streng revolutionären und inter- „nationalen Gedankengang folgen wollen, so hätte ich mich „eigentlich über die Expedition nach Libyen ebenso freuen „müssen, wie die ersten Christen sich über den Verfall „Roms freuten: ‚Was schiert es mich, wenn das Imperium „in Trümmer geht, wenn sich nur über diesen Trümmern das „Kreuz erhebt!‘ So hätte auch ich behaupten müssen: ‚Wenn „das offizielle Italien sich in ein Unternehmen einlässt, das „ihm Blut und Geld kostet, so wird dadurch sein Widerstand „gegen die Verbreitung unserer Ideen und gegen die Stöße „einer Revolution verringert.“ - Aber - so sagte ich den „Leuten - da ich Italiener bin und das Land, in dem ich „geboren wurde und dessen Sprache ich spreche, liebe, so „erkläre ich mich als guter Italiener, gestützt auf wirtschaft- „liche und geographische Daten, gegen dieses Unternehmen, „weil dadurch jene Interessen der Nation, mit denen auch „die des Proletariats unlöslich verknüpft sind, ernstlich ge- „fährdet werden können. - Ich habe geschrieben und ge- „sagt, was ich sagte und schrieb, - weil ich jenes Italien „liebe und jenes Italien ersehne, das sich entschliesst, seine „endlich erkannte Pflicht zu erfüllen, nämlich seine Kinder „aus dem doppelten Elend, dem wirtschaftlichen und mora- „lischen, zu erlösen.“

„Es ist grotesk, dass man in meinen Zeitungsartikeln das „Eingeständnis dieser, wie die Anklage sagt: beabsichtigten „Verbrechen finden will, wo doch meine Artikel nur den „Mythus des Generalstreiks und die ‚Religiosität‘ der neuen „Gesamtaktion beleuchten. Ich weise die Anklage einer Mit- „schuld an den Taten der von der Menge begangenen wilden „Zerstörung als unwahr zurück.“

„Und nun will ich schliessen.“

„Ich schliesse wie jener Philosoph, der über seine Haustür geschrieben hatte: ‚Wer ein tritt, macht mir Freude, wer nicht eintritt, erweist mir eine Ehre.‘ - So sage auch ich zu ihnen, meine Herren vom Gerichtshof: Wenn Sie mich freisprechen, so machen Sie mir eine Freude, denn Sie geben mich meiner Arbeit und der Gesellschaft wieder, wenn Sie mich aber verurteilen, so ehren Sie mich damit, denn Sie sehen hier vor sich nicht einen Übeltäter, sondern einen Verteidiger seiner Ideen, einen Aufrüttler der Gewissen, einen Streiter für einen Glauben, - für einen Glauben, dem Sie ihre Achtung nicht versagen können, denn er ist erfüllt von den Vorgefühlen der Zukunft und der grossen Kraft der Wahrheit.“

Fünf Monate Gefängnis - auf so viel wurde im Urteil die Strafe herabgesetzt - ergeben noch keine Märtyrerkrone, aber sie sind auch keine ganz geringe Strafe für eine ungebärdige tatendurstige Jugend. Wer das Gefängnis schon einmal geschmeckt hat, für den ist das Risiko einer solchen neuen Verurteilung etwas Schreckliches. Trotzdem hat Mussolini sowohl damals als auch später jedem Prozess die Stirn geboten, ohne je seine gelassene Ruhe zu verlieren.

XXV

DER NEUE LEITER DES „AVANTI“

Der Kongress von Reggio Emilia. – Nochmals Bissolati. – Ein Sieger – oder ein sentimentaler Dichterling? – Chefredakteur Mussolini.
– Kampf gegen die Freimaurerei.



Is Leonidas Bissolati in den letzten Dezennien des vergangenen Jahrhunderts – im Jahre 1892, wenn ich nicht irre – nach Rom berufen wurde, um die erste sozialistische Tageszeitung, den „Avanti“, zu gründen und zu leiten, sagte er, als die Sprache auf die Gehaltsfrage kam, ganz schlicht: „Aber ihr wisst doch, dass ich täglich 10 Lire Rente habe, also brauche ich nichts weiter zum Leben.“ Sein Gehalt als Leiter fand sich dann stets auf der Liste der freiwilligen Sammlung wieder, mit der Bezeichnung „von N. N. gestiftet“. Mit der gleichen Selbstverständlichkeit nahm er dann später, schon betagt, als Sergeant der Alpenjäger an den Kämpfen im Schützengraben teil. Und im Parlament sagte er einmal zu seinen alten politischen Glaubensgenossen: „Wenn das Wohl des Vaterlandes es erfordert, werde ich die Kraft haben, euch alle füsilieren zu lassen.“ –

Er war ein Charakter, der solche Kraft wohl finden konnte, wenn sein Gewissen es ihm gebot. Aber war er auch politisch klarsehend genug, um die Notwendigkeit wahrzunehmen?

Dieser liebe, lautere und vornehme Mann hatte in Bezug auf sein pathetisches Ungeschick Ähnlichkeit mit Massimo d’Azeglio und Benedetto Cairoli, Männern, die für ihr Land ehrend sind, solange sie nur die Richtung weisen und idealistisch handeln, die es aber ruinieren, wenn sie die voll-

ziehende Gewalt ausüben sollen. Man darf Gott nicht durch Kinderkreuzzüge auf die Probe stellen.

Im Jahre 1909, nach der Annexion von Bosnien und der Herzegowina - der erste Funke, der den europäischen Brand entfachte -, wollte damals Bissolati nicht allen Ernstes, dass Italien Österreich-Ungarn den Krieg erkläre, um ihm eine exemplarische pädagogische Belehrung zuteil werden zu lassen, weil das Kaiserreich die Verträge vergewaltigt habe? Dabei hatte Bissolati seit 20 Jahren immer gegen die „unproduktiven“ Ausgaben für das Militär Einspruch erhoben und wusste sehr gut, dass infolgedessen das Heer, sowohl in Bezug auf Mittel als auch auf Menschen und Geist, schlecht ausgerüstet war. Und in ähnlicher Weise liess er 1917 seinen eigenen Einfluss ausschalten, indem er einem Minister ohne Portefeuille zustimmte und dadurch die dummen Streiche und Schwächen einer Regierung deckte, in der er nichts galt. Ebenso rechtschaffen und unfähig war sein Benehmen als Parteivorstand in den Jahren 1909 bis 1912, und Mussolini, der flinke Löwe, hatte ein leichtes Spiel, die unschuldige flügellose Taube abzuwürgen.

Damals beklagte ich es zum erstenmal, nicht wie immer dem Sozialistenkongress beigewohnt zu haben, der in jenem Jahr zu Reggio Emilia abgehalten wurde und sehr stürmisch verlief. Gewöhnlich waren diese Kongresse langweilig und eintönig verlaufen. Damals aber wurden Bissolati nebst Bonomi und Cabrino unter der Anklage allzu grosser Gefügigkeit gegen die Regierung aus der Partei ausgestossen, und das gleiche Schicksal traf auch Guido Podrecca als Freund der lybischen Expedition.

Bissolatis Haltung war immer unlogisch. Kein Wimm der, dass ihm in Mussolini ein bedeutungsvoller Gegner entstanden war. Über diesen unvorhergesehenen Gegner hörte man die widersprechendsten Urteile; befreundete Reformsozialisten, denen es leid tat, dass sie aus Gewissenszwang der Ausschliessung des alten Mannes Bissolati hatten zustimmen

müssen, schrieben mir und rühmten die Erscheinung des bis dahin unbekanntem und nun plötzlich ans Licht gelangten Mussolini: „Ein prächtiger magerer Jüngling, mit einer explosiven Beredsamkeit, die trocken, feurig und eigenartig ist. Ein Mann von grosser Zukunft, von dem wir noch mehr hören werden; er ist der künftige Herrscher der Partei!“ So lautete ein Urteil. – Im Gegensatz hierzu äusserte sich Anna Kulischkoff sehr absprechend: „Wahrlich, wahrlich, dieser ist kein Marxist und ebenso wenig ein Sozialist. Und ein Politiker ist er auch nicht. Wahrlich, wahrlich, er ist ein Dichterling – ein Dichterling, der Nietzsche gelesen hat.“

Zum Teil gab ich ihr darin später recht. Im Augenblick aber erschien mir Mussolini als ein Held der ritterlichen Dichtungen, als einer jener Helden, die einsam in den Wäldern aufwuchsen und dann, wenn ein Turnier verkündet wird, unvermutet, mit armseligem Zaumzeug aber einem schneidigen Schwert, auf dem Kampfplatz erschienen, die Tapfersten und Berühmtesten aus dem Sattel hoben, sich mit geschlossenem Visier verbeugten und dann wieder fort, ins Unbekannte ritten. So etwa wie Amadis von Gallien oder Hüon von Bordeaux. Und immer pflegten sie Glanz, Schimmer und bestürztes Staunen zu hinterlassen.

Aber als ich dann Mussolini kennenlernte, erinnerte er mich durch seine Fanatikeraugen und durch die Imperatorennase viel mehr an Girolamo Savonarola.

Nach dem Siege Mussolinis auf dem Sozialistenkongress in Reggio hatte es der Kongress, der wie alle diese Versammlungen die Mittelmässigkeit liebte und Angst vor jeder wahren Überlegenheit hatte, nicht gewagt, dem Sieger nun auch den Siegespreis zuzuteilen. An Stelle von Claudio Treves übertrug man die Leitung des „Avanti“ einem harmlosen Revolutionär, Giovanni Becci, der keinerlei Verdienste aufzuweisen hatte. Er empfing von den Redakteuren gewisse Direktiven, die damit begannen: „Der Klassenkampf ist das Kreuz und das Entzücken des Proletariats!“, und Claudio

Treves aber schrieb nach wie vor seine Artikel im „Avanti“, Artikel, die in jener Öde immerhin ein Wunder an Eleganz waren. Aber endlich musste man sich im Dezember 1912 doch entschliessen, Mussolini nach Mailand zu berufen.

Er übernahm die Arbeit, indem er erklärte: „Die politischen Artikel in der nun von mir redigierten Zeitung schreibe ich allein.“ Diese Artikel waren im Gegensatz zum Floretlgefecht seines Reformistenvorgängers ungelenkt, apodiktisch, aber schneidig wie ein Schlachtschwert. Von den eisernen Schlüssen des Nietzscheaners ging ein eiserner Klang von Unerbittlichkeit aus: „Es muss!“ (Diese Worte sind auch im Original deutsch. D. Hrsgb.) Hinter jedem Wort von ihm spürte man den ganzen Mann mit seiner ganzen Kraft und mit allem Blut.

In kurzer Zeit hatte der „Avanti“ seine bisherige Auflage von 40'000 überschritten und war bei 100'000 angelangt. Wohl war die Prosa von Turati geschliffener, die von Prampolini seraphischer und die von Giovanni Cibordi in schönen Carducci-perioden gedreht, – aber die Schreibart des neuen Mannes Mussolini war unwiderstehlich, sie triefte von Leidenschaft und wimmelte von Tatsachen; das war nicht mehr Wort oder Schrift, sondern geradezu Tat, das war eine wirkliche Besitzergreifung der Gemüter mit der Zunge der Tatsachen und der ungeschminkten Nacktheit des Wortes.

Die Partei musste nun mit neuem Kampfgeist erfüllt werden. Als erstes galt es, sie von dem bürgerlich-demokratischen Einfluss der Freimaurerei zu befreien. Diese, eine äusserst geschickte Kennerin und Entzweierin der Menschen, hatte nicht verabsäumt, ihre Einladung an Mussolini immer wieder von neuem ergehen zu lassen. Aber er hatte keine Sympathie für diese Institution, die ihm den typischen Niedergang der alten regierenden Stände in Italien zu verkörpern schien; aus den Katakomben der Märtyrer war sie zu einem Konventikel von Glücksjägern geworden. Ihm gefiel weder ihre Ideologie noch ihre Neigung zum humanen Pazi-

fismus und. zur demokratischen Gleichmacherei; für ihren verdächtigen Internationalismus konnte er sich ebenso wenig erwärmen wie für ihren brünstigen, aber dabei unreinen Italianismus; er lehnte ihren grobschlächtigen Antiklerikalismus ebenso stark ab wie den Hermetismus ihrer geheimen Riten, vor allem aber konnte er ihr dunkles, unterirdisches, geheimes Wirken nicht vertragen, das ihm einen fast physischen Widerwillen einflösste.

Auf dem Kongress von Ancona liess er deshalb eine Erklärung veröffentlichen, dass die Zugehörigkeit zu einem Freimaurerorden mit den Anschauungen eines Sozialisten unvereinbar sei. Neun Jahre später, 1922, wiederholte er dieselbe Erklärung in Bezug auf die Faschisten.

In jenen vorhin besprochenen Jahren war es auf den Marktplätzen Süditaliens wiederholt zu beschämenden, aber typischen Auftritten gekommen. Dort unten stand man noch im Kampf gegen Hungerlöhne und eine fast viehische Lebenshaltung. Der Sozialismus kümmerte sich um die armen unwissenden Ackerbautreibenden des Südens nicht, weil es da keine Fabriken gab und also auch keine Arbeiter, die man organisieren, und für die man höhere Löhne ausschlagen und Abgeordnetensitze erobern konnte. Die spanisch angehauchte Herrenklasse des Südens verteidigte sich nicht mit ökonomischen Mitteln, sondern appellierte an den Papa Staat und nahm seine Carabinieri und Soldaten zu ihrem Schutz in Anspruch. Es war ein mittelalterlicher Zustand: auf der einen Seite Dummheit und gieriger Hochmut, auf der andern Seite, beim Volk, Dummheit und fanatische Erbitterung, die sich verzweifelt den Soldaten entgegenwarf; ging mal durch das Geschrei eine Waffe los, rötete sich bald der Platz von vergossenem Blute.

Nach einer dieser heftigen Ausschreitungen warf Mussolini in seiner Zeitung „Avanti“ im Jahre 1918 einmal die Frage auf:

„Wie ist es nur möglich, dass noch heute in Italien, von

„dem wir als der grossen Meisterin der Zivilisation träumen, wehrlose Greise und schwangere Frauen über den Haufen geschossen werden? Und wie ist es möglich, dass die Regierung, selbst wenn sie keine Millionen mehr dafür übrig hat, den Leuten von Rocca Gorga, die um Kloaken, Ärzte Wasser und Licht bitten, nichts anderes schickt als Carabinieri, die den heiligen bürgerlichen Protest des Volkes auf blutige Weise zum Schweigen bringen?“

Und am nächsten Tage schrieb er wieder:

„Jenen, die mit dem Sozialismus den Begriff des Idyllischen, Arkadischen, Pazifistischen verbinden, die an das Dogma von der Unantastbarkeit des Menschenlebens glauben, mag vielleicht unser Ruf als ein Fluch erscheinen. Doch für uns ist das Leben nicht das einzigste Gut, es ist kein Ding an sich, sondern nur ein Mittel. Sandor Petöfi singt: ‚Das Leben ist mir teuer, die Liebe noch mehr, doch für die Freiheit opfere ich beide‘. Wer dem Menschenleben einen absoluten Wert zubilligt, verurteilt die Welt zum Stillstand.“

„Und trotzdem, nein!“

„Es ist logisch, sozial, menschlich ...“

„Wir haben schon gesagt, dass man für das ländliche Italien, für die Tausende von Rocca Gorga und Verbicari über die Halbinsel Verstreuten, menschlichere Lebensbedingungen schaffen muss, um dadurch jene Ursachen zu verringern, die immer wieder zu dem führen, was wir in Italien bereits einen ‚klassischen‘ Exzess nennen, und unter welchem jedesmal eine waffenlose Menge zu leiden hat, deren Empörung durchaus nicht darauf gerichtet ist, einen Aufstand gegen die Regierung zu beginnen, sondern die sich nur aufbäumt, um das zu erhalten, was seit über einem Jahrhundert, ja stets, Gemeingut aller zivilisierter Länder gewesen ist.“

„Unser Werk, das bei flüchtigem Hinschauen eine Arbeit mit negativen Dingen zu sein scheint, hat seinen grossen

„Wert darin, dass es die Regierung zwingt, Vorsorge zu treffen. Wenn die Regierung das nicht tun kann oder es „nicht zu tun versteht, so ist das umso schlimmer für sie.“

Das ist der Aufschrei eines humanen Mannes und eines Patrioten, und er zielt mitten auf den Lebenspunkt der nationalen Ehre; aber nicht „im Namen der zu Boden getretenen Freiheit“, nicht mit Ideologien, nicht mit tönenden Worten. Kloaken, Ärzte, Wasser, Licht sind die realen Dinge, die dieser „grosse kräftige Bauer“ von der Regierung für das Volk verlangt; menschlichere Lebensbedingungen will er, und nicht Regierungsumstürze. Aber er behält sich das Recht zur Rache vor, nicht metaphorisch, nur mit dem Stimmzettel, sondern tötend, um nicht getötet zu werden.

Hier finden wir schon die faschistische Lehre von jener Gewalt, die gesetzlich ist, wenn sie „notwendig, rechtschaffen und ein chirurgisches Heilmittel“ ist. Das war schon damals sein Regierungsprogramm. Zehn Jahre später, im Juli 1924, sagte er: „Das Volk hat, sooft ich mit ihm in „Berührung kam, nie von mir verlangt, es von einer Tyrannei „zu befreien, die es nicht spürt, da sie nicht existiert, – „es hat mich immer nur um Eisenbahnen, Häuser, Brücken, „Wasser, Licht und Strassenbauten gebeten.“

DAS VORSPIEL ZUR TRAGÖDIE

Sokrates und die Tumulte von Rocca Gorga. – Mussolini übernimmt die alleinige Verantwortung. – Der Intellektuellenhass in der Partei.
– Das Blutbad der Proletarier. – „Utopia.“

So oft ich die Apologie des Sokrates lese, muss ich an Mussolini denken. Besonders aber damals, als an einem Frühlingstage des Jahres 1914 der Präsident des Schwurgerichtes in Mailand dem Angeklagten das Wort erteilte, und sich darauf der Leiter des „Avanti“ erhob.

Ich habe in meinem Leben die Fürsten des italienischen Forums reden gehört und die berühmtesten Redner eines jeden Landes, aber das, was ich nun hörte, war in mysteriöser Weise etwas ganz anderes. Mussolini sagte:

„Ich bedauere es nicht, und werde es nie bedauern, jene „Artikel geschrieben zu haben, als mir der Telegraph die „Nachricht von jenen Tumulten übermittelte; ich hatte in „jenem Augenblicke den Wunsch, die hilflosen Menschen in „Rocca Gorga empfinden zu lassen, dass es neben ihnen, „den verlassenen Italienern, auch noch andere Italiener gibt, „die Verständnis für ihr Unglück haben. Ich wollte, dass „die soziale Bedeutung dieser Erörterungen sowohl jene, die „in Italien regieren, als auch jene, die sich regieren lassen, „zum Nachdenken veranlasse. Nachdem ich dies gesagt „habe, bitte ich Sie, meine Herren Geschworenen, den ver- „antwortlichen Redakteur freizusprechen. Von dem Augen- „blick an, wo der Urheber des Deliktes vor Ihnen steht, „liegt keine Veranlassung mehr vor, den verantwortlichen „Redakteur zu verurteilen; ich bitte Sie, auch meine andern „Mitangeklagten freizusprechen. Im Grunde genommen bin

„ich der alleinig Verantwortliche für das, was ich schrieb,
„und für das, was ich zu veröffentlichen gestattete. Deshalb
„müssen alle Blitzstrahlen des Gesetzes nur mein Haupt
„allein treffen, das durchaus nicht unschuldig ist, denn ich
„bin rückfällig, nicht im Allgemeinen, sondern im beson-
„ren, und wahrscheinlich werde ich wieder in die gleiche
„Schuld verfallen, ja, ich betrachte dies fast als eine Ehren-
„sache. Ob Sie mich verurteilen oder freisprechen, macht
„mir gar nichts. Das Gefängnis ist im Grunde eine erträg-
„liche Sache. Ein russisches Sprichwort sagt, dass man vier
„Jahre Gymnasium, zwei Jahre Universität, und zwei Jahre
„Gefängnis durchmachen müsse, um ein vollkommener
„Mann zu werden. Wer einen allzu lebhaften Verkehr mit
„Menschen hat, spürt von Zeit zu Zeit das Verlangen nach
„Einsamkeit. - Und nun noch etwas, was ich sonst nicht
„vor Beamten im Talar äussern würde, die ja nicht die Ver-
„pflichtung haben, intelligent zu sein oder Verständnis für
„jenen Grad der Vorurteilslosigkeit zu haben, der es allein
„ermöglicht, die ganze Wahrheit und Schönheit meiner
„paradox-scheinenden Behauptungen zu ermessen; ich sage
„Ihnen: Sie müssen uns freisprechen, nicht weil wir das
„Delikt nicht begangen haben, sondern gerade deshalb, weil
„wir es getan haben, und weil wir versprechen, wieder rück-
„fällig zu werden. Stellen Sie sich ein Italien vor, in dem
„36 Millionen Bürger in so gleicher Weise denken, als wären
„ihre Gehirne alle aus derselben Form gegossen - dann
„hätten Sie entweder ein Irrenhaus oder die Herrschaft des
„Überdrusses und der Torheit.“

„Wozu sind denn Meinungsverschiedenheiten, Antithesen,
„Kämpfe da? Einstimmigkeit, Gleichförmigkeit - ist see-
„lischer Tod. Meine Herren Geschworenen, beugen Sie sich
„vor dem Philosophen Heraklit, dem Melancholiker von
„Ephesos, der einst erklärte: ‚Kampf ist der Ursprung aller
„Dinge‘. Nun wohl, lassen Sie uns den Kampf, geben Sie
„uns die Freiheit zu kämpfen, und Sie ehren damit nicht

„nur einen grossen Philosophen, sondern auch ein grosses „Prinzip: das Prinzip der Freiheit.“

Man muss diese kurze, mit ruhiger, fester Stimme, ohne Ungestüm und deklamatorische Gesten gehaltene Stegreifrede gehört haben, um nachfühlen zu können, wie durch den stichkigen heissen Saal bei diesen Worten ein Hauch von Unsterblichkeit zog.

*

Als Mussolini die Leitung des „Avanti“, wo ich das Ressort der Kunstkritik innehatte, übernahm, bot ich ihm aus Taktgefühl meine Entlassung an, die er jedoch nicht annahm. Späterhin haben wir dann oft in seinem Zimmer disputiert, über den Feminismus und über Nietzsche, und manchmal traf ich ihn auch bei besonderen Gelegenheiten in der Partei, wenn ich mich dazu entschloss, an den mittelmässigen und wenig fördernden Schwatz Sitzungen teilzunehmen, zu denen auch er nur selten kam.

Bei den Parteidiskussionen dominierten damals die „geistig Armen“; aber nicht jene, die der Sinn des Evangeliums meint. Je weniger diese Menschen mit Logik und Grammatik vertraut waren, je wirrer und unbeholfener sie sich fühlten, umso mehr empfanden sie die Verpflichtung, ihre Unfähigkeit öffentlich zu zeigen. Ihre Reden hatten immer den charakteristischen Anfang jener Leute, die nicht reden können, sie begannen stets mit „Also...“ Die fünf oder sechs Redner der Partei und das Dutzend der andern, die zwar keine Redner waren, aber wirklich etwas zu sagen hatten, traten nur selten auf. Im Allgemeinen wurde da ein Gemisch von ranziger Rhetorik und grosser Ideenverwirrung verzapft. Wenn dann die Versammlung lachte oder nicht mehr recht zuhörte, brachte der Redner sein wichtigstes Argument vor: „Jawohl, ich bin ein wirklicher Proletarier, ein wirklicher Arbeiter, und kein Intellektueller!“ Es lässt sich nicht sagen mit welchem Hass, mit welchem aufgespeicherten Groll, mit welchem Abscheu diese Silben:

In-tel-lek-tu-el-ler langsam hervorgestossen wurden. Und doch war es letzten Endes nur ein Ausbruch von Neid. Ungefähr seit dem Jahre 1910 war die Bezeichnung „Intellektueller“ in den sozialistischen Zusammenkünften zur gefürchtetsten Brandmarkung geworden, so etwa wie in den Versammlungen von 1789 die Bezeichnung „Aristokrat“. Bei uns drohte dieses Wort zwar keine Hinrichtung an, wohl aber die Ungnade.

Wer sich die Liebe zur Menschheit erhalten will, darf nicht zu nah bei den Menschen leben; wer an eine Partei glauben will, muss sich von ihr etwas entfernt halten. Mussolini erregte bei den seltenen Besuchen der Partei stets Neugierde und Aufsehen. Ihn umschwebte jener, ihm von Natur eigene Schleier des Rätselhaften, der mit ein Grund seiner Popularität war. – Auch damals führte er ein einsames und verborgenes Leben. Warum sich auch mit zwecklosen Dingen beschweren, wo man ja morgen die Freunde von heute auf einer anderen, tieferen Stufe hinter sich zurücklässt. „Gleichheit? Nein! Keiner ist dem gleich, der die Verkörperung der Staatsregierung ist,“ so sagt er heute, und auf dem Kongress von 1923, als die Arbeitervereinigung über das Problem einer Zusammenarbeit mit der Regierung debattierte, gab er zu verstehen, dass er gerne die Mitarbeit einzelner Berechtigter oder Gruppen, technisch untergeordnet, annehmen würde, aber niemals, wenn sie sich auf die gleiche Stufe mit dem Staat stellen wollten.

„Die Hierarchien müssen in eine Nadelspitze auslaufen. Auf der zweiten Stufe ist Platz für Sie, wenn Sie wollen,“ liess er später einmal sogar einem berühmten Manne sagen, der ihm in schwierigen Augenblicken seinen Beistand angeboten hatte. „Auf der obersten Stufe aber darf nur einer sein, nämlich ich, solange ich den Staat verkörpere; – ich allein!“

Er war im Grunde ein Antiparlamentarier aus Temperament. Als Turati 1918 sich für das allgemeine Stimm-

recht begeisterte und Mussolini Mangel an Enthusiasmus vorhielt, antwortete ihm dieser: „Wir können uns für das „allgemeine Wahlrecht nicht begeistern, weil wir es ja nicht „errungen haben. Es ist ja nur erweitert worden. Und wir „haben nicht genug Bettlergesinnung, um über ein Almosen „entzückt zu sein, das man uns zuwirft.“ Und zu der Zeit, „als er die „Lotta di classe“ leitete, schrieb er: „Wir legen „mehr Wert auf die Qualität als auf die Quantität. Eine „entschlossene und kühne Kerntruppe, deren eigener Glaube „fest gegründet ist, die weiss, was sie will und geradenwegs „auf das Ziel zugeht, ist uns lieber als die fromme gedul- „dige Herde, die dem Hirten nachläuft und beim ersten „Schrei der Wölfe auseinanderstiebt. Die Wahlen sind nur „ein Mittel, eine Episode, in jenem Kampf, den wir mit al- „len Kräften führen, und zwar nicht nur zu dem Zweck, „um die Erfüllung eines Wahlprogrammes zu erreichen.“

Er hatte die feste Überzeugung, dass die Entscheidungen nicht durch Wahlen, sondern auf der Strasse herbeigeführt werden. „Mögen sie uns nur Romantiker nennen, wir glauben fest daran, dass nur auf den Marktplätzen, und nirgendwo anders, unsere entscheidenden Schlachten geschlagen werden, sobald die Zeit und die Menschen dafür reif sind.“

In Italien, dem Lande der wilden und leidenschaftlichen persönlichen Kämpfe, erreicht die politische Leidenschaft selten die Tiefe einer idealen Überzeugung. Italien besitzt die lebenswürdige Vielseitigkeit und auch den Skeptizismus der Völker mit alter Geschichte; das sind Dinge, die im täglichen Leben sehr angenehm sind, weil sie eine gewisse Leichtigkeit und Duldsamkeit geben, Dinge, durch die eine Kunst sehr gefördert werden kann, die aber für das soziale Leben ein Unglück sind, weil sie weder Opfermut noch Ausdauer in der Verfolgung einer Idee zeitigen.

Wir Reformsozialisten der Vorkriegszeit hatten geglaubt, diese Leichtfertigkeit und Mittelmässigkeit dadurch bessern zu können, dass man einige kenntnisreiche und moralisch-

wertvolle Männer in die Regierung hineinbrächte. Aber Mussolini, der revolutionäre Führer, hatte mehr Weitblick und sah ein, dass man den Glauben als Reserve für kommende Tage vor zerstörenden Berührungen bewahren müsse.

„Wir wollen die Sozialisten zwingen Sozialisten zu sein, „und die Bürger, Bürger zu sein; das ist nicht so paradox „wie es scheinen mag. Wir wollen die Gegensätze zwischen „diesen und jenen nicht verringern, sondern vertiefen. Dieser Antagonismus ist wohltätig. Er hält uns ständig auf „dem Kriegsfuss. Er zwingt uns auf uns selbst zu achten, „gegen uns selbst zu kämpfen, uns zu bessern und zu überwinden. Das Bürgertum muss unter unserem Druck, unter „unserm Angriff aus seiner Trägheit herausgehen; um uns „standzuhalten, muss es sich erneuern oder zugrunde gehen. „Also nicht die Kanten abrunden und die Gegensätze ausgleichen! Nur aus der Kraft des Kampfes der Gegensätze „erwachsen höhere Formen des sozialen Gleichgewichts.“ – Und mit harten Prophetenworten sprach er zum Schluss von dem „kommenden historischen Tag“ und von dem „Blutbad, das dem italienischen Proletariat so notwendig sei.

Ob diessseits oder jenseits der Barrikaden, ob im Angriff, bei der Verteidigung oder nach der Eroberung – damals wie heute sind seine Methoden und Grundsätze sich gleichgeblieben: „Man muss sich ernsthaft und gründlich schlagen.“

Diese Predigten eines so unabhängigen Idealisten hatten nicht nur dazu beigetragen, die Auflage des „Avanti“ in kurzer Zeit zu verdoppeln, sondern auch die Mitgliederzahl und die Begeisterung der Partei erhöht. Aber da die offizielle Zeitung einer demokratischen Partei, selbst wenn sie umstürzlerisch ist, doch stets einer ganzen Reihe bürokratischer und diplomatischer Einschränkungen unterworfen ist, so gründete Mussolini, um sich selbst besser gerecht werden zu können, wie er sagte, nebenbei noch die

„Utopia“, eine kleine persönliche Revue, die bis zum Äussersten vorurteilslos war.

„Aber nein, aber nein, ich habe weder einen Zettelkasten, noch sonst Ähnliches, ich mache alles aus mir allein, ich habe alles in meinem Kopf. Es gibt keine Liste bedeutender Mitarbeiter, um die Sache einzuweihen, das kommt erst später, nicht jetzt,“ sagte er über diese Neugründung. – Man arbeitete an dieser Revue unentgeltlich mit, nur um der Freude willen in dem Leiter den ersten und aufmerksamsten Leser zu finden.

Wer genauer hinsieht, kann in der „Utopia“ bereits die ersten Risse finden, die sich in der Parteiorthodoxie zeigten. Einige fundamentale Sätze darin sind schon ketzerisch, obgleich sie noch durch Spitzfindigkeiten verschleiert sind. Besonders charakteristisch ist als Vorspiel der kleine Artikel „Das hoffnungslose Unternehmen“:

„Im gegebenen Augenblick sind die Sozialisten einem „schweren Irrtum unterlegen. Sie glaubten, dass der Kapitalismus seinen Kreislauf vollendet habe, stattdessen ist die „Reihe seiner Wandlungen noch nicht erschöpft, und er ist „noch weiterer Entwicklungen fähig. Aber die Klasse spaltet sich in eine Mehrheit von Kategorien und – ein Element, das bis heute vernachlässigt war – in Psychologien.

„Andererseits bietet uns das nämliche Proletariat keine „„Realität‘, nichts Einheitliches, d.h. in der Auswirkung „„Einheitliches‘ “.

„Es gibt eine Realität, die variabel ist, wie alle Dinge des „Universums, eine ‚kapitalistische‘ Realität, die, scheinbar „eine Verneinung, sich von einer andern geschichtlichen „Realität ableitet, dem¹ ‚Feudalismus‘. Das theoretische „Bewusstsein des Marxismus ist ein Reflex der eng- „lischen kapitalistischen Welt. Aber das theoretische Be- „wusstsein kann immer nur das Privileg geringer Minder- „heiten sein, ein Luxus für Forscher, die gewissermassen „ausserhalb der Realität stehen. Die grossen Massen aber,

„die berufen sind, das neue Reich zu begründen, brauchen „weniger zu wissen als vielmehr zu glauben. So wie es, „um Christ zu sein, nicht erforderlich ist, die ganze Theologie gelesen und verstanden zu haben, so kann man ein „ausgezeichneter Sozialist sein, ohne die Werke und Hauptsätze der sozialistischen Literatur zu kennen, ja man kann „dabei sogar Analphabet sein. Die Sansculotten, die die Bastille erstürmten, hatten wahrscheinlich auch keinerlei „theoretische Kenntnisse.“

„Die soziale Revolution ist kein ausgeklügeltes intellektuelles Schema, sondern vor allem eine Glaubenstat. Ich „glaube an die soziale Revolution.“

Wenn John Ruskin die Existenz des „ökonomischen Menschen“ als absurd leugnet, so hat Mussolini, der Schüler von Vilfredo Pareto – und der alten Giovanna –, den wirtschaftlichen Berechnungen noch die imponderablen Elemente der Psychologie hinzugefügt; er tat das in jenen Artikeln, die er, mit Ausnahme von einigen Sätzen, die sich auf das Eigentum an den Produktionsmitteln und auf die proletarische Einheit beziehen, auch heute geschrieben haben könnte. Für alles übrige, was Überzeugung, Methode und Idee betrifft, ist der Faschismus von heute die Verwirklichung der lebensfähigen Teile des revolutionären Sozialismus von einst.

Das ist von einem grossen Teil des Volkes erfasst worden, und deshalb folgt es ihm nach.

XXVII

MENE, TEKEL, UPHARSIN

Die rote Woche von 1913. – Die letzten Tage vor dem Kriege.
– Das Ultimatum läuft ab. – Mussolini verlangt die „absolute Neutralität“ Italiens.

Wenn ein Aufstand allzu glatt gelingt, wie es zum Beispiel später, 1922, der Fall war, als der Faschismus die Regierungsgewalt ergriff, dann spricht man ihm den revolutionären Charakter ab. Wenn aber ein Aufstand missglückt, so verfällt er dem Spott. So war es 1913, als in den aufständischen Gebieten – Ancona, Rimini, Forli, Ravenna – das improvisierte Aktionskomitee die Garnison in den Kasernen belagerte, ein paar Hühnerhöfe plünderte, eine Kirchentür verbrannte und in einer Gastwirtschaft irgendeinen General verhaftete, der sich gerade auf der Reise befand. In Mailand, Turin und Bologna beschränkte sich die ganze Sache auf einen Streik, der weder in Rom noch in Florenz zu einem Generalstreik wurde.

„Waffenstillstand!“ proklamierte der Chefredakteur des „Avanti“, Mussolini; aber er tat das durchaus nicht reuevoll, es war nur ein Manöver, um die revolutionäre Volksseele wachzuhalten gegenüber dem zahmen Sozialismus, der „aus Furcht vor dem Misserfolg mit der Revolution haushälterisch umgehen“ wollte.

„Sozialisten von Mailand, besetzt die Strassen! Übt mitten im Zentrum der Stadt den Druck eurer Gegenwart aus!“ so hatte er geschrieben und war selbst der erste gewesen, der den Domplatz betrat, und der letzte, der ihn verliess; aufrecht stand er da, unbeweglich, mit verschränkten Armen, während die anderen sich in die Haustore flüchteten. Als ein Freund angesichts einer Gruppe Kavallerie

der gesunden, revolutionären Tradition folgen wollte und sich zur Flucht wandte, hielt ihn Mussolini am Rock fest und sagte: „Es hat keinen Zweck, dass du davonläufst, denn entweder tut dir der Soldat gar nichts oder er holt dich ein und befördert dich mit einem Säbelhieb in eine andere Welt. Also...!“

Wie tragikomisch erscheint einem dieses kleine Vorspiel, das damals so blutig und zerstörend erschien, im Lichte der grossen Welttragödie, die kurz darauf folgte.

Eine schöne, linde Sommerdämmerung lag über den Strassen Mailands, als die Zeitungsjungen ihre Stimme erschallen liessen: Franz Ferdinand, der Erbe des österreichischen Kaiserthrones, war in Serajewo einer Verschwörung zum Opfer gefallen, dieser bitterste Feind Italiens, der Italien auf einem „militärischen Spaziergange“ hatte „anspringen“ wollen, als Reggio und Messina 1908 vom Erdbeben zerstört wurden.



Die Dämmerung jenes Juniabends erscheint mir jetzt, rückblickend, als das Ende einer Ära. Wie leicht, wie froh war das Leben damals. Und doch empfanden selbst damals gerade die vornehmsten Menschen eine vage Verstimmung: Die Leichtlebigkeit jener Zeit, die schon an Anarchie und Trägheit grenzte, liess in edlen Seelen eine Sehnsucht nach schärferen Zuchtmitteln, nach religiösen Zielen wach werden.

Bei der Nachricht vom Tode Franz Ferdinands erfasste mich ein Sturm lauter Freude. Ein Feind Italiens und des Friedens war verschwunden. Ich sagte: „Wenn Franz Joseph jetzt stirbt, so fällt Österreich nun auseinander.“

Die Ereignisse folgten sich. Österreich stellte sein Ultimatum an Serbien. Am 29. Juli, während man den Ablauf der Frist des Ultimatus erwartete, hatte die mondäne Saison am Lido bei Venedig, dem grossen Besuchssalon Europas, ihren Gipfelpunkt: das Ballfest des „Excelsior“. Eine glänzende Gesellschaft war versammelt. Die Juwelen der

europäischen und amerikanischen Länder gaben sich hier ein Stelldichein, die prächtigsten Kleider, die schönsten Frauen, die berühmtesten Namen. Man tanzte. Tango oder Furlana: war damals die grosse Frage der Saison. Man ass zu Abend, im Saal oder auf den Terrassen zu zweien. Leise plätscherte das Meer an das Gestade.

Um Mitternacht war das Ultimatum abgelaufen. Ich rief verzweifelt von einer Telephonstelle aus die verschlafenen Zeitungen an: man wusste dort nichts Neues.

Mene Tekel Upharsin – diese feurigen Worte kamen mir nicht aus dem Sinn.

Der neue Tag brachte neue Ereignisse. Die Engländer und die Deutschen flüchteten, die Österreicher und Ungarn reisten in Massen ab, nur die Russen zauderten noch. Die Franzosen waren inzwischen schon längst verschwunden, man hatte sie plötzlich zurückberufen.

Unsere Bekannten kamen erhitzt aus Venedig an den Strand zurück und besprachen mit ihren Damen die Ereignisse. Man fühlte sich zwar weit vom Schuss, und doch war allen eines klar: „Mit Österreich gehen? Nein! Casus foederis? Lieber desertieren, als sich für die Deutschen schlagen!“ Man fragte erregt: „Was geht in Rom vor? Was sagt man in Mailand?“

In Rom ging anscheinend nichts vor. Aber in Mailand war Mussolini, der Chefredakteur des „Avanti“. Er verlor keine Zeit mit Staunen. Schon am 26. Juli verkündete einer seiner Artikel unter dem Titel: „Nieder mit dem Kriege!“ ohne Umschweife Folgendes:

„Wenn Italien sich nicht ins äusserste Verderben bringen will, dann darf es nur eine Stellung einnehmen: absolute Neutralität. Entweder nimmt die Regierung diese Notwendigkeit auf sich, oder das Proletariat wird sie mit allen „Mitteln „dazu zwingen.“

Mussolini rief heimlich und dringend die Vertreter der wirtschaftlichen Organisationen von ganz Italien und den

Parteivorstand zusammen, um für den Fall, dass die Regierung Seite an Seite mit Deutschland und Österreich marschieren wolle, über Generalstreik, Barrikadenbau und Bürgerkrieg zu beraten. Am 27. Juli drohte er im „Avanti“:

„Wenn die Regierung die einstimmige Mahnung der „öffentlichen Meinung nicht beachtet und sich in neue „Abenteuer stürzt, so werden wir Sozialisten den Waffen-„stillstand, den wir nach der ‚roten Woche‘ verkündeten, „aufheben, und ‚unseren Krieg‘ mit umso grösserer Verlegenheit wieder auf nehmen.“

Und weiter schrieb er:

„Das Proletariat ist jetzt auf der Hut. Wenn Italien die „Neutralität bricht, um die Zentralmächte zu unterstützen, „so gibt es für das italienische Proletariat – wir sagen es „von jetzt an laut – nur eine einzige Pflicht: zu révolutio-„nieren! Italiens Neutralität muss eine absolute sein, wir „dürfen weder Gevatter noch Helfershelfer Österreichs oder „Deutschlands sein.“

Zwei oder drei Tage später nahm Ferdinando Martini im Ministerrat in einer scharfen Rede den gleichen Standpunkt ein und stützte sich dabei, als Hauptargument der inneren Politik, auf die Haltung der Sozialisten und die drohende Sprache Mussolinis, durch welche die öffentliche Meinung veranlasst werden könnte, wenn es nötig würde, durch einen Auf stand gegen den Krieg zu protestieren.

Einige Wochen später schrieb Mussolini:

„Sicherlich hätten wir in der ersten Hälfte des August, „als die ‚Schritte‘ des österreichischen und deutschen Bot-„schafters häufiger und dringender wurden, auch eine all-„gemeine Mobilmachung des Heeres akzeptiert, wenn die „Regierung das als Vorsichtsmassregel für nötig gehalten „hätte.“

Damit bewies er, dass er, der Revolutionär, sich von nun an auf den Boden einer Politik der Tat und der nationalen Verteidigung stellte.

Aber als dann die Neutralität Italiens Österreich gegenüber erklärt worden war, zogen sich die offiziellen Leiter der italienischen Politik mit einem Seufzer der Erleichterung wieder in ihre Sommerfrischen zurück, ohne sich weiter viel um die Geschehnisse zu kümmern. Erst als Belgien bereits besetzt wurde und die Papierfetzen der Verträge am Wiener Ballplatz im Papierkorb endeten, gelang es Ferdinando Martini, in den ersten Septembertagen die beurlaubten Kollegen aus dem Ferienschlaf aufzurütteln. Der Aussenminister di San Giuliano kurierte seine Gicht in Fiuggi, und sage und schreibe am 7. September versammelten sich endlich in diesem hübschen Badeort einige der „olympischen Gottheiten“ der hohen italienischen Politik, und zum erstenmal sprach man dabei mit dem Kriegsminister über eine Musterung der italienischen Streitkräfte und ihrer Bekleidung, Munition und Ausrüstung, woran bisher noch nicht gedacht worden war.

„Glaubt ihr denn wirklich,“ fragte Ferdinando Martini mit toskanisch-listig zusammengekniffenen Augen, „glaubt ihr denn ernsthaft, dass ihr Italiens Neutralität bis ins Unendliche aufrecht erhalten könnt, also bis zum Kriegsende?“

Die Frage setzte die andern in Verwirrung.

Etwas Bemerkenswertes sei hier noch nachgetragen: bei der alljährlichen üblichen Kabinettskrise im Frühling hatte General Porro, bevor er das Portefeuille des Kriegsministers im Kabinet Salandra übernahm, bemerkenswerte Zugeständnisse gefordert, die ihm aber abgeschlagen wurden. Nicht einmal das Drama von Agadir, nicht die 1912 von Deutschland unter dem Namen einer ausserordentlichen Wehrsteuer aufgetriebenen 200 Millionen hatten es vermocht, den blinden, stumpfen Pazifismus zu erschüttern, der bei den regierungsfremden italienischen Sozialisten einer verzeihlichen Illusion entsprang, aber bei den höheren politischen Kreisen nur in einer schwächlichen Unklarheit begründet war.

DIE NEUTRALITÄT ITALIENS

„Die Gewissenlosigkeit der europäischen Regierungen in der Vorkriegsperiode,“ sagte der Abgeordnete Mussolini später einmal, als er, zur Macht gelangt, von den Dokumenten der Archive Kenntnis genommen hatte, „ist eine Angelegenheit, die der Menschheit zur Unehre gereicht.“

XXVIII

DIE SEELISCHE KRISE

Die Flucht nach Italien. – Kämpfende Sozialisten. – Absolute oder relative Neutralität? – Mussolinis Liebe zu Frankreich. – Der Unterschied zwischen „Krieg“ und „Krieg“.

In jenen dünnen ersten Augusttagen spien die an der italienischen Grenzstation Chiasso eintreffenden Züge Tag und Nacht eine ausgehungerte und zerlumpte Menge aus, Männer, Frauen und Kinder, die aus dem im Krieg befindlichen Deutschland ins Vaterland zurückkehrten. Gesunde und Kranke, junge schwangere Frauen und Wöchnerinnen mit dem Neugeborenen an der Brust, so hatten sie, bunt durcheinandergewürfelt, acht bis vierzehn Reisetage im engen Gepäckwagen miteinander verbracht. Die kleinen Kinder, die damals auf diesen Transporten starben, waren die ersten Kriegsoffer. Tag und Nacht labten, kleideten und versorgten Geistliche und Sozialisten, Damen der Gesellschaft und Leute aus dem Volke die Angekommenen; es war wie eine allgemeine Verbrüderung.

Am 1. August hatte der Revolutionär Anseele in der belgischen sozialistischen Arbeiterpartei, in Übereinstimmung mit dem Reformisten Vandervelde, die Erklärung abgegeben: „Die zielbewussten Sozialisten haben das legitime Recht, einen Einfall in ihr Vaterland durch Verteidigung zu hindern.“ So war es bei allen Sozialisten. Der deutsche sozialdemokratische Abgeordnete Frank, ein ebenso begeisterter Soldat wie die anderen deutschen Genossen, fiel bei der Erstürmung von Luneville und erklärte noch im Sterben: „Ich bin stolz, unter Waffen mein Leben für Deutschlands Größe hingegeben zu haben.“ Auch die französischen

Genossen kämpften alle mit. Die nationale Einheit triumphierte über die vage Vorstellung von der internationalen Einheit der Arbeiterklasse.

Auch Mussolini erklärte im „Avanti“ sein Einverständnis zu dem Beschluss der belgischen Genossen „bewaffnet dem preussischen und pangermanistischen Militarismus entgegenzutreten“.

„Was Italien anlangt,“ so schrieb er dann weiter, „so muss man von folgenden Voraussetzungen ausgehen – entweder: der deutsche Block verliert seine Partie, und dann hat Italien nichts zu fürchten, oder: der deutsche Block siegt auf der ganzen Linie gegen Frankreich, Bussland und Serbien. Sollte dann in letzterem Falle Österreich im Rausch eines eventuellen Sieges (was aber eine sehr un-wahrscheinliche Hypothese ist) auf den Gedanken kommen, eine ‚Strafexpedition‘ nach Venetien zu veranstalten, dann... dann erscheint es wohl als sicher, dass viele von jenen, die man heute des Antipatriotismus beschuldigt, ihre ‚Pflicht erfüllen werden.“

„Krieg und Sozialismus“ sind für Mussolini, wie er in einem von ihm selbst entworfenen Parteimanifest sagt, „auch jetzt noch tiefe und unversöhnliche Gegensätze.“ Und weiter sagt er „man dürfe keine gefährlichen Seelenzustände aufkommen lassen, man müsse den Tatsachen ins Auge blicken und sich nicht von Illusionen nähren.“

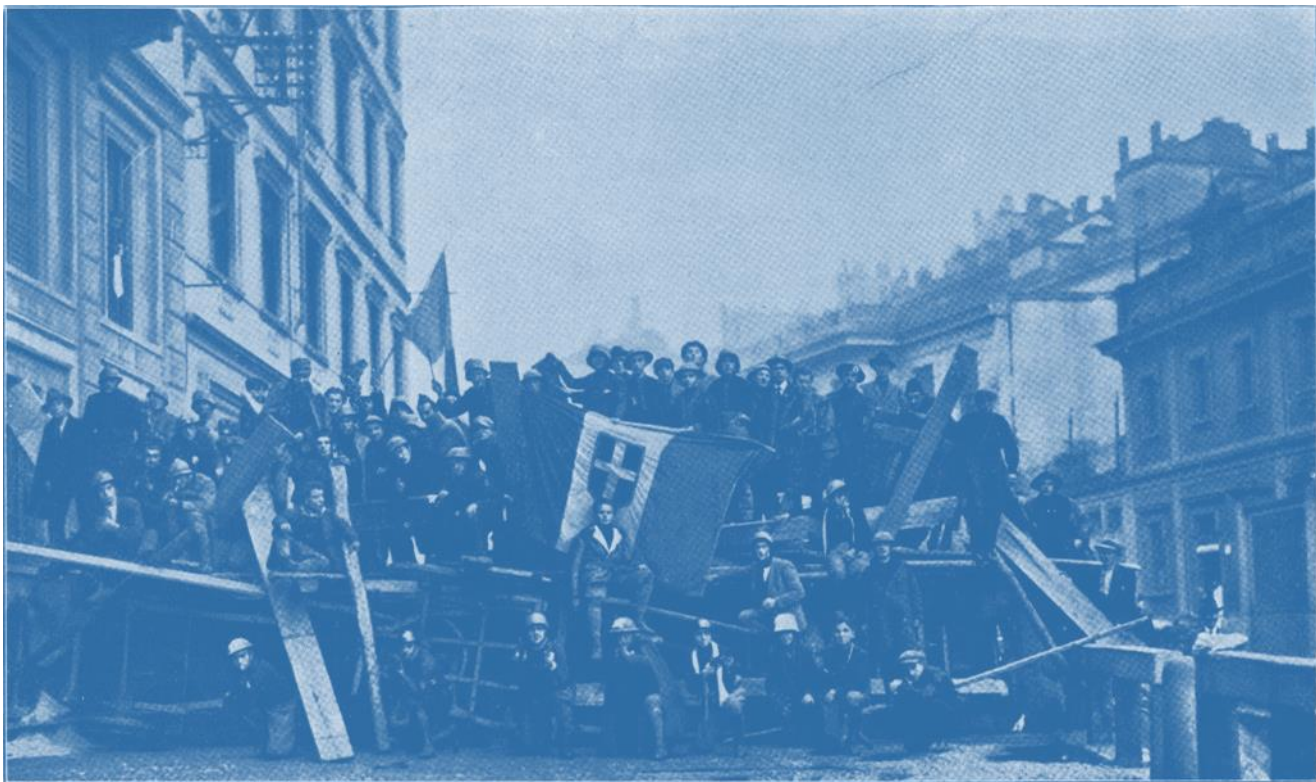
Der Seelenzustand, gegen den er ankämpfte, war sein eigener. Der Sozialist in ihm war für die Neutralität, der Italiener in ihm für den Krieg gegen die Mittelmächte. Der Internationalist in ihm verlangte die Anrufung der Solidarität aller Sozialisten, um einen schnellen Frieden herbeizuführen, viele Leben zu retten und die niedergetretenen Grundsätze des internationalen Rechts wieder aufzurichten. Der Italiener in ihm zögerte dieses zu tun, und mit Recht.

An einem Septemberabend beschloss die sozialistische Partei in Mailand, das Problem: „Absolute oder relative

Neutralität?“ zu erörtern. Als Hauptexponent der von ihm bisher verfochtenen These einer „absoluten Neutralität“ wurde Mussolini vorgeschickt. Es war ein Knalleffekt, als er nun öffentlich vor uns seine Seelenqualen kundgab. Es war so ähnlich wie damals, als er vor dem Schwurgericht seine Verteidigungsrede hielt. So sprach er auch jetzt, wo es sich um seine Hauptideen handelte, um eine Gewissenssache, die so viel zukünftige Dinge in sich schloss; seine Worte kamen stossweise, erfüllt von heissem Kummer, zersplittert von der Gewalt der inneren Prüfung: „Ja, auch wir müssen das Wort des Dichters wiederholen: ‚O Frankreich, die wir dich liebten!‘“ rief er fast schreiend. „Auch wir haben sie in unseren Adern, diese Liebe zu Frankreich.“

Ich entsinne mich nicht mehr des genauen Inhalts seiner Rede, ich erinnere mich nur meines Staunens, als sich Mussolini klar und einfach auf den Boden der Nation, der italienischen Interessen und der italienischen Gesichtspunkte stellte. Als er geendet hatte, blieb dem reformistischen Redner, der ihm hatte widersprechen sollen, nichts übrig, als sein Einverständnis mit Mussolini zu erklären. Vielleicht war er über seine eigenen Gedanken hinausgegangen, als er behauptete: „Nur die Toren und die physisch und geistig „Toten ändern sich niemals. Wenn uns morgen neue Ereignisse entgegentreten, so werden wir neue Verhaltensmassregeln und eine neue Aktion beschliessen müssen. "Und es könnte dann auch sein, dass diese neue Aktion eine kriegerische sein müsste, wenn den westlichen Nationen eine „Vernichtung durch die Mittelmächte unmittelbar bevorstünde.“

In diesem Sinne ist auch ein Artikel vom 10. Oktober gehalten, der den charakteristischen Titel trägt: „Von der absoluten Neutralität zur aktiven und wirklichen Neutralität.“ Darin zeichnet er gewissermassen die Kurve der erst drei Jahre später einsetzenden russischen Revolution schon im



Barrikaden der faschistischen Revolution in Mailand



Mussolini bei Abnahme einer Faschistenparade



Mussolini an der Spitze der faschistischen nationalen Miliz mit General Diaz vor dem Kolosseum in Rom

UNTERSCHIED ZWISCHEN „KRIEG“ UND „KRIEG“

voraus auf. „Glaubt ihr, dass der Zukunftsstaat, der Staat „von morgen, sei .er nun republikanisch oder sozialrepublikanisch, nicht auch Krieg führen wird, wenn äussere oder „innere historische Notwendigkeiten ihn dazu zwingen? Und „wer bürgt euch dafür, dass eine aus der Revolution hervor- „gegangene Regierung nicht gerade in einem Krieg ihre „Weihetaufe suchen muss? Wäret ihr dann noch Gegner „eines Krieges, der die Rettung unserer, euerer Revolution „bedeutete? Es heisst, einen fast an Blödheit grenzenden „Mangel an Intelligenz zeigen, wenn man sich weigert, zwi- „schen ‚Krieg‘ und ‚Krieg‘ einen Unterschied zu machen, „und wenn man sich jedem Krieg mit den gleichen Mitteln „widersetzen will.“

DER EINSAME MENSCH

Mussolini tritt von der Leitung des „Avanti“ zurück. – Die Fama vom „französischen Gold“. – Seine neue Zeitung. – Die Ausstossung aus der Partei.
– „Ihr hasst mich, weil ihr mich noch immer liebt.“

Mussolini, dieses „enfant terrible“, brachte selbst seine bewährten Freunde in die grösste Verlegenheit. Erst hatte er in der Öffentlichkeit für die „absolute Neutralität“ Stimmung gemacht, und nun schlug er der Parteileitung vor, diese „allzu verpflichtende und dogmatische“ Formel fallen zu lassen und verlangte von den revolutionären Sozialisten, sie müssten genügend geistige Elastizität haben, um angesichts der Eventualität eines künftigen Krieges die Haltung der Partei von den Ereignissen bestimmen zu lassen und sie den Dingen anzupassen. Aber anstatt sein Publikum Schritt für Schritt zu bekehren, vom Rednerpult aus, auf das er ja ein Recht hatte und von dem ihn bis zum nächsten Kongress niemand verjagen konnte, verzichtete er brüsk aus freien Stücken auf sein Recht, sich zu verteidigen oder anzugreifen. Es gab nur eine einzige Persönlichkeit, die sich anerkennend darüber äusserte: das war Anna Kulischkoff; sie sagte: „Das Herz der Massen kann man durch entschlossenes, plötzliches Handeln, durch einen zielbewussten Vorstoss gewinnen. Weise Erörterungen sind fruchtlos.“

Seltsame Gerüchte liefen damals um. Mussolini hatte den „Avanti“ verlassen, ohne journalistische Entlastung zu verlangen und unter Verzicht auf sein laufendes Monatsgehalt sowie auf die Entschädigung von tausend Lire, die ihm die

Parteileitung für die Bedürfnisse seiner Familie auf drängen wollte. Ich erinnere mich noch des Telegramms, das der damalige Bürgermeister von Mailand, der Advokat Caldara, ein interventionistischer Sozialist und Anhänger Mussolinis, bekam. Es lautete:

„Ich habe mein Amt als Leiter des ‚Avanti‘ unwiderruflich niedergelegt. Endlich bin ich frei. Grüsse. Mussolini.“

Und nun gründete dieser Mussolini sogar eine eigene Zeitung. Natürlich war es nun allen klar, dass dieser Sozialist, der aus einem Verfechter der Neutralität Italiens zum Propagandisten der Intervention geworden war, „französisches Gold“ bekommen hatte. Diese Gerüchte wurden erst später von einem Schiedsgericht, dem ein überzeugter Neutralist vor sass, geprüft und einstimmig für eine vollkommen unbegründete Verleumdung erklärt. Was mich aber anbetrifft, bedurfte es keiner solchen schiedsgerichtlichen Entscheidung. Ich war rein instinktiv von der Unsinnigkeit dieser Gerüchte überzeugt.

Diese Überzeugung befestigte sich noch, als ich die Redaktion von Mussolinis neuer Zeitung besuchte: das waren zwei elende Löcher von Zimmern, wo der gute Alessandro Giuliano, der langjährige Berichterstatter des „Avanti“, der seinem Chefredakteur gefolgt war, sich zwischen vier Stühlen abschuftete. Die wirtschaftliche Basis der Zeitung bestand aus einem Vorschuss auf künftige Annoncen und viertausend Lire, die auf Wechsel geliehen worden waren. Druck und Papier und die beiden Austräger, alles musste sofort bezahlt werden. Von den sagenhaften französischen „Goldströmen“ war wirklich keine Spur zu entdecken.

Der „Popolo d’Italia“, Mussolinis neue Zeitung, nannte sich „sozialistische Tageszeitung“ und trug zur Rechten und zur Linken ihres bedeutsamen Namens zwei Motti; das eine lautete: „Wer Eisen hat, hat auch Brot (Belanqui),“ und das andere: „Revolution – das ist eine Idee, die Bajonette vorgefunden hat (Napoleon).“

Die erste Nummer erschien am 14. November 1914« Ihr Leitartikel hatte die Überschrift „Audacia“:

„Indem wir nach kurzer Rast den Marsch wieder aufnehmen, richte ich den Ruf an euch, Jugend Italiens. „Ihr jungen Männer in den Werkstätten und in den Hochschulen, ihr Jünglinge an Jahren und Geist, ihr, die ihr „einer Generation angehört, der das Geschick die Aufgabe „stellte, Geschichte zu ‚machen‘ - ich grüsse euch. Ich rufe „euch mit einem Wort, das ich zu normalen Zeiten niemals „ausgesprochen hätte, das ich heute mit klarer Stimme, un- „verschleiert, mit sicherem Glauben ausspreche, ein schreck- „liches und faszinierendes Wort: Krieg!“

So begann Mussolini seine neue Wandlung.

Ich war der sozialistischen Versammlung, in welcher Mussolini, das Idol von gestern, nicht nur verurteilt und verdammt, sondern auch hingerichtet und gelyncht wurde, ferngeblieben; mich widert ein solcher Kampf der Menge gegen einen an. Aber mir wurde von Augenzeugen davon berichtet. Bleich hatte der Ketzer vor der Menge von Tausenden gestanden, die ihn beschimpften. Hasstrunkene Mäuler spitzten sich zum Pfiff und spien Schmähungen aus. Tumulte erhoben sich. Ein schwacher Versuch, ihn mit Händeklatschen zu begrüßen, wurde von der Meute niedergezischt. Umsonst erhob sich eine Stimme und bat um Ruhe, damit sich der Angeklagte von seiner Schuld reinigen könne. Fäuste flogen auf, Frauen ohrfeigten sich, und dazwischen hörte man nur die erbitterten abgerissenen Worte Einzelner: „Ich bin Sozialist und werde es immer bleiben ... man kann seinen Sinn nicht ändern... man muss den Sozialismus in Fleisch und Blut haben.“ - Man liess Mussolini nicht sprechen. Er musste das Rednerpult verlassen. Aber als die vielen Stimmen einen Augenblick, wie beschämt, innehielten, wandte er sich um und schrie der erbitterten Menge diese Worte ins Gesicht:

„Ihr hasst mich, weil ihr mich noch immer liebt.“

HASS AUS LIEBE

Es war der Schrei des Überwinders, der weiss, dass er morgen die Sichsträubenden wieder fest in der Faust halten wird.

Und ehe der Sturm wieder losbrechen konnte, war er schon draussen. Der Prolog im Saal war zu Ende, nun begann draussen, auf dem Platz, das Drama.

XXX

DIE MAITAGE

Die Interventionisten gehen auf die Strasse. – Eine neuartige Zeitung.
Filippo Corridoni. – Die Partei und ihre Umgruppierung.
– Gabriele d’Annunzio und der 24. Mai 1914.

Abbasso l’ Austria
E la Germania
Con la Turchia
In compagnia.

Scharen von jungen Leuten skandierten, Arm in Arm, langsam, rhythmisch, tosend diese Verse, dass es klang wie ein hämmernder Marschtakt. Ein geheimnisvoller Instinkt hatte sie, zum erstenmal, in so ernster und kriegerischer Disziplin vereint.

Diese Worte waren das „Leitmotiv“ der Interventionisten.

Die Interventionisten überfüllten alle Strassen und alle Plätze von Mailand. Und langsam rollte diese Flut über ganz Italien hin. In ihr verkörperte sich der unbeugsame Wille einer Nation, die es sich nicht verbieten lassen wollte, heroisch zu sein.

Der untersetzte Arbeiter mit flatternder Krawatte, der kurzsichtige, kleine Beamte in seiner ausgewachsenen Jacke, der schlanke, sportgewandte Student mit dem hohen Stehkragen – sie alle standen nun verbrüdet nebeneinander. Sie waren die Jungen schlechthin, die ewig Jungen, und darum Idealisten. Es waren jene Jünglinge aus den Werkstätten und Hochschulen, jung an Jahren und Geist, denen der Leiter des „Popolo d’Italia“ mit sicherem Instinkt seinen Weckruf zugeschleudert hatte. Sie brannten darauf, Geschichte zu „machen“, diese Jünglinge, die Mussolini spä-

ter, als der Faschismus gegründet wurde, mit dem neuen Ruf: „A noi! – „Zu uns!“ von neuem um sich scharte. Es waren junge Menschen, die sich freiwillig mit ihrem Fleisch und ihrem Blut in die Schützengräben säten, als Keim der zukünftigen Ernte.

„Popolo d'Italia“ war ein prächtiges Blatt: masslos, rasend, voller Leben, so wie sein Schöpfer es liebte. Schon der Titel war voll glücklicher Bedeutung. Der „Avanti“ war eine Nachäffung des deutschen Sozialistenblattes „Vorwärts“. „Popolo d'Italia“ war keine Nachahmung des Auslandes, war kein „Paria in der Abwehr“, sondern proklamierte in seinem Namen schon die Majestät des Volkes; die Klassenteilung war hier aufgehoben, Mazzini ersetzte Karl Marx, und die Synthese trat an die Stelle der Antithese.

In diesem Blatte gab es keine gemessenen anonymen Artikel des Herausgebers, aber kurze Spalten mit grossen Buchstaben gefüllt, durch Zwischenräume wie mit feurigen Zeilen unterstrichen. Schlachtrufe gewissermassen. Und auf jeder Seite, auf allen sechs Spalten, oben immer, in grosser Schrift, Worte der Liebe und des Hasses. (Wie oft kehrte Mussolini, kaum dass er die Redaktion verlassen hatte, mitten in der Nacht wieder zurück, um irgendeine Überschrift zu ändern oder irgendetwas umzuprägen.) Da gab es keinerlei Phrasen, die Ideen reihten sich in logischer Ordnung aneinander, ohne Ausschmückungen, von einem ungeduldigen und hastigen Menschen hingeworfen, der die Gedanken beim Schopf packte. Und unter den heftigen und befehlenden Worten stand kurz und apodiktisch die elektrisierende Unterschrift: Mussolini.

Mit seinen kraftvollen und vorbildlichen Artikeln und Reden übte Mussolini eine tiefe Wirkung auf die Aristokratie der Geisteswelt aus. Ihm zur Seite wirkte Filippo Corridoni, der die tief erstehenden Arbeitermassen der Syndikate im gleichen Sinne beeinflusste. Dieser Tribun der idealistischen und syndikalistischen Revolution, Opponent des

Utilitaristensozialismus, Antiparlamentarier und Individualist, früherer Arbeiter und Autodidakt, mit 27 Jahren schon Stammgast vieler Gefängnisse, war ein fröhliches, Kämpfergemüt, mit der zarten Gestalt eines schwindsüchtigen Erzengels. Trotz seiner Krankheit, ging er nach Kriegsausbruch als Freiwilliger an die Front und fiel in der vordersten Linie beim Sturm in einem Schützengraben.

Die verschiedenartige Propaganda dieser beiden Männer, Mussolini und Corridoni, schlug sich in den von Mussolini begründeten „Fasci di azione rivoluzionaria“ nieder, einem Gebilde freier Gruppen, die vorurteilslos, ohne Methode und ohne Programm, nur von einem einzigen bestimmten und unmittelbaren Gesichtspunkt zusammengehalten wurden: dem Krieg.

Mussolini hatte im strengen Käfig des Sozialismus, mit seinen starren Formen, allzuviel gelitten; er empfand deshalb einen fast anarchischen Abscheu vor der gleichmachenden Parteimitgliedschaft, vor dem Parteibegriff mit seinen demagogischen Wahl Vereinigungen, wie man ihn damals auffasste. Deshalb wurde diese Neugründung nur so locker, und nicht als Partei aufgebaut. Als diese „Fasci“ dann ihr erstrebtes Ziel, die Kriegsteilnahme Italiens auf Seiten der Entente, erreicht hatten, lösten sie sich auf. Sie wurden aber später, als andere revolutionäre Ziele zu verwirklichen waren, von neuem ins Leben gerufen in den „Fasci di combattimento“, die im Jahre 1919 in ähnlicher Weise begründet wurden; aus ihnen wurde dann die spätere Faschistenpartei, eine Partei voll fester Disziplin, die aber weder demokratisch noch parlamentarisch-wahlrechtlerisch war.

Zwei Monate nach der Gründung des „Popolo d'Italia“, im Januar 1915, zählte jener „Kern der Starken und Zielbewussten“, die in den ersten „Fasci“ zusammengefasst waren, mehr als fünftausend über ganz Italien verstreute Anhänger. Ihr Begründer Mussolini schrieb gelegentlich einer

Zusammenkunft: „Ich glaube, dass aus dieser Schar von „Männern, die das Ketzertum verkörpern und den Mut zur „Ketzerei haben, etwas Grosses und Neues geboren werden „kann. Heute ist Krieg - morgen wird Revolution sein.“ „Unsere Intervention hat einen doppelten Sinn, einen „nationalen und einen internationalen... es gilt, an der „Auflösung der österreichisch-ungarischen Monarchie mit- „zuarbeiten; das bedeutet vielleicht die Revolution in „Deutschland und, als unvermeidliche Gegenwirkung, die „russische Revolution; kurzum, es bedeutet einen Schritt „vorwärts, auf dem Wege der Freiheit und der Revolution.“ „Der Krieg ist der Schmelztigel, in welchem sich die neue „revolutionäre Aristokratie bildet. An uns liegt es, für eine „umstürzlerische revolutionäre antikonstitutionelle Inter- „vention einzutreten, und nicht für eine Intervention der „Gemässigten, der Nationalisten, der Imperialisten. - Nur „eine Kugel ins Gehirn vermag mich zum Schweigen zu „bringen.“

Am 11. April 1915 wurde Mussolini nach einer stürmischen Versammlung verhaftet und konnte, gewissermassen zur Abwechslung, ein paar Tage im Gefängnis verbringen. Zehn Tage später hatte er ein Säbelduell mit dem Abgeordneten Treves, den er leicht verwundete. Herausforderungen, Drohungen, Versammlungen, Tumulte, Streitereien, Leitartikel und neue Duelle - so sahen damals seine Tage aus.

Unterdessen war Fürst Bülow aus seiner Rosenvilla aufgetaucht und hatte Italien den Erwerb eines Teils des Trentino mit der Stadt Trient ohne Schwertstreich angeboten.

Der Abgeordnete Giolitti setzte sich gegen die verantwortlichen Regierungsmänner dafür ein, dieses Angebot anzunehmen; wäre er selbst in der Regierung gewesen, so hätte sein kluger Geist diesen Trick, der durch die beim österreichisch-deutschen Zusammenbruch zutage geförderten Dokumente aufgeklärt wurde, durchschaut, aber ein guter Piemontese,

wie der Abgeordnete Giolitti, sieht den Erbfeind nicht so sehr in dem verbündeten und der Dynastie verwandten Österreich, als vielmehr im angrenzenden und republikanischen Frankreich.

Die Gründe, die den Revolutionär und Idealisten Mussolini zur Intervention veranlassten, entfremdeten ihm den kleinbürgerlichen konservativen Giolitti. Giolitti hatte das Land zu lange auf dem Wege über das Parlament, die Präfekten, Sozialisten, Gesellschaften und Couloirs beherrscht, um noch Vertrauen zu Italien und zur menschlichen Natur zu haben, denn er war immer auf die gemeinsten Triebe und die mittelmässigsten Menschen gestossen. Nun war er zu alt, um die neue Generation Italiens zu verstehen, er begriff nicht, dass eine grosse Stunde an die Tür pochte. Er sündigte im Kleinen auf dieselbe Art, wie es im Grossen die Deutschen mit ihrer materialistischen „Realpolitik“ taten, die schon vor vielen Jahren damit angefangen hatten, dem humanistischen Gymnasium eine technische, praktisch-materialistische Bildung in der „Realschule“ entgegenzustellen, - als ob die Gefühlswelt und die grossen Ideen nicht auch zum Realen gehören. Das hatte dann bei den Deutschen im Kriege einen Mangel an Vorstellungsvermögen zur Folge, so dass sie' es unbegreiflich fanden, als Russland in seiner Rolle als Mutter aller Slawen sogar um den Preis eines Krieges für das gedemütigte Serbien ein trat, Frankreich seine Alliierten nicht im Stich liess, Belgien sich nicht mit einer Entschädigung begnügen wollte, England seine Bundesgenossen, Frankreich und Belgien, mit den Waffen verteidigte, Italien sich, nach Reims und Löwen, nicht mit dem Geschenk einer halben Provinz beruhigen liess, und dass zu guter Letzt die Vereinigten Staaten sich nicht mit schönen Worten begnügen wollten.

In der Hauptsache standen Italien im Kriege nur zwei Wege offen, entweder das zu tun, was Cairoli auf dem Berliner Kongress getan hatte, mit „freien Händen zu kommen,

Um sich mit reinen (also leeren) Händen wieder zu entfernen“, oder aber die Intervention mit den Waffen. Die Rolle des Profitmachers, der sein Passivbleiben verschachert, zu spielen, war nicht nur unvornehm, sondern auch unmöglich.

Wie ein Arzt die Krise des Kranken, die vielleicht die letzte Rettung ist, überwacht, so verfolgten wir mit der gleichen Hoffnung die Temperatur der moralischen Reaktion in Italien. In der beklemmenden und erniedrigenden „Giolittiwoche“, Mitte Mai 1915, erschien ja alles gesichert, nur die Ehre nicht. Zwei Dinge standen sich gegenüber: hier das neue Italien, und dort das furchtsame und feige alte, das sein Gebiet zwar vergrössern wollte, in Wirklichkeit es aber verkleinerte, indem es ausserhalb der grossen Weltgeschnisse hockte.

Damals eilte Gabriele d'Annunzio von Paris her zum „mare nostrum“ und entzündete die Gemüter mit seinen Worten. Von Genua bis zum römischen Kapitol ging sein Weg, und er schmiedete die hohe Bruderschaft zusammen, die selbst durch viele Wechselfälle hindurch dem Condottiere und dem Dichter niemals untreu wurde. Während 350 Abgeordnete - die andern 150 waren in der Mehrheit Sozialisten - sich mit Giolitti für elenden Schacher und Schmach erklärten, arbeiteten Mussolini und d'Annunzio für ein neues Italien.

„Was mich anbelangt, bin ich immer fester davon überzeugt, dass man zum Heil Italiens ein Dutzend Abgeordneter erschiessen müsste, in den Rücken erschiessen, sage „ich, und ebenso mindestens ein paar Exminister ins Zuchthaus schicken. Ich überzeuge mich immer mehr davon, „dass das Parlament in Italien eine Pestbeule ist, die das „Elut Italiens vergiftet. Man muss sie ausschneiden.“

Und am 15. Mai 1915 liess Mussolini in blutiger Schrift die Worte drucken:

„Die Ehre und die Zukunft des Vaterlandes sind in Ge-

„fahr; das Vaterland steht am furchtbarsten Scheideweg
„seiner Geschichte.“

„Volk, du hast das Wort!“

„Entweder Krieg oder Republik!“

„Mussolini.“

Bald nach dieser Ankündigung konnte man unter einem
Hymnus „Sieg“ die Worte lesen:

„Italienische Bajonette, auf eurem Stahl ruht, zugleich
„mit dem Geschick Italiens, das Geschick der europäischen
„Völker.“

Und am 24. Mai 1915 verkündete er:

„Von heute an steht das Volk unter Waffen. Von heute
„an gibt es nur mehr Italiener. Nun, wo Stahl gegen Stahl
„schlägt, bricht ein einziger Ruf aus unseren Herzen: Es
„lebe Italien! Nie haben wir die Existenz des Vaterlandes
„so sehr empfunden wie in diesem Augenblick, wo wir es
„als eine unverrückbare Tatsache des menschlichen Bewusst-
„seins empfinden; nie haben wir es so wie jetzt bei Kriegs-
„beginn gespürt, dass Italien eine lebende, körperhafte, un-
„sterbliche Persönlichkeit ist.

„Mutter Italien, wir opfern dir ohne Furcht und Klagen
„unser Leben und unseren Tod.“

IN DER GRÜNGRAUEN FELDUNIFORM

Die Kriegsfreiwilligen. – Die Abneigung der Berufsoffiziere gegen die Interventionisten. – Der Verräter Mussolini soll ermordet werden.
 – Das Leben im Schützengraben. – „Il mio diario di guerra“,
 Mussolinis Kriegstagebuch.

Als Italien in den Krieg eintrat, strömten nach und nach zweihunderttausend Freiwillige zu den Waffen; in einem Lande, wo eine umfassende Wehrpflicht herrschte. Das ist eine Zahl, die einem Achtung abnötigt. Jünglinge, Männer, Knaben und Greise boten dem Vaterland ihren Arm und ihr Leben. Einer war darunter, der schon vor 60 Jahren aus dem Hause fortgelaufen war, um unter Garibaldi zu kämpfen, und der nun abermals als Freiwilliger eintrat. Das Blut dieser Freiwilligen floss an der ganzen Front.

Aber erst im August 1916, über ein Jahr nach dem Eintritt Italiens in den Krieg, erinnerte man sich endlich dieser zweihunderttausend Märtyrer.

Das lag daran, dass ein Teil der Berufsoffiziere in der Anbetung der Pickelhaube aufgewachsen war, und deshalb den Vorkämpfern der Intervention Abneigung und Misstrauen entgegenbrachte. Aber auch mancher Waffengefährte unter den Mannschaften, mancher arme unwissende Bauer, hatte, von den üblichen Hetzern aufgestachelt, nur Hass für jene Gefährten übrig, die „den Krieg gewollt“ hatten. Deshalb vergingen Monate und Jahre, bis endlich ein Zirkular unter den Truppen verbreitet wurde, in welchem man sie ermahnte, die Freiwilligen mit Achtung und mit Rücksicht zu behandeln. – Und dabei verkörperte sich gerade in den Freiwilligen und ihren wagehalsigen Stosstruppen jene typisch

italienische Erscheinung, die später in der ganzen Nachkriegszeit, von Fiume bis zum Faschismus, weiterwirken sollte.

Auch der Leiter des „Popolo d'Italia“, Mussolini, hatte, als ihm gestattet wurde als einfacher Infanterist ins Heer einzutreten, die gleichen Leiden zu erdulden, wie alle andren Freiwilligen. Und doch sagte er:

„Die Freude, Italien wiedergefunden zu haben, unsere „Mutter, die wir nie verleugneten, – die wir aber doch ein „wenig vergessen hatten, um mit der phantastischen Ursprünglichkeit der Jugend den rosigen Wahngelbten des Kosmopolitismus zu folgen – diese Freude war so stark und „tief, dass das Elend der Menschen und Dinge sie nicht zu „stören vermochte.“

Und beim Abschied von den Freunden, denen er sein Blatt „Popolo d'Italia“ anvertraute, schrieb er:

„Wir, die wir uns anschicken, die unvermeidlichen Gefahren des Kampfes und die Unbilden winterlicher „Schützengräben zu ertragen, wir wollen uns im Rücken „gesichert wissen. Bleibt stets wach. Haut zu wie die Besessenen. „Wir werden kämpfen, kämpft auch ihr. In diesem Satz liegt das „Programm, das ich euch hinterlasse.“

Der Italiener ist kein Mensch der Abstraktionen. Darum ist er ein tapferer Soldat und ein treuer Gefolgsmann, wenn er einen wirklichen Führer findet. Den liebt er dann bis zur höchsten Hingabe. Sogar die verbrecherischen Ausartungen der Camorra und der Maffia sind nur ein Beweis mehr für diesen Anbetungstrieb, aus dem Helden hervorgehen können.

Primitive, nicht sophistisch denkende Wesen, wie zum Beispiel Schuljungen und Soldaten, die in einer Gemeinschaft zusammengeschlossen sind, haben einen unbeirrbaren Instinkt für das Wirkliche, sie erkennen den Führer auch ohne äussere Abzeichen.

Nach der ersten Feuertaufe sagte ein anderer Soldat zu Mussolini: „Herr Mussolini, wir haben gesehen, dass Sie

Courage haben, Sie haben uns schon auf dem Marsch durch das Granatenfeuer geführt, wir wünschten sehr, dass Sie uns auch weiterhin führen.“ Und die Bauersleute aus Caiabrien, Toskana und Sizilien unter seinen Kameraden sagten: „Wir haben gleich nach Hause geschrieben, dass Sie hier mit uns zusammen im Schützengraben sind.“

„In Bezug auf Tatkraft, soldatischen Bersaglieri-Geist und Seelenruhe ist Mussolini vorbildlich; bei der Arbeit oder bei einem Wagnis ist er stets der erste; unbekümmert um Unbilden, ist er in der Erfüllung seiner Pflichten eifrig und peinlich genau“: man könnte glauben, dass ein so schönes Lob weiss Gott welche Ehrungen einleitet. Aber es war nur die Begründung der Beförderung Mussolinis zum Korporal. Über die Sergeantentressen ist er nie herausgekommen. Er war eben Freiwilliger und Interventionist. Sechs Tage nachdem er zu einem beschleunigten Kurs der Offiziersaspiranten nach Vernazzo kommandiert worden war, wurde er durch einen Gegenbefehl seiner Division wieder in den Graben zurückberufen. - „Weder überrascht mich diese Nachricht noch schmerzt sie mich; ich werfe einen Blick auf den Monte Nero, der ganz in Schnee gehüllt ist, und sage mir: Morgen werde ich auf Abschnitt 1270 sein,“ schreibt er darüber in seinem Kriegstagebuch.

Die gleichen Bitterkeiten bekam sein politischer Kampfgenosse, Filippo Corridoni, zu kosten, der, wie wir schon erwähnten, den Krieg ebenfalls als Freiwilliger mitmachte. Und noch ärgere Bitterkeiten erlebte Cesare Battisti, dem ein Misstrauen entgegengebracht wurde, das schon fast ein Martyrium bedeutete.

Kleinliche Menschen mit armseligen Herzen und elenden Gemütern, die durch Zufall und Ränke in hohe, ihnen nicht zukommende Stellen gelangt waren, konnten eben die überragende Gestalt eines geborenen begnadeten Condottiere nicht in ihrer Nähe vertragen. „Ich habe den Schützengraben ausgekostet,“ sagte der Soldat Mussolini voll Stolz. Es

war das einzige Mal übrigens, dass er seinen Stolz öffentlich verkündete. Über seinen Dienst schreibt er in seinem Kriegstagebuch: „Die ersten Monate meines Soldatenlebens im „Schützengraben am obersten Isonzo im Herbst und Winter „1915 waren ganz erträglich; aber alle, die mit mir und „nach mir die tragische Schlucht des Vrsig passierten, den „Javorzek und den Kuk erlebten, mit seinen eisigen Winden, „wie das im Februar 1916 der Fall war, werden diese „harten Tage nicht so leicht vergessen. – Die zweite Phase „des Krieges verbrachte ich in Cornia, einer relativ ruhigen „Zone, nur war das Wetter dort im Winter sehr schlecht. „Der erste Schnee suchte uns am 20. September heim. Spä- „ter kamen wir dann nach dem berühmten Abschnitt am „untersten Isonzo.“

Dieses bemerkenswerte Tagebuch, das der „Popolo d'Italia“ fortlaufend abdruckte, und das später durch einige von der Zensur unterdrückte Artikel vervollständigt wurde, war natürlich genauso fragmentarisch, wie es die Kriege unserer Zeit sind und wie wohl alle Kriege waren.



Man ist in Wirklichkeit nie so glücklich oder so unglücklich, als man es zu sein glaubt, denn das menschliche Gefühl hat Grenzen, und auch unser Empfindungsvermögen ist sehr mässig. Je nachdem der Mensch organisiert ist, wirkt auch jedes Ereignis anders auf ihn ein; nur die seltenen, mit feinerem und tieferem Empfindungsvermögen begnadeten Menschen haben manchmal die geheimnisvolle Fähigkeit, die ganze Fülle eines Augenblickes aufzunehmen und klar in sich festzuhalten. Die meisten anderen Menschen vergessen sogar die Leiden so schnell, wie eine glückliche Mutter die Schmerzen vergisst, die ihr die Geburt ihres Erstlings zufügte.

„Nachmittags. Der Himmel verfinstert sich; Regen, „Windstöße... Neben mir stehen Mizzati, Massari und „Sandri, alle aus Ferrara, und sprechen ruhig vom Hanf-

„bau, von Märkten, von Rüben, als ob es nichts anderes auf „der Welt gäbe.“ So schildert Mussolini in seinem Kriegstagebuch einige Kameraden. Anders empfindet eben der eine Mensch, und anders der andere; anders waren die Empfindungen von Mussolini, der den Krieg als ein denkender und wollender Mann mitmachte, mit Nerven, die die Ereignisse bis ins Tiefste empfanden; er „erduldete“ den Krieg nicht, sondern er hatte ihn „gewollt, selbst gewollt“, durch eine lange Krisis hindurch, um grosser Ideen willen; und doch hatte auch Mussolini den Schriftsteller, den Politiker, den geistigen Arbeiter und Polemiker in sich zugunsten des „Mannes der Tat“, des Soldaten, verschwinden lassen. Aber selbst in der gewissen Verrohung des engen gemeinschaftlichen Soldatenlebens brach doch der Künstler in ihm wieder durch, so zum Beispiel, wenn er mit Bleistift auf ein Stück Papier kritzelt: „Niemand sah ich blaueres Wasser, als das vom Isonzo. Seltsam. Ich beugte mich über das kühle Wasser und trank an „dächtig ein wenig davon. Heiliger Fluss!“

Wie sein Liebling Nietzsche, so leidet auch Mussolini mit der Empfindlichkeit eines Elementarwesens unter dem Einfluss der Stunde, der Witterung und der Jahreszeit. Oft habe ich es erlebt, dass er nach einem in ausgezeichneter Laune verbrachten Tage sich in der Dämmerung ganz verdüsterte und von einer immer trostloseren Traurigkeit überfallen wurde. Ebenso hörte ich ihn mehr als einmal an einem schönen Frühlingsmorgen sagen:

„Ich denke daran, dass einmal auch ein Frühlingsmorgen „kommen wird, an dem wir nicht mehr sein werden. Wir „werden dann weder die Sonne noch die knospenden Bäume „sehen, wir werden unter der Erde sein. O, aber wo werden „wir dann sein? Wirklich unter der Erde? Es ist traurig.“

Man möchte kaum diesem Mann der Tat einen solchen tiefen, sozusagen kosmischen Stossseufzer zutrauen.

Allein seine Kriegstagebücher zeigen fast auf jeder Seite diese Verbundenheit mit der Natur.

„Eine sternenhelle Nacht, Vollmond, Schweigen, - ein phantastisches Schauspiel. Wir sind auf der Höhe; auf der Höhe! und haben schon im Kanonenfeuer unsere Taufe empfangen. So endete der erste Kriegstag!“

Diese armselige Notizzeile in seinem Kriegstagebuch wirkt mit dem doppelten Ausruf: „auf der Höhe“ wie ein Schrei moralischer und physischer Befreiung. - Wieder an anderer Stelle seines Kriegstagebuches blühen zarte, liebe Erinnerungen an die ferne Kindheit auf:

„Es regnet hier, wie täglich, seit einem Monat. Heute ist Weihnachten. Tatsächlich Weihnachten. Heute verhärtet sich das Herz wie die Felsen ringsum. - Die moderne Zivilisation hat uns mechanisiert. Der Krieg hat den Prozess der Mechanisierung in der Gesellschaft von Europa bis zur Verzweiflung gesteigert. - Vor 25 Jahren war ich ein empfindliches, heftiges Kind. Verschiedene meiner Altersgenossen tragen auf ihren Köpfen noch die Spuren meiner Steinwürfe. Nomade aus Instinkt, lief ich von morgens bis abends umher, schlenderte am Fluss entlang oder raubte Obst und Vogelnester. - Ich ging auch zur Messe. Die Weihnachtszeit von damals ist mir noch lebhaft in Erinnerung. Nur wenige blieben der Weihnachtsmesse fern, darunter mein Vater, und noch dieser und jener. Auf der Strasse, die nach San Cassiano führte, waren die Weissdornsträucher ganz erstarrt und vom Rauhreif wie versilbert. Es war kalt. Die erste Messe wurde für die alten Frühaufsteherinnen gehalten; wenn wir sie dann jenseits der Pianta wieder auftauchen sahen, war die Reihe an uns. Ich weiss noch, wie ich meine Mutter begleitete. In der Kirche waren viele Lichter auf dem Altar, und in einer kleinen blumengeschmückten Krippe lag das Christkind, das in dieser Nacht geboren worden war. Das alles war malerisch und befriedigte meine Phantasie. Nur der Weihrauchduft erregte eine Unruhe in mir, die sich manchmal für Augenblicke bis zu einem unerträglichen Unbe-

„hagen steigerte. Endlich wurde die heilige Handlung mit „Orgelspiel beschlossen. Die Menge schwärmte wieder aus- „einander. Auf der Strasse hörte man ihr befriedigtes „Schwatzen. Mittags dampften dann auf dem Tisch die tra- „ditionellen leckeren ‚Cappelletti di Romagna‘. Wieviel „Jahre und Jahrhunderte sind seit jener Zeit verflossen? „Ein Kanonenschuss ruft mich in die Wirklichkeit zurück. „Es ist Kriegsweihnacht. Der Schützengraben ist erfüllt von „der Stille verschwiegenen Heimwehs.“

Aber diese Empfindungen hindern ihn nicht, sich mit offenen Augen im Kriege umzuschauen, und mit dem Vertrauen des Lernbegierigen, dem der Versuch mehr gilt als das Leben, sich darüber klar zu werden, wie dieser alte italienische Stamm, in den er so viel Vertrauen setzte, auf den Krieg reagiert.

„Der Gemütszustand, den man auf der ganzen Welt mit „dem Ausdruck der ‚moralischen Haltung‘ bezeichnet, ist „der Grundkoeffizient des Sieges, ist bedeutsamer als die „technische und mechanische Einstellung. Wer siegen will, „der siegt. Siegen wird derjenige, der über die grössten „Reserven an seelischer Willensenergie verfügt.“

„Ich komme zu dem Schluss, dass die Moral der italie- „nischen Soldaten gut ist. Die italienischen Soldaten sind „diszipliniert, mutig, willig. Wenn man sie richtig zu neh- „men weiss, und sie nicht als Stammrollennummern, son- „dern als verständige Menschen behandelt, kann man mit „dem italienischen Soldaten alles erreichen, was man will, „ganz gleich, ob es sich dabei um die Plage des Arbeits- „dienstes im Schützengraben oder um einen mörderischen „Sturmangriff mit dem Bajonett handelt. Die Moral des „Soldaten ist abhängig von der des Offiziers, der sie befeh- „ligt. Angesichts dieser Männer, die an Zähigkeit, Wider- „stand und Entsagung Herrliches leisten, könnte der alte „Römer Enotrio nicht mehr wie damals sagen: ‚Unser Vater- „land ist feige.‘“

XXXII

AUF DEN SCHLACHTFELDERN

Kriegergräber. – Eine Pilgerfahrt mit Mussolini. – Corridonis Tod.

„Herr Hauptmann, gehen wir doch lieber spazieren.“

– Mussolinis Verwundung. – Im Lazarett.

Ein Gang durch den Karst mit Mussolini im Jahre 1922. Trotz der linden Luft und den friedlichen Feldern ein schauriger Gang; noch immer werden die Blindgänger der Geschosse zu Tausenden gesammelt und in die tiefen Schützengräben versenkt. Mussolini nennt die verschiedenen Kaliber mit den vertrauten Namen des alten Feldsoldaten. – Wir gehen weiter. Eine junge Reisegefährtin kniete an der alten Grenzlinie nieder, um die Erde zu küssen, ehe sie an den stürmischen frischen Wassern des Isonzo entlang weiterschritt.

Dort liegt Caporetto (Karfreit. D. Hrsgb.), ein Name, dessen blutiger Klang uns das Herz zusammenzieht. Und dort erhebt sich der hohe, gewaltige Monte Nero. Jetzt blühen liebliche kleine Alpenveilchen an seinem Fuss. Wir legen die zarten Blüten auf die Gräber des Soldatenfriedhofes.

Dort oben hatte Mussolini seine Feuertaufe empfangen. Jedesmal, wenn er vom Urlaub zurückkam und wieder zum Dienst ging, hatten sich die Gräber auf dem Friedhof vermehrt.

Vielleicht hatte er an jene anderen, zerstreuten Gebeine der an der unendlichen Bergfront aufgehäuften Toten gedacht, als er, zur Macht gelangt, als erstes den schlichten Schwur ablegte: „Ihr armen Toten, begraben an den unwegsamen,

einsamen Klüften, ich trage euer Andenken im Herzen!“ Nicht umsonst war die erste Feierlichkeit, der er nach Übernahme der Regierung beiwohnte, die Wallfahrt zum Grabe des „unbekannten Soldaten“.

„Hier,“ sagt er und bleibt stehen, und unwillkürlich nimmt er militärische Haltung an, „Hier liegt mein Hauptmann, ein Tapferer.“

Dann fahren wir weiter. Plötzlich lässt er das Auto halten:

„An dieser Ecke hier erfuhr ich den Tod Gorridonis. Ich „kam allein vom Arbeitsdienst, und während ich einen „Augenblick ausruhte, kam einer zu mir und fragte: ‚Bist du Mussolini?‘“ - Ich sagte: ‚Ja.‘ „Schön,“ sagte der andere, „ich habe eine nette Nachricht für dich. Der Corridoni ist hin! Das geschieht ihm ganz recht, das gefällt mir, „verrecken sollen sie alle, diese Interventionisten.“ - Und „dann hatte der Soldat den Toten noch weiter geschmäht, „während Mussolini bleich dastand, das Gewehr im Arm. „Der treue Kamerad war ihm gestorben. Der blonde Erzengel war tot, hatte sich töten lassen, um auch diese Leute „zu verteidigen, die ihn so gemein verspotteten.“

Damals waren auch merkwürdige Briefe an die Soldaten von Mussolinis Kompanie gekommen. So hatte ein Soldat vom Sozialistenhüptling seines Heimatdorfes folgenden Brief erhalten:

„Wir haben vernommen, dass Du an der Front mit dem „wohlbekannten Renegaten Mussolini zusammenkämpfst; „Du tätest mir einen persönlichen Gefallen und allen „Gossen einen Dienst, wenn Du Dich entschliessen könntest, „diesen Verräter umzubringen.“ - Der Soldat hatte sich jedoch beeilt, seinem Kameraden Mussolini dies merkwürdige Schreiben zu zeigen. Der meinte nur: „Auf merkwürdige Ideen kommen doch die Leute, die zu Hause hinter dem Busch hocken.“

Wir fahren weiter. Über Görz hinaus erinnert auf dem Karst noch alles an den Krieg: Helme, Stacheldraht, Ge-

schosstrichter, und Granaten, Granaten überall. Die Erde ist noch ganz aufgewühlt. Dort liegt der kleine See von Doberdò wie ein Schimmelfleck. „Und den haben die Kriegskorrespondenten ‚pittoresk‘ genannt,“ sagt Mussolini. „Ob sie ihn wohl je mit eigenen Augen gesehen haben?“

Unter einem ruhigen blauen Himmel messen wir nun sorgfältig die Entfernung zwischen den beiden guterhaltenen vordersten Gräben, dem österreichischen und dem italienischen: nur 20 Meter trennten die Feinde voneinander. Mussolini erzählt dabei aus seiner Schützengrabenzeit:

„Es war meine Spezialität, die feindlichen Handgranaten „aufzufangen und, noch bevor sie krepiereten, wieder zurückzuschleudern. Ein gefährliches Spiel. Aber es gelang „mir immer, sie aufzufangen und wieder hinüberzuwerfen. „Später brachte ich dann den Soldaten das richtige Anbünden der Bomben bei: man musste den Zünder mit der „Zigarette anzünden, denn die Zündhölzer brannten nicht „lange genug, und dann musste man sie noch eine Zeitlang „angezündet in der Hand halten, denn wenn man sie zu „früh warf, konnten sie von den Feinden wieder zurückgeworfen werden. Die armen Soldaten, sie zitterten und „klapperten mit den Zähnen, wenn ich laut die Sekunden „von 1 bis 60 abzählte. Aber ich schaute ihnen fest in die „Augen: ‚Bührt euch nicht, hört ihr. Wenn ich ‚los‘ kommandiere, dann werft alle zusammen.‘ - An einem denkwürdigen Abend sah ich auf der Feindesseite im Finstern „zwei kleine rote Zigarettenpunkte; ich nahm sie mit der „Handgranate aufs Korn. Es krachte, und dann waren die „beiden Pünktchen verschwunden. Am darauf folgenden „Tage erzählten uns Gefangene, dass es dabei vier bis fünf „Tote gegeben habe. Der Hauptmann fragte mich damals: ‚Warum tust du das, mein Sohn? Die Leute drüben „waren vielleicht gerade beim Plaudern, rauchten, sprachen „vielleicht von ihren Bräuten?‘ - ‚Herr Hauptmann,‘ antwortete ich ihm, ‚dann wollen wir doch lieber gleich alle

„nach Mailand fahren und dort spazierengehen, das ist dann „besser““

Und doch, noch heute verfinstert sich Mussolini, wenn er abends das rote Pünktchen einer Zigarette im Dunkeln glühen sieht, über sein Gesicht huscht dann ein düsterer Schatten, wie von einem stechenden Schmerz, und mit einem Beben in der Stimme erzählt er dann von diesem Vorfall. Und ex' muss dann der Gefährten gedenken, die verwundet in seinen Armen starben, um wieder sicher zu werden.

Bereits in den ersten Tagen seines Verweilens im Schützengraben war eine österreichische 28-cm-Granate in weniger als 3 Meter Entfernung von ihm krepieri, hatte Bäume entwurzelt, Steine zerbröckelt, den Unterstand aufgerissen, doch ihn selbst wunderbarerweise nicht verletzt. Aber am 23. Februar 1917 explodierte ihm im gleichen Schützengraphen ein Minenwerfer mitten beim Schiessen unter den Händen. Mussolini, der es durchaus verstand, zu seiner Zeit am richtigen Ort vorsichtig zu sein, hatte gewarnt: „Herr Leutnant, genug, wir haben schon den zweiten Munitionskorb geleert. Das Eisen glüht schon; es kann etwas passieren!“ – „A bah!“ sagte der Leutnant, „noch einen Schuss!“

Der Schuss ging los. Ein Rohrkrepiere. Ringsum fielen fünf Körper, getroffen, zerfetzt, hin. Mussolini war, von einem Splitterregen überschüttet, einige Meter fortgeschleudert worden, lag bluttriefend, halb ohnmächtig da, und fühlte nach, ob er noch Beine habe. Man brachte ihn auf einer Bahre nach Doberdò, wo er verbunden wurde. Augenzeugen erzählen, dass er mit im blutgeröteten zerfleischten Gesicht weit auf gerissenen Augen immer wiederholt habe: „Ich habe es kommen sehen!“ Dann schaffte man ihn nach Ronchi. – Der Arzt des Feldlazarets, Dr. Colvini, erzählt darüber:

„Eines Tages, als ich gerade Dienst hatte, kam der Oberstabsarzt Vella eilig zu mir, sagte mit bewegter Stimme: „Mussolini kommt, verwundet. Von Abschnitt 144 / und

„enteilt wieder. Wir hatten alle nichts davon gewusst, dass „der Leiter des ‚Popolo d’Italia‘ im Schützengraben war. „Die sozialistischen und leider auch die neutralistisch-klerikalischen Blätter hatten immer davon gesprochen, dass Mussolini sich an der ‚Innenfront‘ verberge. – Dann wurde „jemand gebracht. Ein ganz bleiches Gesicht, ein zwei- „tägiger, schwarzer Bart, schwarze Augen, die mich fixier- „ten: er war es! Ich muss bekennen, dass mich die Bewegung „übermannte. – Dann bekam er Fieber, es stieg bis „man begann, Komplikationen zu fürchten. Man musste ihm „das Schienbein aufmeisseln. Er war fast immer stark in „sich gesammelt, mit gerunzelter Stirn, schweigsam, fast „scheu. Aber als er in den Operationsaal gebracht wurde, „lebte in ihm eine seltsame Verve, eine zielbewusste Lebens- „energie auf. Mit festem Blick betrachtete er das chirurgische Messer. Und als ihm die Klinge ins Fleisch schnitt, „reagierte er auf den grossen Schmerz nur mit einem Zusammenbeissen der Kiefer und mit einer gezischten Verwünschung, die kaum seine Lippen verzog. Aber sofort „sah er uns lächelnd an.“

In Mailand hiess es damals: er liege im Sterben, ja er sei vielleicht schon tot. Später erfuhr man die entsetzlichen Einzelheiten: auf einer Fläche von 80 cm waren 42 Wunden; der ganze Körper war versengt, im Fleisch staken, wie die Pfeilspitzen bei St. Sebastian, eine Unmenge von Splittern. Wunden waren darunter, in die man eine Faust hineinlegen konnte. Jeden Tag wurde er zwei Stunden einer schmerzhaften Behandlung unterzogen. Dazu kamen noch Komplikationen durch Infektion, Eiterung, Fieber; Leiden und Delirium, drohender Brand und zu guter Letzt noch blutige Geschwüre. Wie sollte er da noch gesund werden?

„Sie müssen unter der schmerzhaften Unbeweglichkeit wohl viel leiden,“ sagte der König eines Tages beim Besuch des Hospitals zu Mussolini. Und tatsächlich bereitete ihm gerade das die ärgste Qual.

Trotzdem waren die ersten Worte, die er mit zitternder Hand und schwankenden Buchstaben für den „Popolo d'Italia“ mühsam niederschrieb, eine Botschaft des Stolzes und der Liebe:

„Sagt allen, dass ich für den Triumph der Ideale, von welchen die Heere der Entente geleitet werden, auch noch ein härteres Geschick ohne Klage auf mich genommen hätte.“

„Ich bin stolz, in Erfüllung meiner gefährlichen Pflicht den Weg nach Triest mit meinem Blute gerötet zu haben.“



„Die schrecklichste Szene meines Lebens, wirklich eine unbeschreibliche Hölle,“ so erzählt Mussolini, „war der österreichische Fliegerangriff auf das Lazarett, in welchem ich lag, und das als ‚Lazarett des Mussolini‘ durch eine Photographie in der Zeitschrift ‚Domenica del Corriere‘ bekannt geworden war.“ – Nach einer schlaflosen Nacht mit hohem Fieber hörte er am Morgen des 18. März das Krachen von Bomben. „Es ist doch nicht möglich, dass sie das rote Kreuz auf dem Dache nicht sehen,“ bemerkte der Verwundete ruhig. „Sie haben doch diese ganzen vier Monate nicht hierher geschossen. Also ...“

Die Bomben krepitierten weiter, fünfzehn hintereinander.

„Das kann eine nette Sache werden,“ sagte ein anderer Verwundeter.

„Diese jetzt eben war schon näher,“ antwortete Mussolini, aber er hatte noch nicht das Wort zu Ende gesprochen, da krachte es, eine dichte Wolke von Rauch und Staub blendete ihn, die Verwundeten, soweit sie sich noch bewegen konnten, liefen heulend in einem Knäuel die Treppe hinunter, man hörte Schmerz- und Schreckensschreie, Ströme von Blut ergossen sich von neuem. Abends waren alle andern fortgeschafft, nur Mussolini, der nicht transportfähig war,

musste allein, mit den Ärzten, dem Kaplan und den Wärtern, in der schweigenden Dämmerung des Lazaretts Zurückbleiben.

*

Dann kam endlich der Tag, wo es ihm besser ging, und er in Mailand eintraf. Blass lächelte er seinen Freunden zu, aber er tat das mehr mit den grossen Augen im durchfurchten Gesicht als mit den verzerrten weissen Lippen. Er war von der ärztlichen Behandlung, bei der er stets auf Chloroform verzichtet hatte, so erschöpft, dass er kaum sprechen konnte.

Aber er hatte den Willen, gesund zu werden, und so wurde er auch gesund. – Dann kamen gute Nachrichten vom Kriegsschauplatz, und er zog dann unter seinem Kopfkissen die Kriegskarte hervor; ich sehe ihn noch vor mir, wie er sich ans Fenster tragen liess und dort im Lichte der untergehenden Sonne mit frommer Andacht die militärischen Fortschritte auf seiner Karte verzeichnete.

„Mussolini. Da ist Mussolini!“ erschollen die Rufe, als er, zum erstenmal ohne Krücken, nur auf einem Stock gestützt, eines Tages zu einer Generalprobe in der Skala erschien.

Und dann kam aus einem Unwetter schwarzer Wolken ein Stoss ins Herz: die Nachricht von der unglücklichen Schlacht zu Caporetto am 22. Oktober 1917. Noch heute tut mir das Herz weh, wenn ich daran denke.

XXXIII

DER MORALISCHE SCHÜTZENGRABEN

Eine „Regierung der nationalen Ohnmacht“. – Vandervelde, Turati und Treves. – Die tragische Stunde. – Der Widerstand im Innern des Landes.
– Mussolinis Vorahnungen.

Aus Mussolinis Kriegstagebuch über die letzten Zeiten, die er an der Front verbrachte, konnte ein feinfühleres Ohr schon einen anderen Ton heraushören. Am 27. Januar hiess es da: „Schnee. Kälte. Verdruss ohne Ende. Befehle, Gegenbefehle, Unordnung.“ Und weiter: „Wir haben eine Regierung der nationalen Ohnmacht.“ Er musste allenthalben gesehen haben, wovon er nicht recht sprechen wollte.

Im Dezember des Jahres 1915 schon hatte er einen Winterurlaub benutzt, um gegen die „von Priestern und Sozialisten für einen ‚Frieden um jeden Preis‘ gemachte Propaganda“ loszuwettern. Und 1916 hatte er, als ein interventionistisch gesinnter Bauer von einem andern, neutralistisch gesinnten Bauer erschossen worden war, an den Minister Orlando die Mahnung gerichtet: „Es ist jetzt nicht die Zeit „dazu, die Dinge zu ignorieren, Herr Minister. Ihre schwankende Wackelpolitik à la Monte Citorio muss aufhören.

„Ein Volk in Waffen sollte von Soldaten regiert werden. „Rom, die Mutter antiker Weisheit, könnte uns auch in „diesem Punkte Lehrmeisterin sein.“

Später, in den Augusttagen, als ich ihn am Lazarettfenster die Kriegskarte erklären sah, trieb er seine Mahnungen noch weiter:

„In der Terminologie des sozialistischen Neutralismus, wie „auch des Vatikans, wird von einem ‚Erschöpfungskrieg, „einem langsamen Sterben aller Völker“ gesprochen. Aber

„mit dem Fall von Bainsizza ist auch dieses Dogma gefallen. „Die Militärberichte verzeichnen einen völligen Einbruch „der feindlichen Front, ein Ereignis, das dem Krieg einen „von Grund aus dynamischen Charakter verliehen hat. „Meine Herren von der Regierung, dies ist der gegebene „Augenblick: Ihr könnt euch jetzt der italienischen Seele „bemächtigen und den verhängnisvollen Zwiespalt, aus dem „unser Krieg geboren wurde, für immer beseitigen. Nach- „dem ihr euch um die äussern Dinge gekümmert habt, fasst „nun auch die inneren Angelegenheiten ins Auge. Lasst in „die Städte, in die Flecken und in die fernsten Dörfer einen „warmen Hauch von Trost und Hoffnung dringen. Unser „Volk, das siegen kann, siegen will und siegen muss, wird „euch das moralisch und materiell mit grossem Dank ver- „gelten.“

„Aber das sind vergebliche Reden. Unsere Machthaber „sind keine Missionare, sondern Beamte. Sie haben das gei- „stige Erbe der Maienstage von 1915 vergeudet, sie werden „das vom August 1917 auch vergeuden.“

„Doch ein Volk mit solchen Kraftreserven wird seine Ge- „sundung in sich selbst finden, und wird die minderwertigen „Politikaster ausfegen, die nach drei Jahren Weltkrieg noch „immer die Systeme einer verkrachten und liquidierten „Regierung anwenden.“

Der Sieg von Bainsizza war, nach dem Urteil Berufener, schlecht ausgenutzt und verkleinert worden, ja es hatte sich sogar, indem man die vorderste Linie in einem langen heiklen Keil vorschob, eine Bedrohung daraus ergeben; und vor allem auch lässt sich die Schuld am Versagen der Truppen grösstenteils aus dem Mangel an Munition und der unvollkommenen Nachlieferung von Kriegsbedarf herleiten. -

Italien wurde von den Verbündeten auch dann noch ohne Hilfe allein gelassen, als die feindlichen Streitkräfte zweimal mit ihrem ganzen Gewicht die italienische Front bedrängten. Während der Kriegsjahre hatte man immer von einer

„Einheitsfront“ gesprochen, ohne dass sie verwirklicht wurde. Auf jedes Ersuchen Italiens, man möge die englische Hilfe doch nicht nur der französischen Front zuteil werden lassen, hatte der englische Ministerpräsident Lloyd George immer nur eine harte Absage folgen lassen, im Gegensatz zur Meinung seiner Marschälle, die, wie man versichert, wiederholt versucht hatten, ihn zu einer anderen Auffassung zu bekehren. Erst als der italienische Widerstand am Piave standhaft blieb, langten, drei Wochen nach der Niederlage von Caporetto (Karfreit), die im Bericht des Generals Diaz erwähnten französischen und englischen Bataillone an, die dann bis zum Sieg an der italienischen Front blieben.



Vom asiatischen und slawischen Orient wurden inzwischen neue, materialistische, nicht spiritualistische, Rezepte zur Rettung des Volkes ausgegeben, die mit hypnotischer Wirkung zu uns kamen und den Widerstand gegen den deutschen Druck schwächten, so wie einst die im Innern Italiens sich entwickelnde christliche Idee sich mit den Germanen verbündet hatte, um Rom niederzuwerfen. Der bis dahin nur deutschfreundliche und neutralistische italienische Sozialismus stand nun plötzlich dem extremen Leninismus gegenüber, der auf die Massen viel verführerischer wirkte als die zweifelhaften letzten Mittel der einheimischen Führer. Schüchtern und voll Entsetzen suchten die Parteisozialisten diese Neuerscheinung zu bekämpfen, während die Machthaber der Regierung sich in der Hoffnung wiegten, die neue Gefahr dadurch zu bezwingen, dass sie alles gehen liessen, wie es ging.

Ich erinnere mich, im Jahre 1916 Emil Vandervelde, den belgischen Minister für nationale Verteidigung, bei einem Besuch des Abgeordneten Turati begleitet zu haben. Als vor dem Krieg die Sozialisten behauptet hatten, ihr Vaterland nicht nur nicht weniger als die andern zu heben,

sondern mehr, weil sie das Vaterland nicht nur als Pflegemutter ihrer Kinder haben wollten, sondern als wahre Mutter, von moralischer Grösse, weder bedrückt noch andere Länder bedrückend – da hatte jemand diese Dinge sehr ernsthaft und nicht nur als polemische Streitobjekte durchdacht und den Sozialismus dabei durchaus nicht als eine Angelegenheit der moralischen Behaglichkeit, den Abscheu vor der Gewalt durchaus nicht als Schlupfwinkel für physische Feigheit betrachtet. – Der belgische Arbeiterführer und Abgeordnete Caspar, blond, untersetzt und kolossal wie der Gott Thor, verliess uns bei diesem Besuch auf der Schwelle des Hauses; er hatte sich am Abend vorher mit dem Abgeordneten Treves verzankt: „Wenn das eure Art ist, die internationale Solidarität zu verstehen, dann lieber noch die Deutschen!“ So standen sich nun bei diesem Besuch nur die beiden klugen und diplomatischen Hauptpersonen gegenüber, beide weit entfernt von jedem fenstereinschlagenden Ungestüm.

„Also kurzum,“ fragte Vajidervelde, als das Gespräch an einen gewissen Punkt kam, und in seinem listigen Gesicht verzogen sich die dünnen Lippen zu einem Lächeln, während seine Augen den Ausdruck eines Fuchses hatten, „also kurzum, Genosse Turati, Genosse Treves, was hättet ihr an unserer Stelle in unserem besetzten Land Belgien getan?“

„Aber durchaus dasselbe wie ihr, mein Freund. Ich hätte ebenso gehandelt,“ rief Treves stürmisch aus. Turati zerwühlte nur unschlüssig seinen melierten Bart. (Später einmal, zu einer andern Zeit, als es in Italien sehr ernst war, hörte ich ihn sagen: „O, wären wir mit Deutschland gegangen!“)

„Aber warum, warum wolltet ihr dann nicht auf internationalem Wege zu unseren Gunsten handeln? Nach dem Krieg wird sich die Notwendigkeit ergeben, eine sozialistische Aktion zur Verteidigung der arbeitenden Klassen zu entwickeln, auch der deutschen, vielleicht sogar gegen Deutsch-

land selbst, wenn es nötig ist. Da könnten wir nichts machen, wenn wir jetzt im Augenblick der Verteidigung der Rechte unseres eigenen Landes abwesend und flüchtig sind; international, für Gleichheit, ja, aber nicht antinational zur Verteidigung der Ungerechtigkeit.“

Anna Kulischkoff, die rauchend und schweigend zuhörte, sprang stürmisch auf: „Ja, aber ich sagte meinen Freunden, und bis jetzt haben sie mir nichts darauf antworten können: Wenn Italien letzten Frühling nicht in den Krieg eingetreten wäre, so hätte jetzt Deutschland gesiegt; was hättet ihr dann begonnen, mit dem zerfetzten Belgien, einem aufgeteilten Frankreich, einem gedemütigten England, mit all den ungelösten nationalen Fragen und einem Sozialismus, auf dem drückend das rauhe Klima eines imperialistischen austrogermanischen Europas gelastet hätte. Und Russland, sollte mein Russland für immer an den Zarismus gebunden sein?“

So machten wir mit unbestimmten Worten dem Drängen unserer unruhigen Herzen Luft.

Der tragischen Methode der Demokraten entsprechend, bequemte sich der Abgeordnete Turati erst nach dem schmerzlichen Bruch dazu, jene Propaganda, die nach seinem Empfinden diesen Bruch vorbereitet hatte, als frevlerisch und idiotisch zu bezeichnen.

„Welchen Wert haben neue Tausende von Kanonen und „Maschinengewehren, wenn dieser offensichtlichen Vermehrung von Kriegsmaterial ein Mangel an seelischem Mut gegenübersteht? ... Die Parole des Tages ist: Keinen Winter mehr im Schützengraben! Die Deutschen werden noch vor dem Winter das Unmöglichste leisten, um die Alliierten dadurch zu ermüden, dass sie in den feindlichen Ländern eine innere Opposition gegen den Krieg entfesseln,“ so verkündete der „Popolo d’Italia“ vom 3. September 1917 prophetisch und pessimistisch.

„Wir wollen keine Lobrede haben,“ hatte irgendein Soldat über eine Höhle im Karst mit Kohle geschrieben.

Aber die schon vollbrachten Heldentaten mussten, um sich zu behaupten, notwendigerweise neue Opfer fordern. Jedoch erklärte man den Truppen die Notwendigkeit dieser Opfer nicht und überliess sie dadurch der Propaganda jener, die behaupteten, dass weitere Opfer unnötig seien. Eine überraschende Überrumpelung der italienischen Front, die keine weittragenden Folgen hatte und sich wieder verbessern liess, traf die Soldaten ziellos und ohne Ordnung an, und das lang auf gestaute Gift brach heraus. „Der Krieg ist zu Ende, wir gehen heim,“ sagten die von allen Banden Gelösten in ihrer heiligen Einfalt. Das Ganze war vor allem eine Führerkrise. Die gesammelten Berichte, zum Beispiel die zahlreichen Zeugnisse, die der Abgeordnete Gasparotto im „Tagebuch eines Infanteristen“ vereint hatte, bezeugen einstimmig, dass überall dort, wo ein würdiger und fähiger Führer entstanden war, der zu befehlen verstand, sich auch würdige und fähige Soldaten fanden, die selbst solchen Befehlen gehorchten, aus denen sich unerhörte Leiden und Tod ergaben. Aber wenn auch an der Front der Mann fehlte, der die losen Sandkörner zu einem festen Damm zusammenknetete, so sahen andererseits die Soldaten, sooft sie ins Innere zurückkehrten, sich einem neuen, drohenden Italien gegenüber, das ganz einig war, und ihnen das wiederzuerobernde Land zeigte und den wiederzugewinnenden Sieg.

Dieser „moralische Schützengraben“ im Innern des Landes, an dem später viele mitarbeiteten und um den sich nach und nach alle scharten, war blitzschnell ausgehoben worden, in allererster Linie und am verbissensten durch den „Popolo d’Italia“. Und er hielt bis zuletzt durch.

„Front gegen den Feind! - das ist eure erste Pflicht,“ rief Mussolini am 27. Oktober 1917 mit kraftvollen Worten, „nicht zu einer schweren, aber zu einer grossen Stunde,“ auf. Im Gegensatz zu den offiziellen Kriegsberichten, die im bestürzten Lande Verwirrung und Beschämung verbreiteten, kamen vom „Popolo d’Italia“ anfeuernde Worte voll

Hoffnung und Vertrauen, zur Tat aufreizend, und seine kriegerischen Weckrufe verkündeten ohne Unterlass in der grauen Dämmerung die Morgenröte des Sieges.



Mussolini lebt ein so schnelles Leben, dass er in der Gegenwart schon das Zukünftige mit voller Deutlichkeit fühlt; ja, es scheint ihm, als sei es schon da. Für ihn existieren die kommenden Ereignisse schon; wenn sie dann wirklich da sind, so kann es vorkommen, dass sie ihn nicht mehr interessieren. Es kann geschehen, dass er mitten im Sommer über den herbstlichen Schauer klagt, und im Januar überrascht sagt: „Ja, fühlt ihr denn nicht den Frühling in der Luft? Ihr wollt mich wohl verspotten?“ –

Im Oktober 1919 versicherte er den Zweiflern unter seinen von der Wahl Niederlage niedergeschlagenen Freunden, dass er des endlichen Sieges gewiss sei: „Ach was, ach was, ich „erkläre euch feierlich und offiziell, dass ich eigentlich „schon Abgeordneter von Mailand bin; ich werde noch „sicher nicht weniger als... 80'000 Stimmen auf meinen „Namen versammeln.“

Das traf auch ein. 80'000 Stimmen wurden in Mailand für ihn abgegeben, von dem gleichzeitigen triumphalen Wahlergebnis in Bologna gar nicht zu reden. Und zwar geschah das am 15. Mai 1921, zweieinhalb Jahre nach seiner Voraussage; damals, im Jahre 1919, hätten 4'000 Stimmen genügt. Aber er hatte die Zukunft richtig abgeschätzt.

In den blutigen Tagen von Caporetto war das kleine Direktorenzimmer des „Popolo d'Italia“ ein „Mekka“, wohin alle pilgerten, um Glauben, Trost und Wärme zu finden. Und sie gingen alle gefestigt, getröstet, fast froh wieder fort – mit solcher Sicherheit hatte er ihnen die Zukunft geschildert. Er sagte damals zu den Besuchern:

„In der Ebene von Venetien entwickelt sich eine grosse

„Schlacht. Die Linien der Geschichte zeigen, dass der Anprall der Völker immer auf den gleichen Hauptbahnen vor sich geht. Es war fehlerhaft von den Alliierten, sich vom schwerfälligen deutschen Geist, der unelastisch und antidynamisch ist, weil er nicht genial ist, in die Schützengräben einpferchen zu lassen.“

„Von allen Seiten wurde ein Krieg der Taktik geführt, ausgenommen vielleicht die russische Front. Ein Verzögerungskrieg, aber kein Krieg der Manöver. Nirgends ein einziger Strategie! Entscheidungskämpfe werden in der Ebene, durch Feldschlachten ausgefochten, und nicht durch Belagerungen in Erdfestungen und durch langsames Aufreiben. Infolge des feindlichen Durchbruchs entwickelt sich nun endlich eine grosse Schlacht, die den Feind zurücktreiben wird, nicht nur dorthin, von wo er gekommen ist, sondern bis in das Herz seiner Länder.“

Ungefähr vom 2. November ab schrieb er dann ganz erstaunliche Voraussagen:

„Werden wir also am Ufer des italienischen Flusses, der den Ereignissen den Namen geben wird, das Meisterstück unserer Geschichte und der Weltgeschichte erleben?“

„Wird nun also in der Ebene des Tagliamento der neue, grosse Stoss der Mittelländischen, der Zusammenstoss zwischen Zivilisation und Barbarei erfolgen?“

„Steht es nicht vielleicht schon im Buche des Schicksals verzeichnet, dass die Vernichtung des Pangermanismus, die an den Ufern eines Flusses in Frankreich begonnen hat, an den Ufern eines Flusses in Italien beendet werden soll?“

„Wir werden das alles innerhalb weniger Wochen oder weniger Tage wissen.“

„In dieser Erwartung: Die Herzen empor!“

„Die ängstlichen Fragen von gestern waren: Werden wir Brot haben? Werden wir Holz haben?“

„Heute fragen wir nicht mehr so, heute fragen die

„Städter: Werden wir genügend Eisen haben? - für Granaten und Bajonette!“

„Wir werden Hunger und Kälte leiden - aber was tut's. Eine Invasion würde nicht nur Kälte und Hunger bringen, sondern vor allem Demütigung. Das wollen wir nicht erdulden. Wir wollen, wir müssen siegen, und wir werden siegen.“

DER SIEG UND DAS NACHHER

Die „göttlichen Knaben“. – Das Gebet auf dem Gipfel. – Mussolini am Denkmal. – Die Städte Hellas' und die Vereinigten Staaten von Europa. – Die drei „Nein“ gegen Bissolati. – Sonnenschein und Bolschewismus.

Ein Mann, der mit dreissig Jahren fällt, opfert dem Vaterlande nicht so sehr viel, denn er hat schon gelebt; ein Knabe hingegen, der noch kaum ins Leben geblickt, noch kaum vom Leben etwas empfangen hat, gibt alles hin: seine Gegenwart und seine Zukunft, das, was er ist, und das, was er noch hätte werden können. In ihm muss jener Wille zum Verzicht leben, der das Geheimnis und das Privileg einer grossen Liebe ist, einer Liebe, die nicht überlegt, die nicht berechnet, die unermesslich ist; einer Liebe, die sagt: nicht einen Tropfen allein, sondern mein ganzes Blut, – nicht ein wenig Leben, sondern das ganze Leben – wenn nur Italien gerettet wird. Und Italien wird gerettet; wenn man als Siebzehnjähriger so kämpft, wie Roberto Sarfatti gekämpft hat, ist daran kein Zweifel möglich.

Der Jüngling – vielleicht der Jüngste unter den gefallenen Freiwilligen –, besuchte Mussolini mit seiner Mutter in jenem schrecklichen Januar 1918, wenige Tage bevor er auf den kahlen Schollen der Hochebene den Tod fand.

Der Mann und der Knabe hielten, nur durch den Schreibtisch getrennt, die Blicke fest aufeinander gerichtet, als wollten sie sich gegenseitig die Seele austrinken. Der ältere Waffengenosse bestürmte den Jüngling mit Fragen, unter denen eine immer ganz besonders eindringlich wiederkehrte: „Wie ist der Geist unter den Soldaten? Ist die moralische

„Stimmung gehoben?“ Und dabei sah der Mann den Knaben an, als wollte er aus seinem Gesicht eine noch überzeugendere Antwort lesen, als sie ihm die lakonischen Lippen gaben.

Diese Freiwilligen des letzten öffentlichen Aufrufes, die „Divini Fanciulli“, „göttlichen Knaben“, wie sie die Dichterin Ada Negri nannte, waren unser Stolz. Und wenn auch dieser Jüngling fallen musste, so fiel er doch in jenen ersten siegreichen Unternehmungen, bei denen, zum erstenmal nach Caporetto, Stellungen und Terrain wiedergewonnen wurde. Von da an, von Ende Januar, ging es keinen Schritt mehr zurück, bis zum glorreichen Widerstand am Piavefluss im Juni, bis zu dem Tage, wo durch ganz Italien der einzige Ruf erklang: Sieg, Sieg! Ununterbrochen zog eine dichtgedrängte Menge aus den entfernten Stadtteilen Mailands nach dem Zentrum und füllte dort die Strassen; unbekannte Menschen sprachen lachend und weinend miteinander, alles versammelte sich vor den Fenstern einer Zeitung, wo man alle zehn Minuten den glänzenden Siegesbericht vorlas, der jedesmal mit den jauchzenden Rufen „Sieg!“ und „Frieden“, beantwortet wurde. Ich sah mit von Tränen verschleierte Augen vom Balkon auf diese endlose Menge von erhobenen Gesichtern, von denen mir nicht ein einziges fremd erschien. Glücklicher, wer solche Grösse gesehen hat, noch glücklicher, wer dazu beigetragen hat, sie zu verwirklichen.

Am Fusse der Bronzefiguren des Denkmals der „Cinque Giornate“ sah man am Tage der Siegesfeier Mussolini. Stark, ruhig und fest stand er vor dem Granit des Obelisks; in jener Stunde war er nicht der Volkstribun, nicht der politische Führer, sondern der Soldat, der den Sieg lebendig im Herzen fühlte. Er hielt die Seele der Menschenmenge in seiner geballten Hand, aber ehe er sie zukünftigen Zielen entgegenschleuderte, breitete er sie zuvor über die Gräber der gefallenen Kameraden.

Italien, wie kein anderes Volk Sieger im Kriege, wurde

auch wie kein anderes Volk durch den Frieden besiegt; denn der Schadenersatz für die Sieger, die grossmütigen Konzessionen und Freigebigkeiten gegenüber den Besiegten, – all das geschah auf Kosten Italiens, weil Italien als eine schwache Nation galt und schwache Vertreter hatte.

Wenn Präsident Wilson, der Europa mit dem Programm und der Mentalität eines die alte Welt gar nicht kennenden Amerikaners wiederherstellen wollte, wenigstens in seinen Gedankengängen konsequent gewesen wäre, so hätte er von den „Vereinigten Staaten Europas“ sprechen müssen, und das wäre eine Hoffnung gewesen. Denn Europa ist im Vergleich zum Erdball im Grunde doch nichts anderes als, wenn auch in grösserem Massstabe, ein prächtiges kleines Hellas. Frankreich gegen Deutschland, Russland gegen England – ist das nicht wie der Kampf Athens gegen Syrakus, und Spartas gegen Megara? Ein industrielles Amerika könnte aus uns eine hedonistische Kolonie machen, wie Rom es aus Griechenland gemacht hat, einen Erholungsort der Zerstreungen und der Kunstwerke, – und das alles nur um den Preis von Waren und Brot. Die Geschichte und die Vorgeschichte ist ja voll von untergegangenen Zivilisationen.

Aber der Abgesandte des vorausschauenden Amerikas riskierte keine solchen gewagten Worte, die Schimäre der europäischen Einheit wurde nicht heraufbeschworen. Im Gegenteil, man vermied es sogar, geblendet von den Schmeicheleien des so geschickten sprach- und blutsverwandten Advokaten Lloyd George, und beeinflusst von dem faszinierenden, herrschsüchtigen alten Tiger Clemenceau, von der „Freiheit der Meere“ zu reden, und ging einfach zu den 14 Punkten über. Alle Versuche Italiens, zu seinem Recht zu kommen, wurden durch dunkle Machenschaften gehemmt, und während sich aller Hass auf den festen ethnographischen Block Deutschlands konzentrierte, entzog sich Österreich, das „arme Österreich“ – dessen Rolle als unmittelbarer Herausforderer und direkte Ursache des Weltall-

brandes ganz in Vergessenheit geraten war - aller Verantwortung, indem es sich wie eine bankerotte Firma auflöste. Als sich die Delegierten der besiegten und abzuurteilenden Nationen zum erstenmal am Tische in Versailles trafen und dort die Slowenen-Kroaten bei den verbündeten Siegern und Richtern auf der anderen Seite sitzen sahen, tat der Minister Wiens so, als sei das ein Irrtum: „Tiens, ich dachte, dass mein Platz Seite an Seite mit euch wäre.“ Und in einer solchen Zeit trat der Abgeordnete Bissolati als Minister zurück, um sich zu Mister Wilson zu begeben und mit ihm gegen ein italienisches Dalmatien zu verhandeln.

Vergebens wandte sich Mussolini damals in seinem „Popolo d' Italia“ gegen eine solche Politik à la Cairoli, - „die, wenn sie schon im Jahre 1878 nicht als weise gelten konnte, heute, 1919, nicht nur unheilvoll, sondern direkt dumm sei,“ - indem er sagte:

„Der Imperialismus ist ein ewiges und unveränderliches „Gesetz des Lebens. Er ist im Grunde nichts anderes als „das Bedürfnis, der Wunsch und der Wille zur Ausbreitung, den jedes Individuum und jedes lebende und lebenskräftige Volk in sich fühlt. Sowohl beim Individuum als „auch bei den Völkern unterscheidet sich ein Imperialismus „vom andern vor allem durch die Mittel, mit denen er be- „trieben wird. Imperialismus braucht nicht, wie man „glaubt, notwendigerweise aristokratisch und militärisch zu „sein - er kann auch demokratisch, friedlich, ökonomisch, „geistig sein.“

Leonidas Bissolati kam dann nach Mailand, um mit einer denkwürdigen Rede in der „Scala“ Anhänger zu werben. Gross, mager, knochig, von halb ritterlichem, halb tröpfigem Aussehen, mit den klapprigen Knochen eines Don Quijote und einer sehr langen Nase, auf der eine Notarbrille sass, durch welche zwei Augen himmelblau und milchweiss blickten - so ungefähr sah Leonidas Bissolati aus, der mutige, aber wenig glückliche Redner, der Mann ernster

Studien und überzeugter Abstraktion, der dem Leben doch so fern stand. Es war ein Schmerz, ihn, den Freund, bekämpfen zu müssen, es war bitter, unsere Kinder, seine und unsere Kameraden von gestern, nun bitten zu müssen, bei ihren Angriffen in ihm trotz allem den fünfzigjährigen, freiwilligen Alpenjäger zu respektieren.

Bleich, mit dem harten Gesichtsausdruck, der ihm bei grossen Gelegenheiten eigen ist, sass der Chefredakteur des „Popolo d'Italia“ zurückgelehnt in einer Loge des dritten Ranges. Aber das Publikum fühlte seine Gegenwart wie durch einen magnetischen Strom, und Händeklatschen und die Rufe „Mussolini! Mussolini! - Mussolini soll sprechen!“ unterbrachen, trotz der Weigerung des Angerufenen, den Redner Bissolati des Öfteren. An einer Stelle der Rede aber, in der Mussolini eine Verneinung der ethnographischen und historischen Rechte Italiens sah, quoll in ihm Schmerz und Empörung über, er fuhr in die Höhe und rief mit zusammengepressten Kiefern: „Nein, nein und nochmals nein!“ und schlug dazu dreimal mit der Faust auf die Brüstung der Loge, dass der Staub aus dem Samt aufflog.



Ich muss an jenen langen endlosen Winter des Jahres 1919 denken, wo die Räume des „Popolo d'Italia“ von heimkehrenden Kriegern, die ihre Not klagten, überfüllt waren. Bis auf den Hof standen die Bittsteller und warteten mit der unerschütterlichen Geduld der Feldsoldaten.

„Man muss für die aus der Front zurückkommenden „Kräfte Arbeit schaffen!“, hatte Mussolini schon seit drei Jahren gepredigt, und seit ebenso langer Zeit hatte er ständig verkündigt, „dass es notwendig sei, dem Krieg einen „sozialen Gehalt zu geben und die Massen, die die Nation „verteidigt haben, nicht nur zu entschädigen, sondern auch „in Zukunft an die Nation und ihr Gedeihen zu fesseln.“

Aber die leitenden Stellen hatten nichts getan und für

nichts vorgesorgt. Das kluge Frankreich hatte seinen Soldaten nicht nur einen Triumph bereitet, sondern ihnen auch Geld gegeben, 250 Franken für jeden Soldaten, eine Summe, die ausserdem noch je nach dem Dienstgrad, den Auszeichnungen und der Familienbedürftigkeit, erhöht wurde. In Italien dagegen wurde sogar die vorgeschlagene Entschädigung von 10 Lire pro Mann und für jeden im Schützengraben zugebrachten Monat nicht bewilligt. Während die französischen Legionen vor den Augen der ganzen Welt in einem Siegesdelirium durch Paris nach den Elyseischen Feldern zogen und die Glorie des Triumphes genossen, fand in Rom nichts Ähnliches statt. Elend und traurig zerstreuten sich die Feldsoldaten über das Land. Für sie gab es kein Siegesfestmahl.

Es fehlte an Rohstoffen, die Lira sank in den erschreckenden Abgrund des Rubels, der Krone, der Mark. Die plötzlich zum Stillstand verurteilte Kriegsindustrie setzte ihre an glänzende Verdienste gewohnten Arbeiter und Arbeiterinnen auf die Strasse. Die besseren Firmen bemühten sich zwar, neue Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen, aber die Gier der plötzlich auftauchenden „Pescecani“, der „Haifische“, wie die Schieber und Kriegsgewinnler genannt wurden, riss alles an sich und stürzte sich skrupellos in die abenteuerlichsten Spekulationen und in den wildesten Genuss.

So wurde das Leben von Tag zu Tag teurer, härter und schwerer, und solches geschah in dem „Eden des Friedens“, von dem man in den vier Kriegsjahren so schön geträumt hatte. Durch die persönlichen Enttäuschungen der Menschen wurden die politischen Enttäuschungen noch verschlimmert. Man fand, dass Italien keine Gerechtigkeit widerfahren war, man sah überall nur Absagen und Demütigungen.

Wir Zeitungsleute taten, was nur in unseren Kräften stand, versuchten den Leuten Arbeit zu verschaffen, emp-

fahlen sie weiter, ermunterten sie mit Rat, sammelten für die Bedürftigsten, und für alle war wenigstens ein Wort brüderlicher Herzlichkeit und ein Zehrpennig von 10 Lire da. Es war schon so, dass Mussolini, wenn an die Tür seiner Redaktionsstube geklopft wurde, ganz automatisch, ohne aufzuschauen, sagte: „Gebt ihm 10 Lire“. Ich glaube, er hat das sogar nachts im Traume wiederholt. Aber die mageren Finanzen des „Popolo d'Italia“ waren dieser Inanspruchnahme auf die Dauer nicht gewachsen, und der Geschäftsführer musste uns mehr als einmal mit ernstem Gesichte mahnen, weil kein Soldo mehr in der Kasse war. –

Diese abgezehrten Gesichter der unaufhörlich zuströmenden Bittsteller gaben einen nur allzu klaren Begriff von dem Tiefstand, den das Land seelisch und körperlich erreicht hatte.

Leider mischten sich auch Bettler und Schmarotzer unter die Menge der wahrhaft Bedürftigen. Das beunruhigte Mussolini bisweilen, meistens aber lachte er nur sarkastisch darüber. Wenn er mit uns Redakteuren auf die Strasse ging, zeigte er uns die benachbarten Wirtshäuser, die angefüllt waren mit all jenen Leuten, die eben von uns je 10 Lire bekommen hatten; in Reihen bis auf die Strasse standen die Heimkehrer und warteten, bis sie den Ort betreten konnten, wo die trüben Räusche gemischt wurden. Er war oft ungehalten darüber, dass sie das eben erhaltene Geld gleich im Wirtshaus vertranken. Aber manchmal sagte er auch: „Seht, wie geduldig sie warten. Das ist die grösste „Er rungenschaft des Krieges: ein Volk, das zu warten ge„lernt hat.“

Auf alle diese armen Leute wartete schliesslich zu Hause nur Kälte, Hunger, Elend. Und deshalb standen sie hier im Regen, im grauen Strassenschmutz, um sich dann für einen Augenblick Glückseligkeit antrinken zu können.

Aber wenn die Sonne schien, bekam das Bild einen anderen, heiteren Anstrich. „Der Bolschewismus kommt nicht

„nach Italien, er kommt nicht. In ein Land, das so viel „Sonne hat, kann er nicht kommen!“ rief dann Mussolini als erfahrener Kenner der Volkpsychologie plötzlich aus, und schnippte seinen Mantelkragen, den er meist bis zu den Ohren hinauf geschlagen trug, mit einem Finger herunter. Das war dann ein sicheres Zeichen seiner guten Laune.

DIE REDAKTION DES „POPOLO D'ITALIA“

Handgranaten auf dem Schreibtisch. – Der Barometer-Stuhl. – Wie Mussolini
ausruht. – Der „Käfig der Verrückten“. – Die „Schandspalte“. – Mussolinis
wahrer Beruf.

Wir lebten damals im „Popolo d'Italia“ in einer Kameradschaft, einer brüderlichen Bohème, die einem das Herz weit machte. Die vier Zimmer der Zeitung befanden sich in einem dunkeln alten Haus in einer der elendsten Strassen, im schlimmsten, alten, überlebten Zentrum Mailands. Und doch herrschte viel Heiterkeit, Eifer und Lachen in diesen niedrigen Räumen. Das entschädigte uns für die viele Arbeit und die vielen Sorgen. Bei feierlichen Gelegenheiten kam sogar der „Bär“ Mussolini aus seiner Höhle, einem Kämmerchen, wo er zwischen Schreibtisch, Stuhl und den mit Handgranaten beladenen Büchergestellen thronte. Auch auf dem Ofen waren noch Handgranaten versteckt. Von Zeit zu Zeit kam es vor, dass der uneingeweihte Hausbursche Feuer anmachen wollte, weil Mussolini, seit seiner Schützengrabenzeit auf den Bergen, stets fröstelte; dann stürzte einer der bessereingeweihten Redakteure auf den harmlosen Burschen zu, riss ihm den brennenden Holzscheit aus den schreckerstarrten Fingern und schrie: „Du Unglückskind, du Mörder, willst du uns mit halb Mailand in die Luft sprengen?“

Auf den Tischen ringsum lagen Papierbündel, Zeitungen, Grün-, Blau-, Rotbücher aller Länder, angefangene Leitartikel, zwei Revolver, ein Dolch, ein Band Heine oder Carducci. Auch stand da eine Tasse Milch, die für Mussolini Frühstück und Mittag zugleich war, wenn die Arbeit drängte oder Überfälle vorauszusehen waren. Weitere Bün-

del von Zeitungen aller Sprachen und Länder häuften sich auf dem Boden. An der Wand hing die Flagge der Stosstruppen – ein weisser Totenkopf auf schwarzem Grund, – daneben ein Stahlhelm und eine rotbraune Lederjacke für den Flugunterricht.

Eines Tages, als der Chefredakteur Mussolini ganz gegen seine Gewohnheit rauchte, legte er die brennende Zigarette einen Moment aus der Hand, und zwar, um die Schreibtischplatte nicht zu verbrennen, auf den erstbesten Metallgegenstand, der auf dem Schreibtisch lag. „Halten Sie das wirklich für einen geeigneten Aschenbecher?“ fragte ich ihn. Er sah mich überrascht an, nahm die Zigarette fort, und wir brachen beide in Lachen aus. Der Metallgegenstand war nämlich eine jener Handgranaten, die sehr leicht explodieren, und die immer bereit lagen, um den fast täglich angekündigten Angriff der „roten Arbeiterabteilungen“ zu begegnen. Aber die Angriffe erfolgten nie, und wenn wieder einmal solch ein Angriff als ganz sicher bevorstehend gemeldet wurde, tauchte Mussolini nur gelassen seinen Zwieback oder gleich zwei in die Tasse Milch und streichelte gelassen die vertraute Handgranate.

Der zweite Stuhl in Mussolinis Zimmerchen war sozusagen ein Barometer und hatte seine Geschichte. Da er unter der Last der Papiere und Zeitungen fast schwankte, liess sich sein Herr nur selten herbei, ihn jemand anzubieten. „Im Stehen schwätzen die Leute weniger und beeilen sich mehr,“ sagte er. Wenn er also diesen Stuhl jemand anbot, so wusste man, dass es sich um einen Würdigen handelte.

— In der Wahlzeit jedoch, wenn all die Kandidaturen-Anwärter und alle möglichen Quälgeister und Bewerber herbeiströmten, liess er diesen Stuhl überhaupt entfernen.

„Chi entra, mi fa onore. Chi non entra, mi fa piacere.“ mahnte ein Kärtchen mit grossen Lettern über seiner Türe: „Wer eintritt, erweist mir Ehre; wer nicht eintritt, macht mir „Vergnügen.“

Es war ein Zeichen besondere Rücksicht und grosser Bevorzugung, wenn er Freunde einlud auf einem Haufen von Büchern und Drucksachen, der sich am Boden erhob, Platz zu nehmen: „Machen Sie sich's bequem auf diesen Produkten menschlichen Universalwissens!“ (Es war gerade kein sehr bequemer Sitz.) „Setzen Sie sich, und erzählen Sie mir von interessanten Dingen; ich bin wirklich müde!“

War er müde, so pflegte er in sehr origineller Weise auszuruhen, indem er nämlich Geist, Muskeln oder Nerven neuen heftigen Anstrengungen unterzog. In solchen Fällen konnte ich mich' von der Wahrheit der Einsteinschen Relativitätstheorie überzeugen. Die Zeit als solche existiert nicht, sondern nur die Energie, durch welche die Zeit ausgedehnt oder verlängert wird. Denn sonst wäre es doch nicht möglich, dass die paar Nachmittagsstunden, in denen der pensionierte Beamte im Provinzcafé sein Domino spielt, die elegante Dame sich putzt und der junge Mann gähmend seine Zeitung durchfliegt, den gleichen Zeitraum darstellen können, in welchem¹ der heutige Ministerpräsident Anordnungen an einen Präfekten telephoniert, alle Zeitungen Italiens durchheilt, zum Palazzo Chigi zurückkehrt, Eilbriefe an die Gesandten diktiert, acht Quälgeister abfertigt und schliesslich mit drei verschiedenen intelligenten Menschen drei verschiedene wichtige Probleme erörtert.

„Ausruhen“ heisst für Mussolini immer „fechten“: wenn es geht, mit dem Schwert, wenn nicht, dann durch Meinungsaustausch. Und „von interessanten Dingen sprechen“ bedeutet für ihn, abseits vom flüchtigen „Heute“ in das Gebiet der Geschichte oder bedeutsamer Ideen hineinzutauchen.

Wenn - in jenem lieben, schmutzigen, ersten Nest des „Popolo d'Italia“ - der Chefredakteur Mussolini gut gelärmt war, dann verliess er sein Kämmerchen und kam in das zweite Zimmer, den „Redaktionssaal“, um Cercle zu halten. Das war dann eine „Vollsitzung“. Einer machte es

sich auf dem grossen Tisch bequem, der wie eine Schulbank aussah, schwarz von Tinte und Tintenflecken, zerkratzt von ungeduldigen Taschenmessern, ein anderer schwang sich auf den Ofen oder auf das Fensterbrett, einige sassen auf Stühlen – es gab deren sechs, das Vorzimmer mitgerechnet, und jeder war krüpplicher als der andere – Mussolini aber zog es vor, zu stehen. Vom Hof, einem senkrechten Kamin, durch den man nur zuweilen Sonne und ein Stück blauen Himmel sah, schauten aus den Fenstern der anstossenden armseligen Häuser die Leute zu uns herein. Die Frauen auf den Terrassen der Dächer unterbrachen die Arbeit des Wäscheaufhängens, um einen Blick in unseren „Käfig der Verrückten“ zu werfen.

Wir waren keine bequemen Nachbarn für diese armen Leute. Fast jeden zweiten Tag fanden sie beim Nachhausekommen die Haustore verrammelt und die Ausgänge der engen Strasse von bewaffneten Soldaten zu Pferde besetzt. – Gab es Streiks, Demonstrationen oder einen Festzug, und zogen dann die „roten Fahnen“ durch die benachbarte Strasse Corso di Porta Romana oder nach dem Domplatz zu, so befürchtete man, dass sie mit den „Interventionisten“, den Freunden des „Popolo d'Italia“ (die „Fasci“ gab es damals noch nicht), in Berührung kommen könnten, und sperrte deshalb die Strasse ab. Der „Popolo d'Italia“ hätte sich wirklich allein verteidigen können, und dieser militärische Schutz sah eigentlich einer Bewachung verzweifelt ähnlich.

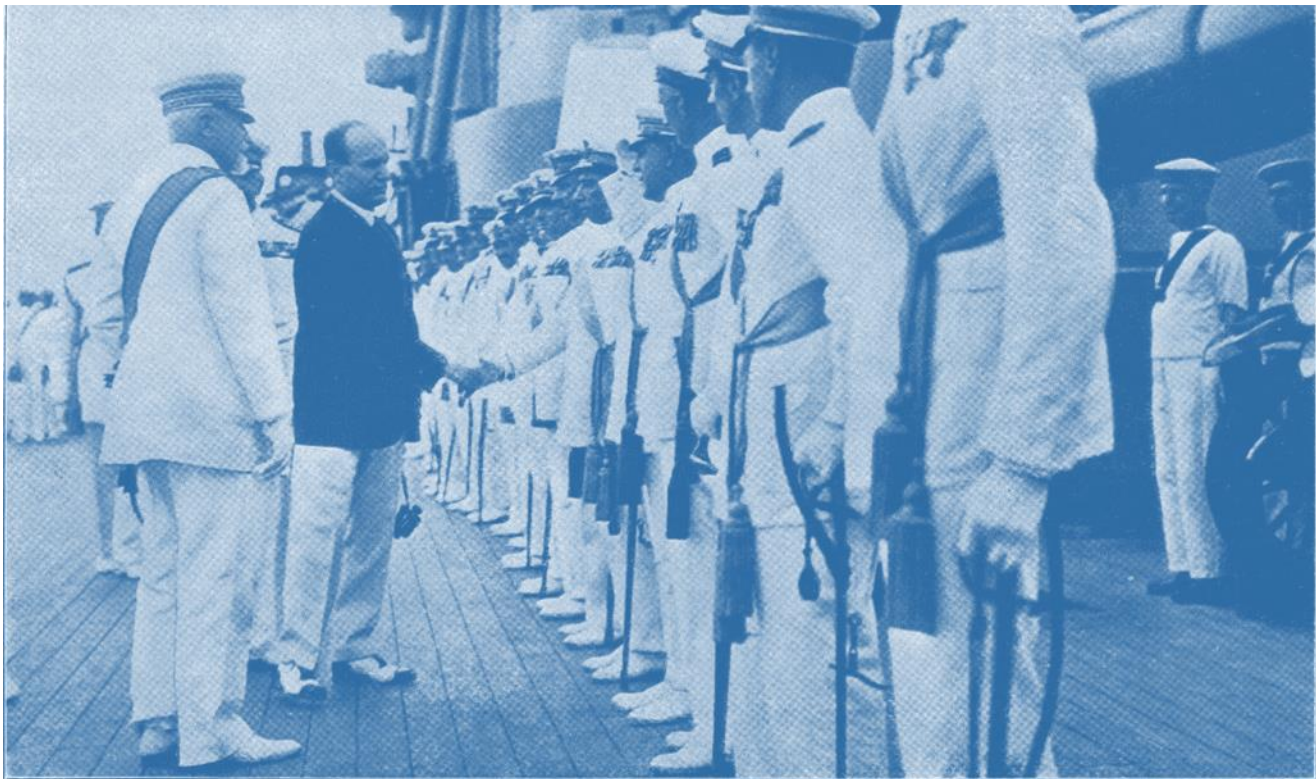
Als Ersatz für die Unannehmlichkeiten, die sich für die Bewohner der Strasse und besonders für die Gewerbetreibenden aus solchen Absperrungen ergaben, konnten die Nachbarn an den lebhaften Diskussionen teilnehmen, die in der Redaktion bei offenem Fenster geführt wurden.

Man sagte dem „Popolo d'Italia“ damals nach, er sei von Frankreich mit „Gold“ bestochen worden, damit er sich für die Intervention Italiens einsetze. Nun, wer uns damals be-

suchte, konnte sich ein Bild davon machen, wie es in einer Redaktion aussieht, der angeblich solche „Goldströme“ zuflossen. Die Treppen waren eng, dunkel, hatten zerbrochene Stufen, und die Räume und das Mobiliar waren wohl das ärmlichste, was man sich vorstellen konnte. Aber was machte das? Wir, die Beherrscher des Ideals, disputierten. Der Chefredakteur entwarf eine Frage in klaren Hauptlinien, der Hauptredakteur Michele Binchi kritisierte, erläuterte sie, meistens durch Fragen und Berichte. Wir andern hörten aufmerksam zu. Wenn das Problem sehr wichtig war und die Laune ausgezeichnet, so kam es manchmal vor dass Mussolini ein Stück unbedrucktes Zeitungspapier ergriff und darauf mit seiner charakteristischen, schneidenden und raschen Schrift die aufgeworfene Frage in diamantener Klarheit schematisch formulierte. Er benutzte dabei sozusagen algebraische Formeln, denn er hatte von Vilfredo Pareto gelernt, politische oder philosophische Behauptungen in der Art von Gleichungen zusammenzufassen.

Dieses Wissen hatte er sich damals angeeignet, als er in Lausanne im Sommer Maurer, im Winter Laufbursche war und daneben noch Student.

„Die Herren Redakteure werden gebeten nicht fortzugehen, bevor sie gekommen sind.“ Mit dieser schmeichelhaften Einladung hatte der Chefredakteur die „Colonna Infame“, die „Schandspalte“, eröffnet, ein Album sozusagen, in das jeder nach und nach ein Motto, eine Karikatur von sich oder seinen Kollegen, oder einen aktuellen satirischen Vierzeiler eintrug. Wer nicht musisch begabt war, begnügte sich damit, einige von jenen Briefen einzukleben, mit denen wir aus allen Teilen Italiens überschüttet wurden, und die ungefähr so lauteten: „Ich habe euch im verflossenen Monat 25 Berichte gesandt, aus diesem Ort, wo sich nie etwas ereignet; und im laufenden Monat 17 Novellen; aber die Post hier ist in den Händen der Bolschewisten, und ihr werdet wohl die Briefe nicht bekommen haben, denn ihr habt



Mussolini bei der Besichtigung der Marine



Mussolini als Führer der faschistischen Miliz



Mussolini als Ministerpräsident in Lausanne

nichts abgedruckt. Man muss gegen die Regierung protestieren, antwortet mir sofort per Eilbrief.“

In diesem Heft gab es auch noch eine Druckfehlersammlung, wo sich alles Mögliche vorfand, mit buntfarbigen Stiften angestrichen.

Die gute, alte, armselig-heroische Redaktion! Wir hatten nicht mal eigene Maschinen und mussten unser Blatt in einer fremden Druckerei drucken lassen, wo auch eine andere Zeitung gedruckt wurde. Infolgedessen kamen wir immer erst spät daran und mussten bald fertig sein, denn es war nur eine Rotationsmaschine vorhanden, die recht langsam arbeitete. Und dabei musste die Zeitung morgens mit den Zügen fort, um überall den treuen Freunden zugestellt werden zu können. Natürlich herrschte die ganze Nacht über bei uns immer Hochbetrieb.

Ein rechtes Sorgenkind war die Lokalchronik. Unser Lokalberichterstatler liess sich manches Ereignis entgehen. Wenn Mussolini dann die anderen Zeitungen entfaltete, so ärgerte er sich: „Es ist alles unnütz, ich werde mich selbst „dahintersetzen müssen. Man versteht es in Italien nicht, „eine gute Lokalchronik zu machen, man versteht es nicht, „schöne Verbrechen zu erfinden. In Frankreich ist das „anders. Da hat Clemenceau, um das Publikum von der „Reparationsfrage abzulenken, sogar den Landru erfunden. „Den Landru, der nie existiert hat! Das ist ein Geniestreich. „Ach, warum habe ich keine Zeit, selbst die Chronik zu „machen. Das wäre mein wahrer Beruf gewesen, für den „ich bestimmt bin.“

Und ich muss gestehen: wenn Mussolini einmal irgendein Ereignis oder einen Tagesvorfall erzählte, so machte er das so bunt und so temperamentvoll, und schmückte alles so schön aus, dass ich sehr enttäuscht war, wenn ich nachher den saftlosen Bericht irgendeiner Zeitung über den gleichen Fall las.

DIE ALTE UND DIE NEUE REDAKTION

Mussolini beim Umbruch. - Die fünftausend Redakteure des „Popolo d'Italia“. - Die „leichten“ und die „schweren“ Dummköpfe.

In der Setzerei des „Popolo d'Italia“ war an der Wand über den Setzkasten folgende, vom Chefredakteur Mussolini eigenhändig geschriebene Verfügung angebracht:

„An dem Tage, wo der Chefredakteur den Umbruch leitete, kam die Zeitung um ein Uhr in die Maschine; ein Rekord, dem nachzueifern ist.

Mussolini.“

Das war die Art Mussolinis, seine Mitarbeiter anzufeuern. Sich selbst schonte er auch nicht; beständig war er unterwegs, in der Setzerei und Druckerei, gab Anweisungen, half beim Umbruch und stellte sich, wenn es nötig war, sogar an den Setzkasten. Dabei begleitete ihn je nach der Jahreszeit eine Tasse kalter oder warmer Milch.

Der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht, der Fixstern, um den die Planeten im „Popolo d'Italia“ kreisten, war der treue Giuliani, der stets zur Hand war, keine Sitzungen und Versammlungen besuchte, nie verreiste, sich nie ins Gefängnis einsperren liess, und immer da war. Daneben aber gab es eine Unmenge von Redakteuren, und solchen, die es werden wollten; wenn es diesen letzteren gelungen war, einmal am „Popolo d'Italia“ mitzuarbeiten, so zehrten sie ihr Leben davon, sie waren dann „jener Gewisse - sie erinnern sich doch, der einen Artikel im „Popolo d'Italia“ veröffentlicht hat.“ Oder sie prahlten: „O, Mussolini hat mich sehr gern; ich will mich durchaus nicht rühmen, aber wissen

Sie, er lässt sich sehr viel von mir sagen, wir sind Duzbrüder.“

Mussolini sagte einmal im Scherz: „Ich glaube, ich habe „5'000 Redakteure, nicht wahr? Denn wenn das wahr wäre, „was all die Leute erzählen, so müssten eigentlich alle ge-„impften Italiener, vor allem alle Analphabeten, bei mir „Redakteure gewesen sein.“

Es war aber auch unglaublich, was sich alles vorstellte, um als Redakteur mitzuarbeiten. Mussolini pflegte den Leuten dann irgendeine Probearbeit zu geben, bei der sich ihre Unfähigkeit bald herausstellte. Über solche Sachen lachte er: „Wir Menschen dieser Welt sind alle mehr oder weniger Dummköpfe,“ sagte er, wobei er allerdings einen anderen kräftigeren Ausdruck aus dem Schützengraben benutzte. „Die Frage ist nur, ob man ein leichter oder „schwererer Dummkopf ist. Gott bewahre mich vor den „schweren Dummköpfen.“

Die „schweren“ Dummköpfe waren nach seiner Definition jene Menschen, die zwar guten Willen hatten, aber so sehr von ihrem eigenen Wert überzeugt waren, dass sie glaubten, die Welt mindestens dreihundertmal im Jahr höchst eigenhändig retten zu müssen. Das waren die „Männer mit dem Rart“, wie sie Mussolini nannte, der bekanntlich bartlos ist und nur in seinen jungen Jahren ein kleines Schnurrbärtchen getragen hatte. Er verabscheute in fast abergläubischer Weise die veralteten monumentalen Bärte, diese falschen äusseren Verhüllungen, mit denen sich die oberflächliche Dummheit brüstet; wenn er einen solchen Bart sah, verfinsterte sich sein Gesicht.

„Das Leben ist voll von Pflichten, die erfüllt werden müssen, und voll von Schmerzen, die überwunden sein wollen. „Erfüllt also die Pflichten, und ertragt die Schmerzen ohne „Tränen und ohne unnützes Geschwätz, und gebt uns nüch-„terne Tatsachen, die aus der Erfahrung und der Wirklich-„keit geschöpft sind,“ hörte ich Mussolini einmal zu einem

redaktionellen Mitarbeiter sagen. Trotzdem setzte er sich manchmal mit seinem Temperament über diese Anschauung hinweg. Zwar endeten im Allgemeinen all die eingesandten schwülstigen Artikel im Papierkorb, aber zuweilen gab Mussolini der hartnäckigen Quälerei irgendeines Quälgeistes nach und schickte einen solchen Artikel in die Setzerei. Dann kam Giuliani atemlos angelaufen, raufte sich die Haare und schrie: „Das geht nicht mehr, wir müssen sonst die ganze Seite neu umbrechen!“ worauf Mussolini ihm nur ruhig antwortete: „Ach was, was sind denn das für Geschichten, es muss gehen.“ Und es ging auch, weil er es wollte.

Die liebe, unbequeme, schauerhafte, alte Redaktion! Als wir umzogen, verliessen wir sie mit einem Seufzer, denn wir hatten das Gefühl, als liessen wir in den kleinen Zimmern einen Teil unserer Jugend zurück. Die neue Redaktion, wohin wir im Jahre 1920 übersiedelten, war in der Via Lovanio, eigens gebaut, sauber und geräumig, und die Druckerei war im Hause. Im Arbeitszimmer des Chefredakteurs befanden sich sogar richtige Möbel, Teppiche und ein Klubsessel. Als Mussolini von seinem neuen Arbeitszimmer Besitz ergriff, sagte er bei der ersten Besichtigung: „Ein Klubsessel? Ein Klubsessel? Für mich ein Klubsessel?

„Raus damit, sofort, sonst werfe ich ihn aus dem Fenster! „Lehnstühle und Pantoffeln sind der Ruin des Mannes.“

Und dann erst nahm er von seinem Arbeitszimmer Besitz. – Aber fast noch mit grösserer Freude bemächtigte er sich eines grossen, noch unvollendeten Nebenraumes, dem sogar noch das Dach fehlte; dort erhielt er jeden Morgen seinen Fechtunterricht, und wir hörten das Geräusch der Stimmen, den Lärm der sich kreuzenden Klingen, das Kommando „Achtung, los!“ bis in die Redaktion.

Im Anfang betrachteten wir die neue Redaktion mit Misstrauen, ja fast mit einem geheimen Groll. Und doch haben wir von ihr aus nicht nur die Schlacht einer Partei, sondern die Schlacht der Nation geschlagen. Was die Jugend vor-

bereitet, muss der Mann beschliessen, was wir in jener alten Redaktion vorbereiteten, wurde hier zur Tat. Man kann sich nicht immer nur mit dem Säen begnügen, man muss auch ernten; und man muss siegen und immer siegen, denn für den Sieger gibt es kein Mitleid.

„Man kann wohl aus einem Zelt in einen Palast gelangen,“ sagte Mussolini im Jahre 1922 bei einer Enthüllungsfeier, „wenn man jederzeit bereit ist, nötigenfalls aus dem Palast „wieder in das Zelt zurückzukehren.“

XXXVII

DER FASCIO

Die Gründung. - Kleine Anfänge. - Die bolschewistische Welle.
- Die neue Aristokratie. - Jede Partei will die „rötteste“ sein.

Die erste grossartige Heerschau der bolschewistischen Streitkräfte in Italien fand am 18. Februar 1919 statt. Zehntausende von Männern, Frauen und Kindern zogen unter Absingung des „Liedes von der roten Fahne“ drohend durch das Zentrum von Mailand. Solches geschah vier Monate nach dem Waffenstillstand, in einer Zeit, wo unserem Sieg jenseits der Adria die Flügel beschnitten wurden. Einen Monat später, am 23. März, fand, als Antwort auf jene eindrucksvolle Heerschau, die erste bescheidene Versammlung der „Fasci di Combattimento“, des „Kampfbundes“, statt. In dem zu diesem Zwecke gemieteten ärmlichen Saal einer Handelsschule, in einem abgelegenen Stadtteil des alten Mailand, hatten sich 145 Personen versammelt. Unter diesen braven Leuten waren kaum zehn mit bekannten Namen. Manche von den Anwesenden wurden nachher, als die Bewegung anwuchs, ängstlich und machten sich davon; es waren brave Bruthennen, die nicht gerne Adlereier ausbrüten wollten. Sie wurden durch andere ersetzt, die, ohne an dieser ersten mittelmässigen Versammlung teilgenommen zu haben, wirkliche Bekenner und Märtyrer waren und die Kraft des Glaubens hatten. Ich nenne sie nicht nur Märtyrer im übertragenen Sinne, denn sie waren es wirklich: diese Jünglinge, die Blüte unseres Stammes, fielen zu Hunderten für ihre Überzeugung. Es genügt, wenn ich an jenen sechzehnjährigen Studenten erinnere, der von der wütenden

Menge ermordet wurde, weil er sich weigerte, „Abbasso l'Italia“, „Nieder mit Italien“, zu rufen.

Es wird wohl, selbst unter seinen Freunden, wenige Menschen geben, die den Bolschewismus von seinem ersten Auftreten an mit so aufmerksamen und vorurteilslosen Augen verfolgt haben wie Mussolini.

Während die klugen Männer der offiziellen Welt und auch die Parteisozialisten für diese Erscheinung nur ein Achselzucken übrig hatten und den Sturz dieser „ephemerer Monstrosität“ von einem Augenblick zum andern erwarteten, wiederholte Mussolini hartnäckig immer wieder dasselbe: „Er wird dauern. Er wird andauern. Er hat gedauert. Er wird dauern!“ Die tyrannischen Formen der neuen Regierung Russlands vermochten sein Urteil auch nicht dadurch zu trüben, dass sie ihm Entsetzen einflößten, denn er sah klar, worum es sich bei dieser Angelegenheit handelte. Denn es ist nicht gesagt, dass sich ein Geschichtsverlauf überall, in jedem Lande, unter jedem Klima in gleicher Weise abwickeln müsse; die Erfahrung lehrt vielmehr das Gegenteil. Und gerade um dieses gesunden, historischen Realismus willen konnte man es nicht zulassen, dass Italien sein eigenes Ich, die hohe Stufe westlicher Zivilisation verlasse, um dem Schatten einer bankrotten asiatischen Chimäre nachzulaufen. Mussolini hatte damals den Mut, zu behaupten:

„Wir sind auch konservativ, denn in der alten Zivilisation „des Westens gibt es verschiedenes, was konserviert werden „muss, so die Freiheit des Individuums, die Freiheit des „Geistes, der nicht allein vom Brot lebt- eine Freiheit, die „von den Diktatoren der Leninschen Kasernen ebensowenig „unterdrückt werden kann, als sie von den Unteroffizieren „der preussischen Kasernen erdrückt werden konnte, denn „das wäre ein Rückfall in die Barbarei des elften Jahrhun- „derts gewesen.“

Er schrieb das in jener Zeit, als der Untertitel des „Popolo

d'Italia“ geändert wurde und nicht mehr „Sozialistische Tageszeitung“ lautete, sondern „Giornale dei combattenti e dei produttori“, – „Zeitung der Kämpfer und Erzeuger“.

Mussolini beschäftigte sich damit, die kommunistische Illusion des Ostens mit zähem Eifer zu sezieren, Stück für Stück, Mann für Mann, ihre Worte, ihre Taten und ihre Macht. Er zeigte, dass die russischen Antizipationen nicht kommunistisch, sondern kapitalistisch waren; dass das eigentliche Verdienst von Lenin darin bestand, das unendliche Russland aus der Eingeengtheit der Autokratie befreit und es, mit seinen ungeheuren Reichtümern, in das Wirbelspiel der kapitalistischen Zivilisation geworfen zu haben, indem er es dem Kapitalismus erschloss, der vor allem eine Organisationsform der modernen Produktion ist. Er prophezeite, dass Russland einst das „Gelobte Land“, eine der grössten Produktionsmächte der Welt, werden würde.

Aber das negative Programm: Kampf gegen den Bolschewismus, war nicht das einzige ideale Ziel der „Fasci“ und konnte deren praktische Tätigkeit nicht erschöpfen. Niemand fühlte klarer als Mussolini, dass man in dieser veralteten, verschlossenen und verseuchten Atmosphäre nicht mehr länger atmen konnte, und dass eine Revolution in Italien nunmehr notwendig sei. Die wichtigste Frage des Problems war: In welchem Sinn sollte eine solche Revolution gemacht werden? dem Geist der Vergangenheit: entsprechend, oder zum Besten der Zukunft? Darauf zu antworten war schwer, aber sehr wesentlich, denn das einzige wahre revolutionäre Temperament, das einzige mögliche Oberhaupt einer Revolution war in Italien niemand anders als Mussolini selbst.

Seit jener Zeit hörte man von seinen Lippen häufig und hartnäckig das Wort „Aristokratie“. Die Beschaffenheit der ersten „Fasci“, wie auch die bei ihrer Gründung gehaltene Rede: das war alles wie ein Appell an die neue, aus dem Kriege hervorgegangene Aristokratie der Frontsoldaten, an

die „Schützengrabenaristokratie“, in der sich sozusagen jene Kaste erhabenster priesterlicher und kriegerischer Tugend verkörperte, von der schon Nietzsche geschwärmt hatte.

Da eine Revolution kein Anfall von Epilepsie oder Veitsanz sein darf, musste sie Ziel, Kräfte und Methode haben. „Ich war es,“ rief Mussolini aus, „ich war es, der 1913 „verkündete: das Proletariat braucht ein ‚Blutbad‘, braucht „einen ‚historischen Tag‘. Es hat nun deren Tausende er„gebt, und das Blutbad dauerte drei Jahre. Die Masse, die „damals, als ich das sagte, durch die Mitarbeiterschaft mit „Giolitti in Mutlosigkeit und Teilnahmslosigkeit verfallen „war, lebt heute noch in jener Revolution, die im August „1914 begann.“

Es ist sehr einfach und leicht, den Rhythmus der revolutionären Bewegung ungezügelt zu steigern. Aber man muss auch die Kraft haben, die Bewegung mässigen und zurückhalten zu können, um eine Zersplitterung, ja den Ruin zu hindern, und man muss auch die Kraft haben, den Schreibern zu widersprechen, selbst auf die Gefahr hin, für einen Reaktionär zu gelten. Reaktion oder Revolution – für Mussolinis Denken gab es nur eine Richtlinie: „Alles, was das „italienische Volk gross macht, findet in mir einen Förderer, „und alles, was das italienische Volk erniedrigt, verunstaltet „und befleckt, wird in mir einen Gegner finden.“

Die Worte, mit denen er zur moralischen Erhebung aufruft, waren eigentlich eine sehr merkwürdige Erscheinung in jener Nachkriegszeit, wo zwischen den vereinigten Sozialisten, den Anhängern der Dritten Internationale, den Kommunisten und Sowjetfreunden ein Wettkampf darum ausgebrochen war, wer von ihnen „am röttesten“ wäre. Alles bemühte sich, „rot“ zu sein, die Priester unter Don Sturzo ebenso wie die konkurrierenden Demokraten; die Republikaner waren sogar ganz rot, und sogar die Konservativen sahen sich genötigt, wenigstens „rötlich“ zu scheinen. Die ganze Geschichte erinnerte an das Treiben von Konkurrenten, wo

jeder behauptet, die beste Ware der Welt zu haben. Allerdings war diese grosse Propaganda nicht umsonst. Die Sozialisten hatten 156 Abgeordnetensitze erobert, sassen in 2'500 Gemeinden und 36 Provinzverwaltungen, die sie sich durch 1'800'000 sozialistische Stimmen erobert hatten. Die sozialistische Partei zählte damals 3'000 Sektionen mit 200'000 eingeschriebenen Mitgliedern und drei Millionen organisierter Arbeiter.

„Ich mache diesen Wettlauf um das rötteste Rot nicht „mit!“ protestierte Mussolini, der Gründer der „Fasci“, und stülpte sich mit einem Faustschlag den Hut auf seinen harten Starrkopf. „Ich mache das nicht mit, bei Gott! Die Masse „muss erzogen werden, und nicht durch Schauspielerei und „Demagogenschmierigkeit umschmeichelt werden. Wir „müssen uns der Masse als Erzieher zeigen, die nicht den „Erfolg, nicht Popularität, keine Stipendien und keine Stimmen suchen. Die Zahlen der sozialistischen Eroberungen „sind zwar erstaunlich, aber es sind doch nur Zahlen, es ist „der Tonnengehalt eines riesenhaften Dickhäuters ohne „Seele! Was nützt die Grösse, der innere Motor ist ver- „dorben!“

XXXVIII

DIE TAGE VON FIUME

Jagd auf Kriegsbeschädigte, und Amnestie für Deserteure. – Der Dichter d'Annunzio und der Bauer Mussolini. – Mussolini fliegt nach Fiume.
Revolverschüsse für Almosen.

Am 15. April 1919, einem der Tage des üblichen Generalstreiks, hatte ich den Kameraden, wie immer in den Belagerungszeiten, Zigaretten und die Thermosflasche mit Kaffee in die verrammelte Zeitung gebracht. Als ich durch den vereinsamten Corso mit seinen geschlossenen Toren und herabgelassenen Rolläden ging, begegnete ich statt den gewohnten Schreiern einer ernsten geordneten Gruppe. Sie schwenkten brennende Holzscheite; an ihrer Spitze ging einer mit stolzem Gesicht voran und hielt einen blutigen Helm. Es war eine Gruppe der „Stosstruppe“ der Kriegsteilnehmer und Faschisten; sie kehrte von der Zerstörung der Druckerei des „Avanti“ zurück, aus deren Fenstern ein junger Soldat durch Gewehrschüsse getötet worden war, der zur Verteidigung der Zeitung gegen Protestdemonstrationen dort auf Posten gestanden hatte. Den revolutionären Redakteuren der Zeitung, die man in den merkwürdigsten Verstecken vorgefunden hatte, war kein Haar gekrümmt worden.

„Mein Gott, ich danke dir,“ betete ich in meinem Herzen, „dass wir nun, um unserer Toten willen, andere Zeiten erleben werden.“

Die Trägheitswelle, die nach dem Kriege über ganz Europa zog, war gewissermassen ein körperlicher Kollaps. In Italien waren die zweifelhaftesten Elemente darunter. Diese

Trägheitswelle appellierte an die schlechtesten Instinkte der Massen, an die Faulheit und Vergnügungssucht, und rief zur Anarchie, oder noch besser; zum Chaos auf. „Bandiera rossa, la trionferà“, „Die rote Fahne wird triumphieren“, hörte man ständig, sogar im nächtlichen Schweigen, rauhe, trunkene Stimmen brüllen. O Italien, du Heimat des schönen Gesanges! – Unverschämtheit war ein Dogma geworden, eine Mode, ein Merkmal der Überlegenheit. Weibliche Wesen wagten sich selbst in der einfachsten Kleidung kaum noch in die Trambahn: „Bürgerliche Schweinebande,“ brummen die Genossen, und die Schaffner betrachteten die Fahrgäste mit finsterner Miene und bahnten sich mit unfreundlicher Unduldsamkeit, mit Rippenstößen und Fusstritten den Weg durch die Fahrgäste. Der Streik war permanent und erstreckte sich auf alle Dinge, und sogar auf den wichtigen öffentlichen Dienst; von den Trambahnangestellten wurde er mit besonderer Vorliebe gepflegt, trotzdem die Nachteile vom ganzen Volk in gleicher Weise empfunden wurden. Oft wurde die Arbeit aus ganz lächerlichen Gründen niedergelegt, und dann mussten die Gewerkschaften wieder endlos verhandeln.

Auf dem flachen Lande war es auch nicht anders. Die Pächter dachten nicht daran, ihre Eigentümerpacht zu zahlen, das wäre ihnen wie eine altertümliche Sitte vorgekommen; ja, in einigen Landesteilen entfesselte sich sogar der düstere Trieb der „Jacqueries“. In den Menschen war eine Wildheit frei geworden, die mehr teuflisch als tierisch war, weil sie sich mit Arglist paarte. In Empoli wetteiferten Weiber und junge Mädchen mit den Männern in ruchlosen Schändlichkeiten gegen eine Truppe Matrosen, nur weil diese Uniform trugen. Es gab kein Mitleid und keine Ehrfurcht mehr, und das Vaterland wurde verachtet und beschimpft. Und dabei lag die Schuld an diesen Zuständen nicht nur bei der Masse, sondern auch bei jenen dem Namen nach regierenden Kreisen, die, sei es aus Kraftlosig-

keit oder Unfähigkeit, aus Faulheit oder Feigheit, nichts anderes zu tun wussten, als demagogisch zu wirken; man tat damals ganz offen mit den Sozialisten „schön“ und begünstigte sie durch allerlei Konzessionen. „Realpolitiker“ im engsten materialistischen Sinne, schämte sich der Ministerpräsident Nitti nicht, die Erklärung abzugeben: „Italien will jetzt nicht mehr vom Krieg reden hören; wir befinden uns in einem Zustand, wie am Morgen nach einer Ausschweifung: jede Erinnerung an die Orgie ekelt uns an und treibt uns die Schamröte ins Gesicht. Man dürstet jetzt nach Worten der Reinheit.“ - Und wenn man auch die erste der drei aufeinanderfolgenden Amnestien noch als einen Akt ausgiebiger Gerechtigkeit gegenüber den ungleichen und zuweilen überstürzten Urteilen der Kriegsgerichte ansehen konnte, und auch den Umfang der zweiten Amnestie noch teilweise zu entschuldigen vermochte, so war die dritte Amnestie, die sich sogar auf die Deserteure erstreckte und die Überläufer rehabilitierte, ja, ihnen sogar das Zeugnis verlieh, „treu und ehrenvoll gedient zu haben,“ eine Beleidigung unserer Toten.

Als die Offiziere, die Kriegsbeschädigten und die Soldaten von der Meute des Volkes auf den Strassen verfolgt, geschlagen, verwundet wurden, so dass sie sich am hellen Tage in die Häuser und Restaurants flüchten mussten, um sich hinter Rolläden und Barrikaden von umgestürzten Tischen zu verschanzen - als den Kriegsbeschädigten die mit ihrem Blut verdienten Ehrenzeichen von der Brust gerissen wurden und von der Menge unter wieherndem Gelächter mit Füßen getreten wurden -, welchen Schutz fanden damals die Schützer des Vaterlandes bei den höchsten Staatsbehörden? Das einzige, was die Regierung tat, war ein Rundschreiben des Kriegsministers, worin ersucht wurde, in Zukunft das Tragen von Uniform zu vermeiden und sich der Zivilkleider zu bedienen, „um nicht herausfordernd zu wirken“.

Aber es reifte ein Herbst heran, dessen Ernte die Rettung brachte.

Am 12. September 1919 unterbrach Gabriele d'Annunzio die Vorbereitungen zur Luftreise Rom-Tokio, die von ihm allein, gegen alle, ersonnen worden war und äusserst tatkräftig organisiert wurde. Nachdem er in Ronchi bei Görz Legionen von Getreuen und ein vollständiges Regiment Grenadiere unter Waffen vereinigt hatte, überschritt er die Waffenstillstandslinie und besetzte Fiume. Der „Popolo d'Italia“ stellte sich gleich begeistert an seine Seite; der Faschismus begriff sofort, dass von dort die Erlösung kam.

Dass der verantwortliche Staatsmann offiziell die Handlungsweise des Dichters ablehnen musste, war unvermeidlich und notwendig, aber es war nicht nötig, dass das so armselig geschah, ohne ein Wort der Vaterlandsliebe, ohne einen Ton geistiger Erhebung; es war nicht nötig, dass ein grosses Volk durch den Mund seines politischen Leiters im Parlament als „von fremdem Willen durch das Joch des Hungers abhängig“ erklärt wurde. Nur wegen des erhaltenen Mehles, nur aus Angst um den Kurs der Lira, verkündete die Regierung am Tage nach diesem grössten Siege der Nation ganz öffentlich, dass die Verbündeten Italiens nun die Herren des Landes geworden waren.

Aber d'Annunzio hatte mit der Erkenntnis des Sehers erfasst, dass ein erlöstes Fiume Italien retten würde. Wie im Heiligen Gral hatte er, der Meister brennender Geheimnisse, die Blüte der italienischen Ritterschaft um den geheimnisvollen Kelch des Blutes der Märtyrer geschart. „Ich habe Fiume nicht besetzt, um daraus irgendeine der vielen Unterprefekturen des Königreiches zu machen,“ sagte d'Annunzio. Zehn Monate lang hielt er die Welt in Schach. Und wenn auch die relative Wirklichkeit über die absolute Poesie siegte, so bekam sie doch von der Poesie Farbe, Form und Auftrieb. Fiume blieb schliesslich italienisch, und italienisch wurde auch Italien wieder.

Die Flammen, die von Fiume, diesem Leuchtturm an der Adria, ausgingen, wurden vom „Popolo d'Italia“ mit anderen flammenden Signalen beantwortet. „Der Kommandant von Fiume ist ein grosser Poet, den ich von ganzer Seele bewundere; was mich anbetrifft, so bin ich ein grosser kräftiger Bauer, der an die Realität seiner Scholle gebunden ist,“ sagte der Führer der „Fasci“.

Die im „Popolo d'Italia“ eröffnete Sammlung für Fiume füllte die Zeitung täglich mit Namen und Zahlen, die wie ein Ruf der Sehnsucht nach Grösse waren.

Der Leiter des „Popolo d'Italia“, Mussolini, wollte sich damals nach Fiume begeben. Das war nicht so leicht, denn er wurde auf Schritt und Tritt bewacht. Einmal versuchten wir in den verschlungenen Gassen Venedigs unsere Beobachter zu täuschen. Wir schlängelten uns durch die Gassen, liefen im Sturmschritt durch die Labyrinth und triumphierten schon: „Die Spuren sind verwischt.“ Aber der erfahrene, berufsmässige Sträfling Mussolini war nicht so optimistisch, er stellte sich vorsichtig an einer Ecke auf die Lauer: „Da sind sie schon,“ sagte er und zeigte uns zwei Polizisten, die einherschritten. – Es war ein schöner Oktobertag, mit Sonne und einem blauen Himmel über einem blauen Meer. Trotzdem war Mussolini finster und verbittert; diese Beaufsichtigung weckte in ihm den Instinkt des wilden Tieres und machte ihn noch unduldsamer und unüberlegter. – Unterdessen hatte ihm ein Seeoffizier die Überfahrt auf einem Torpedojäger angeboten, Privatpersonen stellten ihm ihre Motorboote zur Verfügung, und das gleiche taten die Flieger.

Tatsächlich gelang es ihm, hinüberzukommen. Am 9. Oktober 1919 bat er in einer Versammlung der „Fasci“ in Florenz vor Beginn seiner Rede um Nachsicht, falls alles nicht ganz ordentlich sei, aber er komme gerade aus Fiume zurück, wohin er sich im Flugzeug begeben habe, um Nitti einen kleinen Streich zu spielen, und wo er „die Luft des

Wunders und der wunderbaren Erscheinungen geatmet“ habe. Bei der Rückkehr hatte eine Bora, ein Nordwind, den Piloten gezwungen, ausserhalb des Flugplatzes eine Notlandung zu machen, wobei ein Regimentskommando behilflich war, das nicht recht wusste, ob es Mussolini als Gast oder als Gefangenen behandeln sollte, und das ihm voll überraschter Bewunderung ein Festmahl anbot. Ungeachtet dieser sportlichen Leistung war Mussolinis Rede durchaus frisch und wies bereits die Richtlinien des zukünftigen faschistischen Gedankens auf, besonders in Bezug auf seine originellste Schöpfung, den Wirtschafts- und Arbeitersyndikalismus, der in jenem entscheidenden Augenblick verwirklicht wurde, als sich der Faschismus zur Massenpartei entwickelte. „Wenn sich das Bürgertum nicht selbst „verteidigen kann, so darf es auch nicht auf unseren Schutz „hoffen. Wir verteidigen die Nation. Wir wollen das moralische und materielle Wohl des ganzen Volkes,“ sagte er.

Zur Mittagszeit vertagte sich der Kongress, und Mussolini, der alle Festgelage hasst, sass ganz allein in einem Restaurant der Piazza Vittorio Emanuele. Es war ein Uhr, Florenz ging schwatzend spazieren. Mussolini wurde von einigen erkannt, eine Gruppe von vier, fünf jungen Leuten verabredeten unter sich einen üblen Streich: sie schickten sich an, an Mussolini vorbeizumarschieren, und dabei wollte jeder von ihnen ihm eine Kupfermünze hinwerfen. Aber kaum war der erste da, so hatte Mussolini schon den Militärrevolver aus der Tasche gezogen, und ihn offen auf den Tisch gelegt. Er stand nicht auf und vergriff sich auch nicht an ihnen; er sagte nur mit klarer Stimme: „Der erste, der hier noch vorbeigeht, kriegt eine Kugel.“

So wechselten die dramatischen Episoden mit tragikomischen ab. Ich erinnere mich noch, wie eifrig wir oft zum „Popolo d’Italia“ liefen, um wichtige Dokumente schnell nach Hause in Sicherheit zu bringen, weil eine polizeiliche Haussuchung in der Redaktion zu befürchten war.

„Man muss der Menge die Stirn bieten, niemand darf „sagen können, dass uns in Mailand die Sozialisten einschüchtern, und dass wir es nicht wagen, auf die Strasse zu „gehen,“ bestimmte der Chefredakteur. Wenige Abende vor der Wahl, als die Wahlleidenschaft aufs Höchste gestiegen war, wurde auf der Piazza Belgioioso eine faschistische Versammlung unter freiem Himmel abgehalten. Vor dem roten Haus, wo Manzoni starb, stand ein Lastwagen, von Windlichtern beleuchtet; ringsum scharten sich die Stosstruppen, deren männliche Gesichter wie von kriegerrischem Feuer gerötet waren. Von Zeit zu Zeit stieg aus ihren Reihen, wie einst an den Ufern des Piave, eine grüne Rakete zum dunkeln Himmel auf. Nie war in der Nachkriegszeit der Krieg so lebendig, so gegenwärtig wie damals; man wunderte sich noch, dass die Strassenlichter nicht mehr wegen Fliegergefahr verdunkelt wurden.

Nie war der Führer im Aussehen und im Sprechen römischer gewesen. Aus der Menge, die dichtgedrängt und schwarz den Platz füllte, drang öfters ein unterdrücktes Gemurmel; es war noch kein Beifall, keine Zustimmung, aber man merkte doch schon Sympathie und Bewunderung. „Dieser da schickt doch wenigstens keine anderen vor, um etwas sagen zu lassen.“ - „Er spricht deutlich, er hat Schneid: das nennt man reden!“ murmelten die Leute mit jenem instinktiven Wohlgefallen, das man einem Menschen entgegenbringt, der seine Seele unverhüllt zeigt.

TATSACHEN UND VORSTELLUNGEN

Zum elftenmal im Gefängnis. – Stunden der Unzufriedenheit. – Mussolini als dramatischer Dichter. – „Lebe gefährlich!“

Zwei Tage nach seiner glänzenden Wahniederlage befand ich mich im Zimmerchen des Chefredakteurs.

Der „Avanti“ hatte gerade die boshafte Zeilen veröffentlicht: „Heute Morgen wurde im Kanal eine Leiche im Zustand fortgeschrittener Verwesung aufgefischt. Es scheint sich um Benito Mussolini zu handeln.“ Und Abend für Abend zogen am Hause Menschenmengen vorbei, die ihn mit parodistischen Totengesängen verhöhnten. „Wenigstens werde ich jetzt Zeit haben, mich zu rasieren und auszuschlafen,“ brummte der „Totgesagte“, der während der Wahlschlacht keine Zeit für diese Dinge übrig gehabt hatte. Die ganze Wahl ekelte ihn an, und wenn er an den Fetzen der Wahlplakate vorbeikam, so verzog sich sein Gesicht zu einer Grimasse des Ekels.

Plötzlich kam der Hauptredakteur ängstlich, mit verzerrter Miene ins Zimmer und meldete: „Benito, die Polizei ist draussen!“ Auf das honigsüße verlegene Ersuchen der Polizisten, doch freundlichst in einer Droschke auf einen Augenblick zur „Aussprache“ auf die Polizei zu kommen, antwortet Mussolini nur mit scharfer Stimme: „Ich habe mit dem Herrn Polizeipräsidenten nichts zu besprechen!“ Die Polizisten zeigten daraufhin ein Schriftstück vor. Mussolini las es, stand auf und sagte zu uns: „Lebt wohl, ich werde verhaftet!“

Vor Empörung und auch vor Stolz schlug uns das Herz bis an den Hals, während Mussolini die Treppe hinunter-

stieg und sich in den Wagen setzte. „Verdammt,“ schrie der Hauptredakteur und schleuderte alles, was ihm in die Hand kam, wütend zu Boden. „So behandelt man einen Mann, der-Italien nach dem Unglück von Caporetto gerettet hat!“

An diesem selben Tage, wo man Mussolini verhaftete, wurde Misiano, der im Felde als Soldat desertiert war, zum Vertreter zweier Wahlkreise, darunter Neapels, ernannt.

Aber Nitti war weder ein Mann des Mutes noch der Rache. Nach diesem unbedeutenden, lächerlichen Racheakt der Verhaftung bekam er Angst vor dem Skandal, und am Tage darauf, um vier Uhr, gerade als wir ein Paket mit interessanten Büchern für den Gefangenen herrichten wollten, sahen wir den Chefredakteur zurückkehren, von einer kleinen Gruppe von Menschen am Tor des Hauses mit Beifallklatschen empfangen. Wir strahlten vor Freude. Er sagte nur: „Gerade jetzt, wo ich im Gefängnis begann auszuruhen und die Nerven zu entspannen, lässt man mich wieder frei.“

In den ersten Wochen nach dem unglücklichen Wahlergebnis und nach seiner Verhaftung blieb die sonst immer mit Menschen angefüllte Redaktion leer. Aber in kurzer Zeit kehrte die Herde wieder zu ihm zurück. Wer ausharrt, hat immer recht. Und trotzdem ihn damals oft gerade die nächsten Arbeits- und Kampfgefährten verrieten, hat er wohl nie tapferer und mit so intensivem Genuss gekämpft als in jener Zeit.

Von Zeit zu Zeit ging es ihm allerdings wie einem Vater, der mit seinem Sohne unzufrieden ist. In solchen Unzufriedenheitskrisen ärgerte er sich über die Zeitung: „Ich verkaufe sie, die Zeitung wird verkauft, sie wird verkauft. „Sie geht doch nicht so, wie ich es möchte,“ so wie ungefähr eine Mutter zu ihrem Sohn sagt: „Ich werde dich in eine Besserungsanstalt schicken,“ oder „wart' nur, ich werde den schwarzen Mann rufen, damit er dich holt!“ In ähnlicher Weise pflegte Mussolini dann loszuwettern. Oder er

sagte auch: „... Und ausserdem darf man kein Gewohnheits-
„men sch werden. Ich bin schon zu lange Journalist. Ich
„könnte mich auf andere Handwerke legen, vor allem könnte
„ich Maurer werden, als Maurer bin ich ausgezeichnet. Und
„dann lerne ich doch eben Flieger. Oder ich könnte auch mit
„meiner Violine durch die Welt ziehen, das wäre ein pracht-
„volles Handwerk: ein fahrender Sänger. Meiner Familie
„lasse ich alles, was ich aus dem Verkauf der Zeitung löse.
„Für mich würde ich schon genug zum Leben finden. Übrig-
„gens hat mir Bocca ein vorzügliches Angebot für mein
„Buch ‚11 Mito e l’Eresia‘ (‚Mythus und Ketzerei‘) gemacht.
„Ich brauch mich nur vierzehn Tage zurückzuziehn, dann
„schreibe ich es sofort. Ich habe auch mit Talli gesprochen:
„ich könnte Schauspieler und Bühnendichter werden. Mein
„dreiaktiges Drama ‚La lampada senza luce‘ ist schon fertig,
„ich muss es nur niederschreiben.“

Nachdem er sich ausgetobt hatte, kehrte er wieder glücklich in die Redaktion zurück, um irgendeinen jener fließenden, gepfefferten und gewürzten Artikel zu feilen, die neben dem Leitartikel zu schreiben ihm ein besonderes Vergnügen machte, wenn er guter Laune war. Nie war jemand mit grösserer Leidenschaft Journalist als Mussolini. Und wenn es gerade keinen Streik, keine Versammlungen, keine Demonstrationen und Kämpfe gab, so versuchte er, sich das Leben durch andere Sachen zu „dramatisieren“, zum Beispiel durch ein Duell. Vergeblich wollten die Redakteure die Verantwortlichkeit auf sich nehmen, als Mussolini eines Artikels wegen zum Zweikampf herausgefordert wurde. Sie flehten ihn an: „Ein General befiehlt den Kampf, aber er kämpft nicht selbst mit.“ – „Ach was, ach was,“ sagte Mussolini, „auch ein General darf kein Stubenhocker sein.“

Trotz der Enttäuschungen, die ihm seine Gegner oft durch ihren Mangel an Kampfeslust bereiteten, war er doch bei jedem Auf rauschen in den Zeitungen auf ein neues schönes Abenteuer gefasst.

Aber dabei war er sehr erstaunt, wenn nach solchen Ereignissen seine Nerven „verstimmt“, oder, was noch schlimmer war, „in den Generalstreik getreten“ waren: „Ich, der „ich für gewöhnlich Bullenkräfte in mir fühle und ganz „Italien hinter mir herziehen könnte wie eine Barke, – und „ich will es –, ich bin heute von einer Teilnahmslosigkeit „und Gleichgültigkeit, die sich auf alles erstreckt,“ sagte er dann. „Ich würde nicht einmal einen Schritt tun, um mein „Leben zu retten. Es war doch schön im Schützengraben, „wo man nichts anderes zu tun hatte, als zu gehorchen. „„Korporal Mussolini – Wasser holen,“ – „Korporal Mussolini – Essen tragen,“ –,Korporal Mussolini – Munition „schaffen.“ So wurde man hin und her geworfen. Das war „noch ein Leben! Ich danke ab, ich danke ab. Denn wer „will mir heute noch befehlen!“

Giacomo Leopardi sagte einst: „Es kommt manchmal vor, dass eine vorübergehende aussergewöhnliche Kraftleistung im Körper und in den Nerven eine gewisse Schläffheit hinterlässt, wodurch die Seele in einen Zustand der Teilnahmslosigkeit sowohl sich selbst als auch den Dingen der Aussenwelt gegenüber gerät, an fast nichts mehr denkt und weder etwas wünscht noch etwas befürchtet. Die Abgespanntheit des Körpers ist bisweilen so gross, dass dadurch sowohl jede Sorge als auch jeder Wunsch geschwächt wird. Diese Schwäche hat eine Unempfindlichkeit zur Folge, die den Menschen dann fast ein Vergnügen bereitet.“

In solchen Tagen begann Mussolini sich mit Hirngespinnsten zu beschäftigen und von seiner Schriftstellerei zu träumen. Ich weiss nicht, wie oft ich schon dieses kleine sorgfältig gefaltete Blättchen gesehen hatte, das er von Zeit zu Zeit aus seiner Brieftasche zog und vorzeigte: „Sehen Sie, „hier ist mein Buch ‚11 Mito e l’Eresia“ enthalten. Zehn „Kapitel, fix und fertig. Das wird eine bedeutende Leistung „sein!“

Auf dem Blättchen war aber weiter nichts zu sehen als

nur zehn Überschriften, die allerdings so bedeutsam waren, dass man seine Hoffnung teilen konnte, denn aus ihnen leuchtete die Synthese des geistigen Lebens der Menschen. An Stelle der Fabel vom „immerwährenden Fortschritt“ wurde die „Evolution durch Reaktionen und Oppositionen“ gesetzt. – Das Werk war erlebt worden. Niedergeschrieben wurde es nicht.

Ich habe auch nie erfahren können, wie weit Mussolini mit der Niederschrift seiner Dramen kam, denn ich habe niemals davon eine Zeile auf dem Papier gesehen; er entwickelte sie mir immer nur mündlich, Szene für Szene, mit allen Gestalten und vollständigen Dialogen.

Sein Drama „La Lampada senza luce“ („Die Lampe ohne Licht“) war die Tragödie eines Kindes, das der Vater nicht in die Welt setzen wollte, weil er schon aus einer anderen geheimen Verbindung ein Kind hatte, und weil er sich ausserdem in einem Gesundheitszustand befand, durch den das Kind zu einem unglücklichen Wesen geworden wäre. Aber der Muttertrieb des Weibes war stärker, das Kind wurde geboren, aber es war blind; und drei Seelen tappten nun im Dunkeln und überhäuften sich mit Anklagen und Selbstwürfen. – Mussolini war als Dramatiker grade nicht sehr heiter, sein Geist neigte zur Tragödie und zu düsteren Konflikten der Leidenschaften. Ein anderes Drama von ihm, „Sicomincia, Signori“ („Es beginnt, meine Herrschaften!“), war eine hässliche Geschichte aus der Hefe des Volkes: Ein alter umherziehender Musikant verfolgt mit seiner Eifersucht und den unzüchtigen Flammen einer blutschänderischen Liebe ein junges Mädchen, das ihn begleitet, und das vielleicht seine Tochter ist. Er erwürgte sie, weil er sie nicht einem ehrenhaften Jünglinge überlassen will, der sie liebt. – Ein weiteres Drama, „Vocazione“ („Berufung“), schilderte den Weihnachtsabend in der Zelle einer jungen Nonne, die sich beim Anblick des Christkinds an ihr eigenes, in Schande geborenes und von ihr verlassenes Kind er-

innert. Dieses Stück war ein kurzes Drama à la „Grand Guignol“, ebenso wie „Reparto tranquilli“, dessen Hauptperson ein geisteskranker Violinspieler war, der in der Irrenanstalt seinen Kameraden aufspielt, so dass sie tanzen müssen; er spielt immer wütender, bis ihm schliesslich alle Saiten gerissen sind; einer der am meisten von der Musik hingerissenen Irren erwürgt ihn nun, aus Wut, weil er sich nun nicht mehr weiter in Vergessenheit tanzen kann. – Ein Roman „I portatori di fuoco“ („Die Feuerträger“) sollte voll Leidenschaft werden, ein anderer „La lotta dei motori“ („Der Kampf der Motoren“) sollte dagegen nicht die geringste Liebesgeschichte aufweisen, sondern nur die Rivalität zwischen Intelligenz, Kapital und Arbeit zeigen und den Kampfeswillen des Menschen, der sich entfesselt, um das Primat der Mechanik zu erobern.

Ich gebe alle diese schriftstellerischen Pläne Mussolinis ohne Bedenken preis, selbst auf die Gefahr hin, dass sich andere Schriftsteller der interessanten Stoffe bemächtigen könnten, denn ich bin überzeugt, dass der gegenwärtige Ministerpräsident, falls er sich nochmal ans Schreiben machen sollte, sicher viel mehr Vergnügen darin finden würde, neue Stoffe zu erfinden, als die alten weiterzuentwickeln, denen er so wieso durch seinen Fliegerunterricht damals entfremdet worden war.

Hier möchte ich noch einen Vorfall erzählen, aus jener Zeit, wo er sich auf die Pilotenprüfung vorbereitete. Eines Abends erwarteten ihn die Redakteure vergebens zur gewohnten Zeit. Endlich läutete das Telephon: „Ja, ich bin's! „Nein, es ist nichts passiert. Nur ein Sprung von vierzig „Metern. Das Bein schmerzt etwas, aber es ist nicht gebrochen. Ja, der Apparat ist zertrümmert, aber der Motor ist „heil. Nein, wir wollen nicht übertreiben, es ist nichts „Schlimmes. Ich vertraue euch die Zeitung an, macht keine „Dummheiten.“

Diese „bedeutungslose“ Sache trug ihm heftige Schmer-

zen ein und verurteilte ihn vierzehn Tage lang zur Unbeweglichkeit. Aber wehe, wenn einer auch nur zu denken wagte, dass Mussolini vielleicht beim Fliegen irgendetwas falsch gemacht haben könnte! Sein Lehrer, der auch leicht verletzt war, besuchte ihn damals, und sie schauten sich liebevoll, aber argwöhnisch von der Seite an, denn jeder war von der Schuld des andern überzeugt.

„Das Leben ist doch schön!“ sagte der genesende Mussolini, als er von der Redaktion aus die Sonne und die leichten Frühlingswölken betrachtete. „Es ist wert, aufs Spiel gesetzt zu werden; man sollte es von Zeit zu Zeit riskieren – um seinen Wert zu fühlen.“

„Lebe gefährlich,“ – dieses Wort von Friedrich Nietzsche nahm er später, in einem tragischen Augenblick seiner Regierung, im August 1924, als einen vorbildlichen Wahlspruch für sich und den Faschismus an.

XL

DIE ROTE FAHNE

- Diktatur des Proletariats. – Lenin, Trotzki und Mussolini.
– Das verlorene Albanien. – Weihnachten in Fiume.
– Das Bombenattentat. Der Wahlsieg der Faschisten.

Die Luft des April war von Frühlingsahnungen, von den Tumulten der „Roten Fahne“ und von der „Diktatur des Proletariats“ erfüllt. Die Lira des siegreichen Italiens war auf ein Viertel ihres Wertes gesunken. Das schon durch die rasende Teuerung bis zur Wut aufgereizte Volk wurde von den Sozialisten gegen die unfähige Regierung aufgehetzt und gegen die „Pescecani“ („Haifische“), Schieber und Spekulanten. Diese letzteren waren ja tatsächlich ein Krebschaden. Aber die Hetzer hüteten sich wohl, dem Volke zu sagen, dass die Forderungen eines höheren Lohnes bei geringer Arbeitsleistung, die Streiks und die dadurch hervorgerufene Unbeständigkeit des öffentlichen Lebens einen wirtschaftlichen Aufstieg durchaus nicht begünstigten.

Von Zeit zu Zeit' gaben die Verbände besondere Anordnungen aus, so zum Beispiel, dass die Schlüssel aller Geschäfte an die Arbeitskammer abzuliefern seien, und dass die Waren auf ihren Befehl zum halben Preis verkauft werden müssen. Bei diesen offiziell angeordneten Plünderungen, die von der Polizei überwacht wurden, ging vieles zugrunde.

Was von der tumultuierenden Menge in den Juniwochen 1919, im Juli und September 1920 auf diese Weise enteignet wurde, war bedeutend mehr, als zum Verbrauch in mehreren Monaten benötigt wurde. Es war damals die Zeit,

wo das „arme Österreich“ und das „arme Deutschland“ die Welt mit ihren Klagen erfüllten, und wo die italienischen Sozialisten in ihren Wohlfahrtsanstalten die Wiener Kinder auf Staatskosten verpflegten. Gewiss sind Kinder etwas Heiliges, und die Nächstenliebe gegen die Feinde ist eine Besiegelung des Sieges, aber bei den Sozialisten trat bei diesem Wirken deutlich die Absicht zutage, den Sieg in den Staub zu ziehen, und deshalb antwortete der „Popolo d'Italia“ auf diese Aktion damit, dass er, die Gastfreundschaft befreundeter Familien anrufend, eine Organisation zugunsten der Kinder des um seiner Vaterlandsiebe willen ruinierten Fiume schuf.

Die „Diktatur des Proletariats“ wäre unter anderen Umständen sicherlich in einem Meer von Blut erstickt worden. Aber damals war der Widerstand nur gering, und deshalb war es nicht schwer, die Macht an sich zu reißen. Einem wirklichen Führer, einem Mussolini, wäre es sicher gelungen, die Macht auf lange Zeit aufrechtzuerhalten.

Das hatte Lenin sehr wohl erkannt. Denn als sich in den Jahren 1919 und 1920 Abordnungen von italienischen Gewerkschaftsmitgliedern nach Russland begaben, um dem „roten Zaren“ die Huldigungen „des auf dem Wege zum nahen Triumph befindlichen roten Italiens“ zu erweisen, da waren die ersten Worte, die Lenin an sie richtete: „Und Mussolini? Warum habt ihr ihn verloren? Das ist schlecht, sehr schlecht! Schade! Er ist ein entschlossener Mann, er hätte euch zum Siege geführt.“

Und als ein beflissener Italiener in Petrograd Trotzki die wahren Verhältnisse Italiens schildern wollte, unterbrach ihn dieser: „Ich weiss: Mussolini! Die einzige wertvolle „Karte habt ihr verloren, den einzigen Mann, der imstande „gewesen wäre, die Revolution im Ernst zu machen.“

Dieses wunderbare Prestige verdankt Mussolini seiner Fähigkeit, die Menschen zum strengsten Gehorsam aufzurufen, und zu jenem Wagemut, der nichts mit dem Egois-

mus entfesselter Begierden gemeinsam hat. Ein Führer, der vorausgeht, ist kein Demagoge.



Im September 1919 hatte Gabriele d'Annunzio Fiume besetzt; genau ein Jahr später, im September 1920, besetzte das Proletariat die Fabriken. Man hatte die Besitzer und Direktoren verjagt und sie in einzelnen, glücklicherweise seltenen Fällen sogar mit ihren Familien als Geiseln zurückgehalten. Aus den Fabriken wurden Kanonen, Maschinengewehre und Gewehre, die dort heimlich hergestellt worden waren, zur Arbeitskammer, zu den „roten Verbänden“ und in die Häuser von deren Mitgliedern geschafft, – Waffen, die für viel Blut verantwortlich waren. Trotz alledem blieb Giolitti seiner Politik des „laissez aller, laissez passer“ treu. Als die Industriellen von ihm Schutz des Eigentums, Unterstützung durch das Militär und die Übernahme der vollen Verantwortung verlangten, sagte er: „Dies Jahr ist sehr schlimm. Mögen sich doch die Arbeiter die Köpfe an den Mauern der Wirtschaftsgesetze zerstoßen; ich verfüge nur über wenig Kräfte, die für den Schutz der italienischen Gebäude und für das Zentrum der Stadt benötigt werden. Dass ich die Verantwortung übernehme, gebe ich Ihnen hiermit schriftlich!“

Die ganze Nacht über heulten die Fabriksirenen Alarm. Aber es kam niemand zu Hilfe. Die Behörde bewachte sozusagen den Besitz der Usurpatoren, und als dann der Tag mit strahlender Sonne und lauer Luft kam, da stimmte das alte italienische Bürgertum den Ereignissen brummend zu, denn die neue kühne Art der unbequemen Verteidiger, der Faschisten, flösste ihm im Grunde ein grösseres Misstrauen ein als die bekannte Habgier der proletarischen Angreifer, deren Mitleid man sich durch Feigheit zu erringen hoffte.

Unglaubliche Fälle kamen damals vor. Um geringfügiger Ursachen willen, oft nur, weil sie Faschisten waren, wurden

Menschen von der Menge auf der Strasse aufgegriffen und von einem Standgericht, das eine Parodie war, abgeurteilt. Faschisten, die, entgegen dem Verbot der Streikenden, die Hochöfen in Gang erhalten wollten, wurden durch Revolvergeschüsse getötet. „Das sind die Berufsgefahren, denen jeder ausgesetzt ist, der für den Faschismus Militärdienste leistet,“ hatte der „Avanti“ dazu höhnisch bemerkt.

*

Unsere Truppen hatten seinerzeit, trotz der mörderischen Unterseeboote, trotz Malaria, Cholera und Typhus, sich auf dem öden und reichen, von ihnen mit Strassen bebauten Boden Albanien, mit den heldenhaften Überresten des serbischen Heeres, - schwankenden Skeletten, die sich von Kräutern nährten -, vereinigt. Dieses Ufer der Adria, das soviel Opfer gekostet hatte, sollte geräumt werden. Das Vorspiel dazu war die Militärrevolte, die in Ancona ausgebrochen war, eine Beschiessung der Stadt nötig machte und auch auf verschiedene andere Städte Übergriff. Und als weiteres Vorspiel dazu erging von denselben Bänken des Parlaments, von denen einst verkündigt worden war: „Keinen Winter mehr im Schützengraben,“ der Aufruf: „Fort von Albanien, fort von Valona.“

„Die Aufdeckung der nationalen Verkümmerng, die seit dem 16. November dauert und von der Regierung bis zum niedrigen Volk alles erfasst hat, ist nicht die richtige Taktik, um Waffenkonflikte zu vermeiden. Den Frieden um jeden Preis“ wollen, heisst sich auf jeden Fall einen Krieg zuzuziehen. Sogar das kleine Serbien zeigt der Welt nicht ein solches Schauspiel moralischer und materieller Zerrüttung, wie es Italien tut!“ schrieb Mussolini damals mit offener Härte.

Inzwischen mehrten sich die blutigen Überfälle auf die Faschisten, sowohl in Bologna als auch in Ferrara. In Bologna war es auch, wo der Faschist Oviglo mitten zwischen

seinen verwundeten Kameraden unter dem Hagel der Geschosse seinen geladenen Revolver auf den Tisch legte und sagte: „Tötet mich, wenn ihr wollt, ich schieße nicht auf Italiener.“ Er hatte den einzigen Sohn im Kriege verloren. Diese Handlungsweise war bezeichnend für die Richtung des neuen Italiens, sie offenbarte die neue Errungenschaft: das Gefühl für die Einheit des Volkes, und sie öffnete im Volke die verschlossenen Pforten des Willens zur Macht.

„Mit Ausnahme der Flamme, die d’Annunzio in Fiume „wunderbarerweise brennend erhält und auf die sich die „Blicke der noch nicht entarteten Jugend richten, ist der „übrige Rest Italiens, Bürgertum und Proletariat, Regierung „und Regierte, ein schlammiger Brei und unfähig, über den „Tag hinaus zu leben,“ sagte der „Popolo d’Italia“ vom 15. Juli 1920.

Aber auch die Flamme, von der er sprach, erlosch in der tragischen Weihnacht von 1920. Man trieb einen Keil gegen d’Annunzio, Alpensoldaten gingen gegen seine Legionäre vor, vierzig durch und durch italienisch gesinnte Jünglinge wurden von italienischen Soldaten erschossen, – es war die bitterste Schmach, die wir nach Caporetto erlebten.

Obwohl Mussolini darunter litt, erkannte er doch die bittere Notwendigkeit der Stunde, und er erhob sich, um die Gegensätze zur Synthese zu bringen, so wie die Tragödie mit der Katharsis endet.

„D’Annunzio und seine Legionäre, die nicht weichen „wollen, machen unserem Stamm Ehre. Ich bewundere ihre „Eisenköpfe‘. Auch Giolitti hatte einen harten Kopf und „gab nicht nach; er konnte es auch nicht anders machen, „denn er musste und wollte den Vertrag erfüllen, der nun „einmal vom Staate unterzeichnet und von der Nation an- „erkannt war. Verträge sind keine Papierfetzen, die man „in den Papierkorb wirft, wenn sie einem unbequem wer- „den.. In diesem Fall durchkreuzten sich das Staatsrecht und „das ideale Recht in einer schrecklichen Weise!“ sagte er

mir damals. – Und fünf Wochen später rief er in einer feierlichen Rede aus:

„Irgendjemand macht mir den Vorwurf, dass ich jene „kleine, leichte, zierliche Sache, die man Revolution nennt, „nicht getan habe. Aber eine Revolution muss vor allem „eine eigene Seele haben, die klar und bestimmt ist, denn „Völker werden nur durch klare Ideen gewonnen. Sie muss „ein genau bestimmtes Ziel haben, eine klare Programm- „linie, damit sie nicht am Tage nach dem Siege an inneren „Zwistigkeiten scheitere. Eine Revolution ist kein Über- „raschungskästchen, das man je nach Laune auf springen „lässt. Revolution macht man mit dem Heer, nicht gegen „das Heer, mit Waffen, nicht ohne Waffen, mit wohlge- „ordneten Truppen, nicht mit gestaltlosen Massen, die zur „Versammlung auf die Strasse gerufen wurden. Revolu- „tionen gelingen, wenn ihnen von der Mehrheit Sympathie „entgegengebracht wird; ist das nicht der Fall, so frieren sie „ein und misslingen.“

Im „Popolo d'Italia“ vom 4- Januar 1921 mahnt er: „Die „Opfer von Fiume sind die letzten Opfer des grossen Krie- „ges, sie sind, wie alle andern, nicht vergebens gefallen. Die „Trikolore Italiens grüsst sie, die italienische Erde deckt sie „zu. Sowohl die regulären als auch die irregulären Truppen „bezeugen, dass Fiume und Italien ein und dasselbe ist, von „gleichem Fleisch, von gleicher Seele, und dass es der trüben „Tinte der Diplomaten niemals gelingen wird, das zu tren- „nen, was für immer mit Blut besiegelt wurde. Ruhm den „Legionen von Ronchi und ihrem Führer, Ruhm den Leben- „den, die zurückkehren, und Ruhm ihren Toten, die nicht „mehr wiederkehrten. Sie blieben zurück, um die Wacht „am Nevoso und an den Dinarischen Alpen zu halten.“

Drei Jahre später, fast am gleichen Tage, am 16. März 1924, unterzeichnete der Gründer des „Popolo d'Italia“ als Ministerpräsident den Vertrag über die vollständige unbeschränkte Annexion Fiumes durch das Königreich Italien.

Er wurde dafür mit dem höchsten italienischen Orden, der Halskette des Annunziatenordens, ausgezeichnet und erwarb damit den Ehrentitel „Vetter des Königs“. Gabriele d'Annunzio wurde zum Fürsten von Monte Nevoso ernannt, und der Nevoso wurde besetzt.

Inzwischen aber warf noch das Weihnachtsfest seine düsteren Schatten auf das neue Jahr 1921. Dass die armen Arbeiterfamilien sich ihre Kohlen in ganz patriarchalischer Weise aus den Kohlenlagern der Eisenbahn holten, war noch eine friedliche Angelegenheit, solange sie tagsüber von den Kindern betrieben wurde. Über Nacht ging die Sache in grösserem Stile vor sich, die Leute bildeten oft richtige Banden und plünderten, was sie nur konnten. Dann krachten Flintenschüsse, die Banden zerstreuten sich auf einen Augenblick, um sich bald wieder neu zu bilden, und die Eisenbahnen erlitten Verluste von fast einer Milliarde im Jahr, Verluste, die auf den Schultern der Steuerzahler lasteten.

„Diese Nacht war's wirklich schön, ich kam mir vor, als sei ich wieder im Schützengraben,“ hörte ich einmal einen früheren englischen Offizier zu seinem Gastgeber sagen, der in Mailand in der Nähe des Warenstapelplatzes bei Porta Romana wohnte.

In jenem Winter wurde das gewohnte Geknatter der Flintenschüsse auch noch durch stärkere Detonationen unterbrochen. Eines Abends sah ich die Menschen nach dem „Hotel Cavour“ laufen und dort Gruppen bilden. Eine Bombe war explodiert und hatte einen Passanten leicht verletzt, ausserdem waren noch zwei nicht explodierte Bomben aufgefunden worden. Auch vor dem „Café Coda“ fand man zweimal hintereinander Bomben. Wieder an einem anderen Abend, im Februar, war ich gerade damit beschäftigt, meinen Gästen Tee einzuschenken, als plötzlich die Teekanne in meinen Händen erzitterte; ein Knall erschütterte das Haus, dass es schien, als würde es bis auf die Grundmauern bersten.

Wir eilten ans Fenster: die Strasse war leer. Aber nach zwei Minuten tödlichen Schweigens – jener Stille, die dem Sturm vorauszugehen pflegt –, sahen wir Menschen wie irrsinnige Gespenster, mit lebhaften Gebärden, vorüberlaufen, und dann, noch immer schweigend, ergoss sich die Menge durch die Strassen. Kein Laut, kein Schrei, nur hier und da im Fliehen ein verzweifeltes Emporheben der Arme. So flohen sie. Es schien, als hätten sie dort, in dem Höllenschlund, aus dem sie kamen, die Sprache verloren. Das Geheul brach erst später los, als die klägliche Prozession der Wagen und Bahren durch die trauernde Stadt zog, auf denen die Opfer aus dem Volkstheater „Diana“, wo anarchistische Bomben die Zuhörer einer Operette hingeschlachtet hatten, davongetragen wurden. (Die platzenden Bomben hatten Fleischfetzen, verstümmelte Arme und Beine, Schuhe ohne Füße umhergeschleudert und Blut und Gehirn über das Gold und den aufgerissenen Sammet des Theaters verspritzt.) Siebzehn Bahren durchquerten in endlosem Zuge das noch immer wie erstarrte Mailand. Auf den Stufen des Doms stand der damalige Kardinal-Erzbischof Ratti, der spätere Papst Pius XI., und erteilte, umgeben vom Klerus in feierlichen Gewändern, den irdischen Resten, die nach und nach an ihm vorbeizogen, Absolution und Segen. Hinter ihm drang aus den weitgeöffneten Kirchentüren mystisches Licht und Gesang. Die faschistischen Scharen, erst seit kurzem militärisch formiert, erschienen an diesem Tage zum erstenmal in der Öffentlichkeit. Die einzelnen Abteilungen trugen die glänzenden Namen der Geschichte von gestern und heute: „Nazario Sauro“, „Cesare Battisti“, „Mussolini“, „Intrepida“, „Enrico Toti“, „Compagnia del Carroccio“, „Compagnia della Morte“. Geordnet und schnell marschierten sie vorbei, jede mit ihrem Führer und mit ihrer Standarte.

An der Spitze aller, allein, zu Fuss, schritt er, der Führer des Ganzen, Mussolini. Das harte Gesicht schien nur aus

Knochen und Kinnbacken zu bestehen. Er schritt so allein, so aufrecht, dass es der Menge, die nur Augen für ihn hatte, erschien, als sässe er zu Pferde, wie jener andere Condottiere, dessen Denkmal in Venedig steht: Bartolomeo Colleoni.

Das Knattern eines plötzlich heruntergelassenen Fensterladens erweckte in der erregten Phantasie der Menge den Gedanken an eine neue Explosion oder an ein Gewehrfeuer und liess jene unvorhergesehene Panikstimmung erstehen, aus der sich das schlimmste Unglück entwickeln kann. Aber ein Blick von ihm, ein Ordnungswort an die Reihen der Faschisten, - die in der festen Disziplin der Freiwilligen, einer Idee untergeordnet, zu jedem Opfer bereit, hinter ihm her schritten - genügte, um diese aus Egoismus und Furcht hervorgegangene Unruhe einzudämmen.

Zwei Monate später, am 15. Mai 1921, fand dann zum unbeschreiblichen Entsetzen der Sozialisten jene Wahlabstimmung statt, die ihm in Mailand, Pavia und Bologna-Ferrara eine ungeheure Stimmenzahl brachte, und die er eigentlich schon für 1919 erwartet hatte. Er trat nun in die Kammer als Führer einer parlamentarischen Gruppe ein, die aus dem Nichts mit einem Schlage 33 Sitze errungen hatte.

Aber Wahlschlachten hatten ja nie vermocht, einen wesentlichen Einfluss auf ihn auszuüben; weder deprimierte ihn eine Niederlage, noch vermochte ein Sieg ihn übermütig zu machen.

XLI

„GIOVINEZZA“

Was ist der Faschismus? – Das schwarze Hemd und der römische Gruss.
Eja Eja alalà. – Schabernackspotten, Knüppel und Rizinusöl. – Die Ermordung
Matteottis. – Widerspenstige Unteranführer.

Wie bildet sich eine Sekte, wie formt sich ein Ritus?

Ich habe diesen beiden Erscheinungen in ihrem Entstehen aus nächster Nähe beigewohnt, und doch blieben sie mir fast noch geheimnisvoller als zuvor. Zwei Jahre nach dem Akt seiner offiziellen Gründung erschien der Faschismus sogar seinem Begründer „aussergewöhnlich fern“ und von Mythos und Legende verschleiert.

„Er ist geboren aus einem tiefen, anhaltenden Bedürfnis „unseres von Luft und Mittelmeer umgebenen Geschlechts, „das sich im gegebenen Augenblick an wesentlichen Wurzeln seiner Existenz bedroht fühlte. Ich selbst, der ich die „Vaterschaft für diese meine so lebendige Schöpfung in Anspruch nehme, fühle sogar manchmal, dass die Bewegung „schon die bescheidenen Grenzen überschritten hat, die ich „ihr zog. Sie hat kein festes Programm, das etwa im Jahre „2000 zu verwirklichen wäre. Sie baut Tag für Tag am „Gebäude ihres Willens und ihrer Glut,“ äusserte sich Mussolini über den Faschismus.

Bei den Beerdigungsfeierlichkeiten für Aldo Sette, jenen Mailänder Jüngling, der ermordet wurde, weil er Faschist war, sah ich zum erstenmal die faschistischen Reihen machtvoll geordnet durch die ganze Stadt marschieren und sich auf dem Friedhof sammeln, wo sie sich im Viereck aufstellten. Auf ein Kommando liessen sie sich in frommem Schweigen auf die Knie nieder; schweigend verging so eine

lange Minute innerer Sammlung. Dann, auf einen Trompetenstoss, erhoben sie sich schnell und entboten, immer noch schweigend, dem auf der Bahre liegenden Kameraden mit gestrecktem Arm, in römischer Weise, den letzten Gruss. Und als der Führer Mussolini, wie beim militärischen Appell, mit machtvoller Stimme rief: „Kamerad Aldo Sette?“ da donnerte ihm der einstimmige Ruf der Faschisten entgegen: „Hier!“, als wollten sie damit beweisen, dass der Tote nicht gestorben sei, sondern in jedem seiner Kameraden weiterlebe.

Niemand, der dieses miterlebte, konnte die Tränen unterdrücken.

Dann nahmen die Scharen ihren Weg wieder auf, Fanfaren erklangen, und unter kriegerischem Gesang marschierten sie ab.

Aus der Gewohnheit Mussolinis, durch Schwenken der erhobenen Hand zu grüssen, lebte, ganz unbeabsichtigt und nicht etwa als eine archäologische Ausgrabung, der römische Gruss wieder auf, der mit der ausgestreckten rechten Hand und erhobenem Kopfe gegeben wird. Auch die Namen und Einteilungen des alten Roms lebten in den Scharen der Faschisten wieder auf, die Legionen, Fähnlein, Manipeln, Hauptmanipeln, Centurionen und Consuln, die Einteilung in Führer und Triarier, und der Aufmarsch zu dreien im geordneten Geschwindschritt. All dieses war keine historische Nachäffung, sondern entsprang automatisch einem ursprünglichen, vererbten Instinkt. Das bot jetzt ein ganz anderes Bild als die alten Vorbeimärsche, die sich langsam und unordentlich hinschleppten, das war anders als die Umzüge der Sozialisten, denen es nicht gelungen war, ihren Scharen eine eigene Physiognomie und eine eigene Ordnung zu geben. Das Prinzip der falschen, mechanisch aufgefassten Gleichheit – weder Gott noch einen Herrn über mir – hatte die grossen Verdienste des alten Sozialismus untergraben, der, unter uns gesagt, aus deutschen und preussischen

Ursprüngen nach Italien gekommen war. Im Faschismus sah man dagegen, in natürlichem Wachstum, ein anderes Symbol entstehen: Nicht das einer unmöglichen Gleichheit, sondern einer tiefen Brüderlichkeit. Das Wahrzeichen dieser neuen Hierarchie war das schwarze Hemd.

Dieses schwarze Hemd war ein Nachfolger der Rothemden Garibaldi's. Das den Handwerkern und den kleinen Leuten in der Stadt und in der Provinz so liebgewordene rote Hemd hatte als Zeichen kriegerischer Auslese gegolten. Das schwarze Hemd der Faschisten verhält sich heute zum roten Hemd der Garibaldianer wie die schweigsame Disziplin der heutigen Kämpfe zu der stürmischen, individuellen, romantischen Keckheit von 1848; es ist die Verkörperung des gleichen Mutes, aber ernsterer Opfer.

Erst als das schwarze Hemd sich schon von selbst eingebürgert hatte, wurde es durch Verordnungen als Bekleidung der Faschisten festgelegt.

Unzweifelhaft hat der Geist und das Gefüge der Stosstruppen des Krieges bei der Bildung der faschistischen Scharen grossen Anteil gehabt, vom Schlachtruf „A noi“, „Zu uns!“, mit dem man aus den Schützengräben sprang, bis zum Dolch, den man als Symbol trug und bis zur Hymne „Giovinezza“. Eines Tages entdeckte ich sogar zufällig, dass eine bestimmte Art die Haare nach rückwärts gekämmt zu tragen, „faschistisch“, „alla fascista“, genannt wurde. Auch konnte man den Faschisten an seiner Art zu schauen, zu gehen und an einem gewissen Gesichtsausdruck selbst dann erkennen, wenn er kein Abzeichen im Knopfloch trug. Es hatte sich förmlich eine Mode, ein Stil, und sogar ein physischer Typus des Faschisten herausgebildet.

„Das ist eine Nation, in der alle Männer 20 Jahre alt sind!“ sagten in den Tagen einer grossen faschistischen Parade einmal einige Ausländer voll Überraschung.

Allmählich bürgerten sich noch andere Dinge ein: Standarten, Wahlsprüche und Abzeichen, das Rutenbündel mit

dem Beil, das alte Wahrzeichen der Likatoren, der Adler, der faschistische Knüppel und der Soldatenspruch „me ne frego“, den Gabriele d’Annunzio als Krieger, Redner und Dichter geheiligt hatte. Auch das „Eja eja alalà“, der antike Schlachtruf, aus dem lateinischen „Eja“ (Wohlan, frischauf) und dem griechischen Schlachtruf „Alalà“ entstanden, (d’Annunzio hatte ihn für die Flieger seiner Staffel eingeführt, als er nach Wien flog), wurde übernommen.

Mussolini, der Duce des Faschismus, sagt selbst über seine Schöpfung:

„Der Faschismus ist ein typisch italienisches Erzeugnis, „so wie der Bolschewismus ein typisch russisches ist; keines „von beiden lässt sich verpflanzen, jedes kann nur in seinem „Ursprungslande gedeihen.“

Diesen beiden polaren Bewegungen ist manches gemeinsam, so die nationale Zusammenfassung, die ethische Befreiung von einer demokratischen, in abstrakter Weise gleichmachenden Ideologie, die zu allen Zeiten der Geschichte ein Prokrustesbett war; und deshalb übten sie auch ausserhalb ihres Ursprungslandes einen mächtigen Einfluss aus; jede von diesen beiden Richtungen war bestrebt, eine neue Aristokratie, eine Regierung der Besten herauszuarbeiten, die den Eingebungen und den Bedürfnissen der verschiedenen nationalen Individualitäten angepasst sei; der Bolschewismus lehrt die Russen russischer zu sein, so wie der Faschismus die Italiener aus den fremden Verwirrungen heraus, wieder zum Typus der alten italienischen Zivilisation zurückführt. Gewiss gedenken wir dankbar Frankreichs, das 1796 mit Trommelwirbel und Freiheitstänzen in unser Land kam und die schläfrigen, alten Regierungen auflöste. Aber im neunzehnten Jahrhundert hatten wir schon genug von dem assimiliert, was jenseits der Alpen an Zuträglichem und Nützlichem zu uns kam.

Jetzt kehrt Italien zu sich selbst zurück.

Von der Monarchie der Pharaonen an bis zur Republik

Venedig zeigt uns die geschichtliche Erfahrung, dass die aristokratische Oligarchie zu den vollkommensten und dauerhaftesten Regierungsformen gehört. Auch die sogenannte konstitutionelle Demokratie war in Wirklichkeit ursprünglich eine grosse und dauerhafte aristokratische Oligarchie. In Grossbritannien lösten sich durch Jahrhunderte hindurch Tausende von Patrizierfamilien in der Herrschaft ab, die sie mit weiser Vorsicht ausübten. Italien zeigt jetzt zum erstenmal, dass es den Willen hat, sich des demagogischen Joches zu entledigen; es zeigt das durch eine erstaunliche Kraftanstrengung seines grossen Volkes, das nicht sterben will.

Im Jahre 1921, noch ehe Leon Daudet, der später an Grössenwahn erkrankte, seinen ungerechten Fluch gegen das „dumme 19. Jahrhundert“ schleuderte, schrieb Mussolini:

„Indem man dem Bürger den Prozess machte, machte man auch dem ganzen 19. Jahrhundert den Prozess. Die Folge davon war, dass die wirtschaftlichen und kulturellen Erscheinungen sich nicht natürlich und logisch folgten, sondern rein willkürlich. Das Experiment einer Regierung vieler oder aller scheidet an wirtschaftlichen Fragen. In Russland kehrte man zur Wirtschaftsdiktatur zurück. Auch die Politik kann es nicht vermeiden, sich nach der Wirtschaft zu richten. Ich kann zwar das Endschicksal des allgemeinen Wahlrechts und der relativen und proportionalen Kniffe noch nicht genau sehen, aber binnen Kurzem wird das alles ein altes Spiel sein. Die Menschen werden vielleicht noch Wohlgefallen an der Diktatur finden.“

„Wenn Relativismus und universale Beweglichkeit sich gleich sind... und wenn, wie Vaihinger verkündet, der Relativismus an Nietzsche und dessen ‚Willen zur Macht‘ wieder anknüpft, so war der italienische Faschismus die mächtigste Schöpfung eines individuellen und nationalen Machtwillens und ist es noch heute.“

Und im Februar 1922 äusserte er sich noch deutlicher:

„Der Weltkrieg, dieser demokratische Krieg par excellence, der für die Nationen und Klassen die unsterblichen „Prinzipien verwirklichen sollte, dieser ‚Krieg der Demokratie¹, hat, kurz gesagt, ein Jahrhundert der Antidemokratie eingeleitet. Das 19. Jahrhundert war von dem Wort „Alle‘, dem Schlachtruf der Demokratie, erfüllt. Jetzt ist „es an der Zeit zu sagen: Wenige und Auserwählte! Wir „befinden uns in einer klassischen Wiederanknüpfung, das „Leben kehrt zum Individuum zurück. Auch die Revolution „macht diesen Umschwung mit, und deshalb ist sie heilsam, „denn sie bewahrt Europa vor jenem schrecklichen Ende, „das unvermeidlich gewesen wäre, wenn die Demokratie „weiter gewütet hätte. Tausend Anzeichen weisen darauf „hin, dass dieses Jahrhundert keine Fortsetzung des verflo- „senen Jahrhunderts ist, sondern eine Antithese.“

Der aus dem Kriege hervorgegangene Faschismus weist die grundlegenden kriegerischen Tugenden auf: Mut und Offenheit, Freude am Wagemut, kameradschaftlichen Geist, Disziplin und den Geist der Initiative und der Verantwortlichkeit. Aber ihm sind auch jene Mängel der militärischen Erziehung eigen, die im bürgerlichen Leben noch viel ernstere Folgen zeitigen als im Kriege: die Impulsivität und die Neigung zur Gewalttat, die Geringschätzung sowohl des eigenen als des fremden Lebens. Infolge seiner Herkunft aus dem Volke jeder Pedanterie und Ernsthaftigkeit feindlich gegenüberstehend, setzt er sich leichten Fusses über traurige und ernste Dinge hinweg.

Der Faschismus verkörpert Behendigkeit, Lebenskraft, Eifer und vor allem Jugend. Philippe Brideau, der schöne Massenzio und andere, ähnliche, Balzacsche Gestalten erinnern stark an einige jener faschistischen Unteranführer in der Provinz, die sogenannten „Ras“, die ohne besondere Skrupel den Grundsatz „à la guerre comme à la guerre“ auf das bürgerliche Leben zu übertragen versuchen; sie sind ihrem obersten Führer durchaus ergeben, den Bestimmun-

gen treu bis zum Tode und bis zum Schweigen, aber unter sich sind sie von Streitsucht erfüllt, eifersüchtig aufeinander und auf die einem von ihnen zuteil werdenden Gunstbezeugungen, und in den Ruhm verliebt, den sie leicht mit einem Heiligenschein verwechseln; sie sind egozentrische Egoisten, bereit, sich selbst für Italien zu opfern, aber auch die andern Menschen für sich; sie besitzen flammenden Patriotismus, aber sie sind doch nicht ganz gefühllos gegen erwünschte Güter; sie sind unvergleichliche Vollstrecker, aber mittelmässige Strategen, verdienstvolle „Gaffeurs“; sie haben bereitwillige Hände, warme Herzen, aber keinen genügend kalten Kopf; in der aufständischen Tat sind sie ausgezeichnet, aber wenn es heisst zu regieren, dann sind sie gefährlich und manchmal zersetzend. Man fragt sich oft, ob die Hilfe, die der Duce in der ersten Zeit von ihnen hatte, bedeutend grösser war als die ernstesten Unannehmlichkeiten, die sie ihm später bereiteten. Immerhin verdankt man ihnen den ersten Ansporn und die heilige Aura der Begeisterung.

Die messianischen Erwartungen der Nachkriegszeit, die durch Wilson mit seinen „14 Punkten“, als auch durch Lenin und den Bolschewismus enttäuscht wurden, – welche durch ihre Ideologien die Massen gegen Ideale misstrauisch machten, was eigentlich ein Unrecht war, denn Entwicklungen reifen nicht plötzlich – diese Erwartungen konzentrierten sich nun um den Faschismus, der sich dem Volke mit einfacher Denkart, klaren Ideen und feurigem Temperament vorstellte. Im Faschismus waren die Triebkräfte der Kreuzzüge: Liebe und Krieg, war eine neue ritterliche Ordnung, die das Krumme gerade biegen und Ungerechtigkeiten rächen wollte; den mittelalterlichen Orden ähnlich, war er den mystischen und praktischen Bedürfnissen eines Staates entsprossen, der sich in gänzlicher Auflösung befand, und in dem er die Autorität und das Recht der Verteidigung wieder her stellte.

Dieser Drang nach Gerechtigkeit, nach einem ursprüng-

lichen individuellen Recht, der tief im italienischen Herzen verwurzelt ist, treibt manchmal aber auch den gefährlichen Schössling eines instinktiven Misstrauens gegen das Gesetz. Der Volksmund kleidet das in die Worte: „La fa chi puo, la mangia chi deve,“ „Wer es kann, befolgt es, wer es muss, schluckt es.“

Mit der historischen Wiedergeburt, die der Faschismus vollzog, erneuerten sich auch die rachsüchtigen, phantastischen, heiteren und ein wenig grausamen italienischen Schabernackpossen; zuweilen waren sie fein, meistens handgreiflich und wunderbar, und fast immer entsprangen sie teilweise einer persönlichen Rachegegnung, die sich jenseits des Gesetzes und sogar gegen das Gesetz stellte. Die italienischen Klassiker wissen genug darüber zu berichten, denn in jener Zeit und in jenen Gegenden, wo Italien am italienischsten war, besonders in Toskana um 1300 bis 1500, war jene Posse, die wir aus den Novellen des Boccaccio, des Sacchetti, des Lasca bis zu den Komödien von Machiavelli und Bibbiena kennen, etwas Alltägliches. Und Lafontaine in Frankreich, wie auch die Elisabethianer in England, an der Spitze von ihnen Shakespeare, setzten diese Tradition fort.

Ein wirklich evangelisch gesinntes Gemüt hätte der heiteren Gevatterin sicherlich davon abgeraten, mit Falstaff so grobe Scherze zu treiben, und hätte sich wahrscheinlich ebenso zu den anderen Scherzen verhalten, die das Thema all dieser Novellen bildeten und oft mit Tragödien endeten, wie das ja leider noch in der heutigen Geschichte vorkommt. Wo Menschen ihre Belustigung darin finden, sich am fremden Leid zu ergötzen, fühlt man die Grenze der Menschlichkeit verdunkelt.

Auch die Knüppel der Faschisten hatten den Beigeschmack jener burlesken Scherze, die man früher in Italien auf dem Marionettentheater beim Pulcinello und Arlechino belachte: die Handhabung des Stockes ergötzte die

Kleinen und die Grossen ebenso sehr, wie ihnen die schnelle Bestrafung der Übeltäter und der endliche Sieg der Gerechtigkeit zusagte. Aus dem gleichen Instinkt, der die Volksmenge einst vor den Puppentheatern auf jubeln liess, entstanden auch die faschistischen Strafexpeditionen, bei denen eine Gruppe von Jünglingen einen Lastwagen oder zwei oder drei Automobile bestieg und überraschend in einem Dorf erschien, wo der Arbeiterausschuss oder die roten Genossenschaften allen, die nicht Mitglieder waren, die Lieferung von Brot verweigert hatten, oder wo sich ein sozialistischer Verein befand, dessen Mitglieder einen Meuchelmord oder einen Gewaltakt gegen einen Faschisten verübt hatten. Da wurden dann die Möbel und die Fenster zertrümmert, die Archive zerstört, Fausthiebe und Stockschläge ausgeteilt, oder man holte sich auch den Bürgermeister oder den Vereinsvorsteher heraus, die die nationale Fahne beschimpft, das Vaterland beleidigt oder den Faschismus verleumdet hatten.

„Für die Faschisten ist Italien jetzt wie ein grosser Saal, den sie von einem Winkel zum andern durcheilen; schaut nur, mit welcher Leichtigkeit sie beim leisesten Ruf sofort zur Stelle sind,“ sagte der Duce lachend. „So sehr auch die Gewaltanwendung zu bedauern ist, so muss es doch einleuchten, dass wir, um unseren Ideen in anderen Köpfen Geltung zu verschaffen, auf den widerspenstigen Schädeln herumtrommeln müssen. Die Expeditionen müssen immer den Charakter einer gerechten Revanche und einer gesetzmässigen Repressalie haben. Wir machen aus der Gewalt keine Schule, kein System, oder, was noch schlimmer wäre, eine Ästhetik. Die Gewaltanwendung muss grossmütig, ritterlich und chirurgisch sein,“ wiederholte der Schüler von Nietzsche und Sorel unzählige Male. „Wir wollen nicht die kleinliche, individuelle, sporadische, oft unnütze Gewaltanwendung, sondern die grosse, schöne, unvermeidliche Gewalttat in entscheidenden Stunden. Im

„Übrigen hat noch jedesmal in der Geschichte, wenn „sich Ideen und Interessen in starkem Gegensatz gegenüber- „standen, zuletzt die Gewalt die Entscheidung herbeige- „führt.“

Die Ermordung des Abgeordneten Matteotti warf später, als der Duce, nachdem er die Verantwortlichkeit der Regierung übernommen hatte und zusammen mit den andern Führern jede Gesetzwidrigkeit strengstens verboten und unterdrückt hatte, das schiefe Licht des Verbrechens auf jene Dinge, die innerhalb gewisser Grenzen für den Faschismus charakteristisch waren, weil sie ihm die Möglichkeit gaben auf die Volksphantasie einzuwirken - ich meine jene Abenteuer, die, fast immer mit offenem Visier und grossmütig, gegen die kleinen Ortstyrannen verübt werden, welche man zum Spott in leichter, kurzer Gefangenschaft hielt, oder denen man mit Gewalt einen Becher Rizinusöl einflösste, um sie von ihrer Aufgeblasenheit und anspruchsvollen Allmacht durch Lächerlichmachung zu kurieren. - Oder die Faschisten erlaubten sich, wenn die nationalen Farben von irgendjemand verleugnet worden waren, den Scherz, in der Nacht die Mauern, Türen und Fenster eines solchen Hauses mit diesen Farben zu bemalen und manchmal auch die Kleider und die Haut der betreffenden Menschen damit zu tätowieren; in einigen bedauernswerten Fällen wurde einem besonders hartnäckigen Gegner der Schädel geschoren und grün-weiss-rot angestrichen, worauf man den Mann dann auf schwankendem Karren durch die Hauptstrassen führte. Man darf aber nicht vergessen, dass die Jünglinge, die die Ehre der Trikolore an der triumphierenden roten Fahne rächten, diese Farben nicht nur trotz aller Gefahren - denn die Faschisten waren in zahllosen Fällen, sowohl im Ausland als auch in Italien, Überfällen ausgesetzt - nicht nur im Knopfloch trugen, sondern auch im Herzen.



Die faschistische Revolution war von zwanzigjährigen Jünglingen, singend, gemacht worden.

„Mandolinenspieler,“ schmähten uns im Kriege die Österreicher; und „Canta che ti passa“ stand in einer Schlucht im Karst an die Wand geschrieben. „Sing, damit es dir vergeht!“ Ja, sing, Bruder! Wie schön ist die Blütenlese unserer Kriegslieder: sie enthalten die patriarchalische Schwermut der lombardischen Ebene, die Weichheit der neapolitanischen Piedigrotta, den sentimental, trüben Aufruhr des römischen schlechten Lebens. Das Schönste, das ruhmvollste Lied, das Lied der „Arditi“, der Stosstruppen, übernahmen die Faschisten als Erbe und machten es zu ihrer offiziellen Hymne.

Auch der Duce ist ein Anhänger des Wahlspruches „Canta che ti passa“. Ob spät ob früh, ob ihn Sorgen quälen oder nicht - sowie er nach Hause kommt, stürzt er sich mit hungrigem Zorn auf seine Violine, und je wütender er ist, umso besser spielt er, besonders wenn es sich um etwas Neues handelt. Ich hörte ihn einmal ein Stück, „Primavera,“ das er soeben vom Komponisten, dem Venezianer Vivaldi, geschenkt bekommen hatte, mit teuflischem Feuer direkt vom Blatt spielen, und man vernahm dabei tatsächlich das Rauschen der Meeresflut, die im April an die Marmorstufen schlägt. Der Violinspieler Mussolini hat zwar einen guten Bogenstrich und guten musikalischen Ausdruck, aber er ist auch in der Musik ein gewalttätiger Mensch, er respektiert keinen Stil und keinen Aufbau, ob es sich nun um das „Lied an den Abendstern“ aus „Tannhäuser“, oder um Corelli oder Beethoven handelt; er spielt alles auf seine Art; und wenn sich die Melodien aus seiner Geige lösen, glättet sich sein verdüstertes Gesicht zu inniger, siegreicher Heiterkeit.

Es ist übrigens nicht ohne Interesse festzustellen, und es ist sogar recht merkwürdig, dass die alte, von Turati gedichtete Arbeiterhymne „Inno dei lavoratori“, nicht nur

das gleiche Versmass hat wie die Faschistenhymne, sondern dass „Giovinezza“ fast denselben Wortlaut, nur mit einem anderen triumphierenden Vorzeichen hat. Auch in der Faschistenhymne findet man die gleiche Richtung, die Auflehnung gegen die Verräter des gleichen Ideals, eines Ideals, das auf dem Boden des Vaterländischen wieder gefestigt wurde. Der Kehrreim „per Benito Mussolini, eja eja alalà“, wurde dem Faschistenliede erst später zugefügt, so wie ja auch die majestätische Bezeichnung „il Duce“ für den Führer Mussolini erst später entstand. (Bei dieser Gelegenheit sei auf einen auch in Deutschland weitverbreiteten Irrtum hingewiesen. „Duce,“ gesprochen „Duhtsche“, heisst Führer, und ist nicht mit „Duca“, gesprochen „Duhka“, Herzog, zu verwechseln. D. Hrsgb.)

Wie alle lebensvollen, kühnen Geschöpfe wurde auch der Faschismus als ein Rebell geboren, und es kostete viele Abenteuer, bis dieser Form der Italianität das eingeflösst werden konnte, was dem Italiener am zuwidersten ist: Disziplin, - Disziplin, um wirklich „un Capo che precede“, „ein Führer, der vorangeht“ zu werden, und nicht eine Gefangener der Herde.

XLII

DIE NEUE HIERARCHIE

Mussolini, der Regenschirm für Alle. – Die erste Krise im Faschismus.
Der Friedenspakt mit den anderen Parteien. – Wiederaufbau der
Hierarchie. – Die neue Zeitschrift.

Als Mussolini noch offiziell dem Sozialismus angehörte, hatte er auf einem Kongress gesagt:

„Die Menschen sind nichts, denn sie verschwinden; nur die Ideen zählen, denn sie bleiben.“

Das war ein in idealistische Kleider gestecktes Überbleibsel jenes Materialismus, der die „Ideen“ als Früchte einer mechanistischen Entwicklung betrachtete. Später versuchte er vergebens, den Faschismus durch neue Anordnungen zu entpersönlichen, ihn von seiner eigenen Person unabhängig zu machen. Die Masse der Menschen blieb mit unbesiegbarer Zähigkeit an den Mann gebunden. Jede Verantwortung bahnte sich immer den Weg zu ihm. Er war der Mann, der alle Verantwortung auf sich nimmt; aber er forderte dann auch den Oberbefehl.

„Wisst ihr, was ich bin? Ich bin der Gründer und „Grossmeister des Ordens vom grossen Regenschirm. Der „grosse Regenschirm, meine Herren, der ‚Entoutcas!‘“ rief er zornig aus, wenn er wieder einmal fortlaufen musste, um für andere, die nicht bereit waren, einzuspringen, und das Gewicht seiner persönlichen Autorität in die Wagschale zu werfen.

Die erste Krise im Faschismus ergab sich aus einer republikanischen Tendenz, die nicht die Zustimmung der ganzen Partei hatte. Das war im Juli 1921, als verschiedene ernste Verfehlungen der Regierung, – es handelte sich um

die Amnestiedekrete und die Schenkung königlicher Paläste an die Frontkämpfer – das Prestige der Krone zu erschüttern schienen. Denn nicht einmal einem Heiligen ist es erlaubt, aus seinem Glorienschein Brot zu machen. Mussolini äusserte sich darüber so:

„Wir sind in einem gewissen Sinn Republikaner, weil wir „einen Monarchen vor uns sehen, der nicht genug Monarch „ist. Warum muss alles immer grau, mittelmässig und nivel- „liert sein! Es wird alles getan, um die Autorität des Staates „zu verringern, zu verstecken und zu einer flüchtigen und „hinfälligen Sache zu machen. Die Demokratie hat kein „Verständnis dafür, dass die Volksmassen für jene, die nicht „den Mut haben, das zu sein, was sie sein sollen, nur Ver- „achtung haben.“

Eine noch stärkere Krise folgte im August des gleichen Jahres, gelegentlich des Friedenspaktes, der zwischen Faschisten, Sozialisten und der klerikalen Volkspartei geschlossen wurde. Damals erhob Mussolini scharfe Vorwürfe gegen gewisse Faschisten, die aus einer gegen jede Tyrannei gerichteten Freiheitsbewegung durch ihre nicht zu duldbaren Gewaltakte eine neue Tyrannenherrschaft zu machen drohten.

„Die Nation würde uns zurückweisen. Verstehen denn „diese Leute nicht, wollen sie denn nicht verstehen, dass das „Land Ruhe braucht, um ungestört arbeiten zu können? Ich „würde in diesem Augenblick auch mit dem Teufel ein „Bündnis schliessen, nur um diesem armen Land wenig- „stens fünf Jahre – ich würde mich sogar mit fünf Jahren „begnügen –, ungestörten Friedens zu sichern,“ so hörte ich ihn damals sagen, und dabei funkelten und sprühten seine Augen.

Nachdem das Konkordat mit den anderen Parteien unter endlosen kleinlichen Schwierigkeiten, gegen den Widerstand der rebellischen, kleinen, faschistischen Untertanen unter Dach und Fach gebracht worden war, erklärte Mus-

solini, dass er nun als einfaches Mitglied wieder in die Reihen der andern eintreten wolle.

„Der Mann, der eine Bewegung gegründet und geleitet „und ihr seine beste Kraft gewidmet hat, hat das Recht, sich „über die analysierende Betrachtungsweise Tausender ver- „schiedener lokaler Elemente hinwegzusetzen und das po- „litische und moralische Gesamtbild nicht von Bologna oder „von Venedig aus, sondern vom europäischen, vom uni- „versalen Gesichtspunkte aus, synthetisch zu überschauen. „Ich bin ein Haupt, das vorangeht, nicht ein Führer, der „hinten nachfolgt. Ich gehe - auch, und sogar hauptsäch- „lich - gegen den Strom, und ich werde niemals schlaff „werden. Ich wache immer, ganz besonders dann, wenn ein „unbeständiger Wind meines Glückes Segel schwellt.“

Aber die Geister waren zu sehr entbrannt und zu erzürnt. Die Friedensmahnung fand schwachen Anklang unter den Scharen; aber wenigstens wurde dadurch die Legende von der „Gewalt gegen Gewalt“ entkräftet, und die Notwendigkeit einer Hierarchie, der das Oberhaupt einen weiten Rahmen vorzeichnete, bewiesen. Es handelte sich nicht mehr darum, sich als eine Reaktionsbewegung gegen den Bolschewismus mit einem beschränkten, unfruchtbaren Programm der Negation und Opposition zu erhalten, sondern es galt, sich, zusammen mit der Nation, als ein aktives, handelndes Element im Leben der Welt zu behaupten.

Eine volkstümliche und kämpferische Tageszeitung eignete sich nicht recht für die Erörterung dieser Grundlagen einer tatsächlichen und konkreten, politischen Kultur; infolgedessen dachte Mussolini oft mit Sehnsucht an seine alte kleine Zeitschrift „Utopia“ zurück. Immer wieder kam er auf diesen Punkt zu sprechen. Und eines Tages, als wir wieder davon sprachen, sagte er mir: „Sie sollten der Haupt- „redakteur sein, und ich würde euch schöne Artikelchen „schreiben. Ich hab’ sie schon alle im Kopf.“ - Bei der Besprechung aller möglichen Titel für eine solche Zeit-



Mussolini bei der Löwin, die er als Geschenk erhielt und auf den Namen „Italia“ taufte. Sie befindet sich im Zoo in Rom



Mussolini bei seiner Löwin „Italia“

schrift wurde auch der Name „Hierarchie“ erwähnt. „Diesen, diesen.“ Ich sprang auf diesen treffenden Titel, wie die Katze auf eine Maus.

In der ersten Nummer dieser neuen Zeitschrift „Gerarchia“ („Hierarchie“), deren Schicksal sich dann eng mit der geistigen Reifung der faschistischen Bewegung verkettete, erläuterte Mussolini diesen Titel:

„Wer von Hierarchie spricht, meint damit die Rangstufen menschlicher Werte, die Abstufung der Verantwortlichkeit und der Pflichten; wer von Hierarchie spricht, meint Disziplin. Die Weltgeschichte zeigt uns ein Panorama von Hierarchien, die entstehen, leben, sich verwandeln, welken und sterben. Es handelt sich also darum, aus Hierarchien, die ihre Aufgabe nicht erschöpfend gelöst haben, die wahren Werte zu konservieren; es handelt sich darum, auf den Stamm mancher Hierarchien neue Lebens-elemente aufzupfropfen; es handelt sich darum, neuen Hierarchien den Weg zu bereiten. Auf diese Weise wird der Ring zwischen Vergangenheit und Zukunft geschlossen.“

Und später äusserte er sich über das Verhältnis des Faschismus zum Staate:

„Ein Staat, der die staatserhaltenden Kräfte nicht ausnutzt, sondern sie in der gleichen Weise behandelt, wie die negierenden Kräfte, verfolgt eine selbstmörderische Taktik. Es ist zweifellos, dass Faschismus und Staat dazu bestimmt sind, in einer vielleicht verhältnismässig nahen Zeit miteinander identisch zu werden. Der Faschismus kann die Tür mit dem Schlüssel der Gesetzmässigkeit öffnen, er kann aber auch, wenn er dazu gezwungen wird, die Tür durch den Schulter stoss eines Auf Standes eindrücken. Das Duell zu dreien, das paradoxer Weise nun schon seit drei Jahren ausgekämpft wurde, ist wieder zu einem Zweikampf im wahren Sinne des Wortes geworden. Auf der einen Seite der sozialistische Staat, auf der andern der

„Faschistenstaat. Der Ausgang dieses Kampfes kann nicht „zweifelhaft sein.“

Als eine logische Fortsetzung dieses durchdachten Revolutionsprogrammes sind die folgenden Worte zu werten, die der gleiche Führer zwei Jahre später, nach fünfzehn Monaten einer Revolutionsregierung, am 1. Januar 1924 aussprach:

„Wir haben das Verdienst, aus der Regierung etwas im „Schosse der Nation Lebendes, Pulsierendes, Handelndes „gemacht zu haben. Sie ist keine haltlose Regierung mehr, die „sich in einer Art lächerlichem Duell verfolgen und beschimpfen lässt, für die die Opposition heilig und unantastbar ist und alle Rechte hat, während die Regierung „nur die einzige Pflicht hat, eine bequeme und nachgiebige „Zielscheibe zu sein, wie das bisher verlangt wurde. Die „Befolgung einer solchen Theorie wäre durchaus selbstmörderisch, und ich erkläre mich offen als antiliberal, „wenn die Doktrinen des Liberalismus in solchen Theorien „bestehen.“

Nach dem Aufenthalt in Cannes, wo er den Verhandlungen beiwohnte, und nach einer Reise nach Berlin schrieb er jene prophetischen Studien in der Zeitschrift „Gerarchia“, die sich mit der auswärtigen Politik beschäftigten; er sprach darin vom französisch-englischen Konflikt, vom beängstigenden Wiederaufbau der deutschen Aktivität, hinter der er den Schatten einer Allianz mit Russland sah, und das Wiederaufblühen des türkischen Nationalismus, Artikel, die die bezeichnenden Titel trugen: „Das Drama von Cannes“, „Masken und Gesichter Deutschlands“, „Der zunehmende Mond“.

Von da an datiert sein ungewöhnliches Interesse für die internationalen Probleme, das ihn veranlasste, mit der üblichen Tradition zu brechen, und als Ministerpräsident auch noch das Portefeuille des Auswärtigen zu übernehmen. Ich hörte ihn damals sagen:

„Ich möchte mich mit Europa beschäftigen, mit der Stellung Italiens in Europa, aber die Leute wollen, dass ich mich für den Zwiespalt unter den Faschisten von Tradate interessiere.“

„Italien steckt, wie in einer Flasche, im Adriatischen Meer, diesem kleinen Wasserbecken, das gerade gut genug ist, um sich darin das Gesicht zu waschen. Im Vergleich zu den Problemen der Weltpolitik, die sich jetzt auf beide Ozeane erstrecken, ist das Mittelmeer klein. Aber ich kann mich mit all dem ja nicht beschäftigen, versteht ihr, denn der Konflikt von Peretola erfordert meine Anwesenheit, in Gorgonzola oder in Rocca Gannussia hat es Kämpfe gegeben, Resultat: ein Toter, ganz Italien denkt an nichts anderes, und der Faschismus geht ganz in diesen Angelegenheiten auf.“

Ärgerlich ging er davon, die Luft mit Stockhieben peitschend.

„Man muss ein Ende machen mit dem furchtsamen und kleinlichen Apothekergeist eines kleinen Italiens,“ wiederholt der Präsident heute mehr als je.

Sicherlich ist die Stärke Englands zum Teil auch in der Tatsache begründet dass der breite Mittelstand sich dort sehr wenig mit Politik befasst, und sich mit generellen, politischen Grundsätzen begnügt. Ist dort erst mal die augenblickliche Vorherrschaft des einen oder des anderen historischen Prinzips entschieden, so denkt Einer für alle; die Millionen von Bürgern folgen diesem Einen dann von Weitem, stützen ihn, und verstehen es andererseits sehr wohl, die Last der öffentlichen Angelegenheiten auf seine Schultern abzuwälzen, um in Ruhe ihren Privatgeschäften nachzugehen. Die faschistische Regierung strebt an, den Italiener in Italien als auch den in so grossen Massen über alle Weltteile verstreuten Italienern jenes stärkende Bewusstsein, dass sie Italiener sind, und unter der Aufsicht, aber auch einzuflüssen unter dem Schutz einer starken Regierung stehen.

Die Aktion von Korfu war, obgleich blitzähnlich aus dem Entschluss des Augenblickes geboren, im Grunde doch nichts anderes als ein Ausfluss dieses neuen Gefühls: des Respektes vor der Würde Italiens.

In jener Nacht, am 28. August 1923, versammelten sich 40 Schiffe und 7'000 Bewaffnete mit Munition und Gepäck vor Korfu, um das an Griechenland gestellte Ultimatum zu unterstützen.

„Ich gebe euch 70 Stunden zur Einnahme der Insel,“ hatte Mussolini befohlen.

„Das ist unmöglich,“ wurde ihm geantwortet.

„Es muss sein,“ war sein letztes Wort.

Mussolini schlief in jener Nacht ebenso wenig wie in manch anderer Nacht des Septembers; mit dem Telephonhörer am Ohr, wartete er auf die ihm jeweils übermittelten Funksprüche der Marine.

„Ich kann nicht zulassen,“ gab er bei dieser Gelegenheit der Einspruch erhebenden Regierung der Schweiz zu wissen. „Ich kann nicht zulassen, dass ein Volk, das seit sieben Jahrhunderten nicht mehr kämpfte, in Ehrensachen über ein Volk urteilt, das in vier Jahren 600'000 Tote und 400'000 Verwundete für seine Ehre opferte.“

Und anderen Mächten, die verstohlen auf ein Marinebündnis anspielten, antwortete er: „Der Export übersteigt den Import: tut dem Schatzamt einen Gefallen, und mir auch.“

Stets begnügte er sich damit zu siegen, ohne den Sieg übermässig auszubeuten, denn „übermässige Siege sind nicht von Dauer“, hörte ich ihn sagen, als er den Beschluss der Botschafterkonferenz verkündete. Und damit siegte er auch über seine eigene Natur, die innerlich dem „übermässigen Siege“ sehr zugeneigt war.

XLIII

DIE RÖMISCHEN STIMMEN

Nieder mit den Parteien. – Ein Volk, eine Nation, ein Staat, ein Reich.
Mussolini im Museum. – Der Ehrenbürger von Rom.
– Was das Volk sagt.

Im Jahre 1919, als der „Popolo d'Italia“ von der zürnen-
den sozialdemokratischen Flut fast erstickt wurde, hörte
ich eines Tages den Chefredakteur Mussolini gelassen einige
prophetische Worte aussprechen, während er wie ein Bär im Kä-
fig den engen Raum durchmass, die Augen ins Leere gerichtet.

„Die Italianität ist eine Temperamentsfrage. Es wird bald
„ein Tag kommen, wo wir uns mit vielen, auch mit den
„Sozialisten und den Feinden von heute, auf dieser funda-
„mentalischen Basis einigen und finden werden, und uns mit
„vielen, die uns heute nahestehen, oder es zu sein scheinen,
„verfeinden. Das ist eine Frage des Gefühls, nein, der
„Italianität.“

Diese Vorstellung entsprang dem Wunsche, mit den So-
zialisten Frieden zu schliessen, und sie diktierte ihm auch
die Worte, die er als Minister und Triumphator vier Tage
nach dem Wahlsieg von 192/4. vom Balkon des Palazzo
Chigi den ihm zujubelnden Anhängern zurief: „Nieder mit
„allen Parteien, allen, auch der unseren. Die Nation soll
„gerettet werden.“

Der Maifeier der Sozialisten setzte er als nationale Feier
den „Geburtstag Roms“ entgegen, um die Nation im Zeichen
jener Stadt zu vereinigen, „die der Welt zwei Kulturen
„schenkte und auch noch eine dritte geben wird“.

Mussolini hat das Wort des Historikers Theodor Mommsen,
– der nach Titus Livius, Sueton und Tacitus das Rö-

mertum am stärksten in sich aufgenommen hatte - wahr gemacht: „Niemand erfasst Rom, der es nicht im Sinne einer Universalidee erfasst.“

Von den drei grossen Imperien, die heute den Dreifuss der Menschheit bilden, - dem englischen, das noch Länder besitzt aber anscheinend seine Leitidee verloren hat; dem russischen, das eine Idee hat, und für sie Länder im Osten und Westen sucht, und dem christlichen, das kein Land mehr hat, aber eine Idee, in welcher sich 400 Millionen über die ganze Erde verstreuter Menschen begegnen, - von all diesen drei Reichen, glaubt Mussolini, - und scheint es zu hoffen -, dass das Schiff lein des göttlichen Hebräers Jesus immer noch besser als irgendeines der anderen auf den erregten Fluten der Geschichte schwimmt. „Es sei denn, dass alles zusammenstürzt,“ fügte er einmal in einem Augenblick schmerzlicher Verzagttheit dazu. „Es sei denn, dass im „August 1914 nicht ein Völkerkrieg, sondern ein immer „schneller fortschreitender Zusammenbruch der Zivilisation der weissen Rasse begonnen hätte, dem ein Rückfall ins „Rarbarentum folgt und ein Chaos, das einige Jahrhunderte „dauern kann; im Leben des Weltalls ein allerdings nur geringfügiger Zwischenfall.“ - Aber von diesem trübsinnigen Ausflug ins Nirwana kehrt er immer wieder sofort zurück, um als Lateiner und Abendländer sein Vertrauen auf den italienischen Imperialismus zu gründen, der von dem preussischen und englischen so wohl verschieden ist; vertraut er immer wieder dem Glauben an Rom, das man ehren, vor allem aber „wollen“ muss; nicht das Rom der grossen Denkmäler und der berühmten Steine, sondern das Rom der lebendigen Seelen, die die harte Vorbereitung für die Zukunft auf sich zu nehmen bereit sind.

*

Wie es manchmal in romantischen Geschichten der Fall ist, begann auch die Liebe zwischen dem Faschismus und Rom mit einem Zusammenprall, einem Konflikt.

Als man im November 1921 im Augusteum zu Rom den ersten nationalen Kongress abhielt, bestand die Majorität der Stadt aus klerikalen Volksparteilern, extremen Sozialisten und einer starken Gruppe von Nationalisten. Von den Faschisten war auch nicht mal eine Spur vorhanden. - Die Masse des Volkes dachte, wie stets und auch heute noch, nur an ein frohes Leben in Frieden. Stolz, philosophisch und verächtlich, sagte das Volk: „Semo romani e tanto basta“, - „Wir sind Römer, und das genügt“. Rom, dieses prächtige Idol am Tiberfluss, wollte nur bedient und angebetet sein. Was wollten denn da diese Jünglinge mit den prahlerischen Mähnen und der Anmassung, allen Ernstes die Welt neu erschaffen zu wollen? Das war eine Herausforderung, die mit dem Tode gebüsst werden musste. Und wirklich verschwanden drei oder vier dieser Jünglinge und wurden erst später mit zerrissener Brust in den Strassen des Volksquartiers von San Lorenzo auf gefunden; die anderen verteidigten sich gegen die Angriffe mit Waffen, die Kongressteilnehmer wurden zu Belagerten, das Augusteum zu einer kleinen Festung und jede Loge darin zu einem Biwak.

Man entrüstete sich in der Öffentlichkeit, dass dabei vier Türen demoliert wurden; aber man musste in den schneidend kalten Nächten doch Feuer machen! Und im besetzten Gebiet hatten die jungen Veteranen schon ganz andere Zerstörungen gesehen.

All diese Vorfälle hinterliessen bei den Faschisten jenen Groll, der verschmähte Liebhaber zu überkommen pflegt. Als dann im Oktober des darauf folgenden Jahres ihre Stunde schlug, stürzten sie sich singend und trunken vor Wut auf Rom. Und diese Stadt, die man nur dadurch zur Liebe erwecken kann, das man sie erobert und tüchtig rüttelt, öffnete nun ihre Tore und ihre Arme, liess auf allen Baikonen die Flaggen wehen und schenkte ihnen Liebe und Triumph.

„Das ist der Weg, den das Schicksal vorzeichnet: ein „Stamm, eine Nation, ein Staat, ein Reich. Das ist die Ge-

„schichte. Sie ist nicht von Dauer, sagt ihr? Das weiss ich. „Nichts was menschlich ist, ist von Dauer. Aber inzwischen „ist es, existiert, - erlangt Grösse, - erreicht einen Höhepunkt, und lässt in der Erinnerung der Menschen eine „Spur zurück,“ sagte der Präsident einmal abends, wie vor sich hinträumend. Und unter eine neuere Photogra schrieb er: „Pro italico imperio, virtute, disciplina, hierar- „chia, unguibus et rostris.“ Ein Spruch, den man auch ho- merisch so auslegen könnte: „Die Parzen haben es gewollt, „die Parzen haben es so gesponnen, damit das zukünftige „Volk etwas zum Besingen habe.“

Im Allgemeinen pflegte Mussolini seine Worte nicht auf einem so hohen Kothurn einherschreiten zu lassen. „Die „Regierung, sagt ihr?“ so äusserte er sich ein andermal: „Die Regierung? Aber das ist ja nur eine grosse Bureau- «cratie, deren Kaiser ich bin; Kaiser der ‚ronds de cuir‘, der „Bureaokraten. Schenken Sie mir doch, gnädige Frau, „zu meinem Festtag ein Paar der symbolischen Schreib- „ärmel.“

„Der Staat? Der lebt zwischen Hochzeiten, Begräbnissen „und Feiern, und ist wie ein Orchester von 60 bis 70 Trom- „peten, die gewöhnlich ungeordnet und trübselig, jede für „sich, vor sich hinblasen, und die nur bei grossen Gelegen- „heiten wirklich zusammenklingen.“

*

Es gibt eine Legende, die behauptet, dass Mussolini nach seinem eigenen Eingeständnis nur zwei bis dreimal in seinem ganzen Leben ein Museum besucht habe. Sie wird wohl, wie alle Legenden, nicht ganz der Wahrheit entsprechen. Aber immerhin ist es schon sehr interessant, Mussolini beim Besuch eines Museums beobachtet zu haben. Die Gobelins des Vatikans betrachtete er beispielsweise mit einer verächtlichen Grimasse: „Gehn wir, das ist alles Stoff, weiter nichts, Gelump“. Rein Stoffliches scheint ihm nicht künst-

lerisch, nicht mit Beherrschtheit und Geistigkeit erfüllt zu sein. Bei einem handgewebten Stoff gefällt ihm höchstens die darin verkörperte manuelle Arbeitsleistung. – Die Grösse des Vatikans bewunderte er dagegen sehr: „Wieviel Räume, welche Weite! Die Leute verstanden noch zu bauen!“

Im Saal der altrömischen Büsten, wo es den Anschein hatte, als befände er sich unter seiner eigenen Sippe, sagte er: „Ich meine oft die Römer zu sehen, mir ist es oft, als „verkehre ich mit ihnen, wie mit körperhaften Wesen. Ich „sehe, wie sie morgens aufstehen, nicht allzu früh, denn sie „waren spät auf in der Nacht; dann erteilen sie ihre Auf- „träge und Befehle, erledigen geschäftliche Korresponden- „ten, dann folgt ein Gang nach dem Forum; dann die Ther- „men mit Bädern, Gymnastik, Nachrichten über Kriege, „Aufstände, Intrigen. Ein intensives politisches Leben, äh- „nlich dem unseren, von dem jedoch das Weib ausgeschlossen „war.“ – Und als Giacomo Boni ihm die Nike-Minerva, die die Wahlzettel in die Urne wirft, als Gegenbeweis vor- halten wollte, sagte er: „Wenn die Matrone ihr Haus ver- „lässt, so führt das zur Verweichlichung und zum Ende: „Rom verfällt.“

„Marcus Tullius Cicero, der unsterbliche Tribun, der Retter der Republik!“ erklärte ein Cicerone des Museums emphatisch einer Gruppe Amerikaner. Mussolini wandte sich unwillig um und warf sowohl dem lebenden Cicerone als auch dem marmornen Cicero einen Zornesblick zu:

„Marcus Tullius Cicero, jawohl, eine nette Sache. Ein „sehr berühmter Redner, weiter nichts, das sage ich euch. „Ein Redner von der Art wie Angelo Brofferio und Felice „Cavalotti. Der gleiche Typ der Geistigkeit, des undiszipli- „nierten aufrührerischen Redners, des verleumderischen „Wortemachers. Die gleiche demagogische Tendenz, nur den „Gegner als guten Bürger zu bewerten. Nein, sage ich. Nur „jene sind die guten Kinder, die folgsam sind, dem Vater „helfen, mit ihm Zusammenarbeiten für einen besseren

„Familienzustand, und nicht jene, die dauernd kritisieren, „tadeln, sich auflehnen und Skandal machen.“

Er hielt auf einen Einwand inne. „Gewiss, gewiss. Aber „der Staat darf, um stark zu sein und sich Achtung zu ver- „schaffen, nicht das Individuum unterdrücken, das man „standardisiert, sozialisiert, taylorisiert hat, zur Freude aller „Statistiker, wie es bei den hypertrophierten, sozialisti- „schen und bürgerlichen Staaten der Fall ist: viel Oberfläche „und grössere Verwundbarkeit, wenig Gehalt und wenig „Prestige. Es ist nicht nötig, dass der Staat Zigaretten lie- „fert, den Telephonverkehr regelt und Briefe zustellt. Er „wird nun dann gross, wenn er von der Herrschaft über die „Materie absieht und über den Geist herrscht.“

Da Mussolini für den Ausdruck der Kraft empfänglicher ist als für die Anmut, erschütterte ihn Michelangelo durch den Sturm seiner vereinsamten Seele. Nach Michelangelo wollte er nichts anderes mehr sehen. „Rafael? Sehr schön, sehr schön. Wunderschön und leer. Wie kann man das nur nach Michelangelo noch ansehen.“

Aber ein anderes Schauspiel auf dem Platze des Vatikans zog ihn stark an: die Bronzetüre mit ihren vier Marmorstufen, wo diesseits die Carabinieri des Königreiches Italien standen, während auf der anderen Seite die päpstliche Schweizergarde in der zweifarbigen Tracht des Cinquecento unbeweglich Wache hielt. Dieses Schauspiel staatlicher Ohnmacht, beschränkter Souveränität, aber einer geistigen Grösse, die es verstanden hatte, trotz eigener Gebrechlichkeit all der Gewalt ein unbeugsames Veto entgegenzuhalten, zog ihn an. Als ein von Natur aus im tiefsten politischen Geschöpf schmerzte es ihn, und gleichzeitig genoss er es wie ein künstlerisches Schauspiel.

„Meine Kunst ist die Kunst der Künste,“ sagte er zuweilen, „ist die schwierigste von allen, denn sie arbeitet nicht mit „totem Material, sondern mit dem labilsten und zartesten: „den Menschen.“ Und da Mussolini ungeachtet all seiner

guten Eigenschaften sich nicht sehr um Zusammenhänge kümmert, schloss er seine Rede mit den triumphierenden Worten: „Seht, im Grunde bin ich ein ungeheurer Barbar und für „Schönheit ganz unempfänglich.“

Diese Seite seines Charakters könnte man als eine Bestätigung der Maxime des Guglielmo Ferrero ansehen, der einmal behauptete: „Nur der Mensch kann eine Nation beherrschen, dessen Eigenschaften und Mängel dem Charakter der Nation entgegengesetzt sind.“ Tatsächlich verkörpert sich in Mussolini das Römertum aus der Zeit vor der Eroberung Griechenlands. Die Architektur interessiert ihn genau in der gleichen Weise, wie sie damals die alten Lateiner interessiert hatte: ihrer Brauchbarkeit wegen, um der Arbeit willen, die sie erfordert, und als äusseres Zeichen der Blüte und der Grösse des Staates. - „Per Bacco, das schafft!“ pflegt Mussolini mit Befriedigung zu sagen, wenn er bauen sieht. Denn das ist für ihn eine politische, eine soziale Tat.

Vielleicht ist seine Empfindsamkeit für Musik, die ihm so zart die Nerven zu beruhigen vermag, ein Überbleibsel aus jüngeren christlichen Atavismen. Jedenfalls gehört diese Empfindsamkeit für Musik zu jenem sentimentalén Mussolini, den Mussolini nicht zeigen will. Sie ist der verwundbare Kern in ihm, den die Wässer des Styx nicht zu härten vermocht haben.

Das Oberhaupt der Regierung pflegt auch heute noch gern die Strassen von Rom mit dem Auto zu durchstreifen, um dann vor St. Peter haltzumachen, sich die Gesichter der durch die Strassen eilenden Menschen anzusehen, und aufmerksam auf alle Zeichen zu achten, wie es einst Harun al Raschid in Bagdad tat.

Während der schwierigen Tage von Korfu, im September 1923, drängten sich vor dem Palazzo Chigi Hunderte von Männern und Frauen aller Gesellschaftsklassen. Und wenn Mussolini abends spät, gegen Mitternacht, erschöpft von all

der Mühe, das Haus verliess, fand er sie, noch immer auf ihn wartend, vor. Still begrüsst sie ihn. Das Volk der Hauptstadt, das durch die geschichtlichen Ereignisse seiner grossen Vergangenheit mit starker politischer Feinfühligkeit begabt war, empfand intuitiv die Notwendigkeit, Fühlung mit dem Führer zu suchen. „Er befiehlt, wir werden gehorchen! Er befiehlt, damit Italien respektiert werde,“ meinten die Leute.

„Sie wissen, dass ich für sie arbeite!“ sagte Mussolini, indem er mit ernstem Lächeln ihren Gruss auf römische Art erwiderte.

Aus dieser Erkenntnis schöpfte er Trost.

Denselben Barometer befragte er auch in den tragischen Wochen der Schandtät an Matteotti.

Wenige Tage zuvor hatte ihn das ihm auf dem Kapitol verliehene römische Bürgerrecht tief gerührt. Am gleichen Tage, dem 7. Juni, war es ihm durch eine wirksame Vermittlungsrede im Senat gelungen, den Hass zu entwaffnen und ungeheure Macht und Ehrungen zu erlangen. Aber: „Am dritten Tag kommt der Frost, und dachte der wackere Mann leichtsinnig, dass seine Grösse nun sicher reife, so zerstört sie der Frost in der Wurzel,“ sagt Shakespeare.

Am „dritten Tage“ danach, am Freitag, den 12. Juni, fehlte nicht viel, und er wäre auf dem Eise dieser teuflischen Missetat zu Fall gebracht worden.

Aber die Hunderte, die wieder vor dem Palazzo Chigi auf ihn warteten, sagten: „Er wird den Befehl zu Gerechtigkeit und Sühne geben.“

Und er, der taub ist gegen die Stimmen der Furcht, der Konvenienz oder des Affekts – auf diese Stimmen hört er.

XLIV

MUSSOLINI ALS REDNER

Dante und das Wort. – Das in Vergessenheit geratene „Nein“.
– Die Überwindung des Pessimismus. – Der Kontakt mit dem Volke.

Der Mann der Tat weiss, dass das Wort eine Tat ist; die Tat „an sich“: das schöpferische Wort!

„Dante ist gross,“ sagte Mussolini einmal, und dabei „leuchteten seine Augen in einer Art mystischer Andacht. „Dante erfasste, was viele Schriftsteller nicht wissen: dass „Worte lebendige Geschöpfe sind. Und wenn er die Worte „bewegt, sie freilässt, um sie dann wieder in Reih und Glied „einzuordnen, so vergisst er dabei nie, dass jedes Wort ein „lebendes Wesen ist. – Wenn ich schreibe ‚Sterne‘, so „sind diese Buchstaben keine toten leblosen Zeichen. Sie „bilden zusammen eine reale organische Sustanz. Das Wort „ist eine magische Lebenserscheinung.“

Mussolinis Beredsamkeit ist schlicht und gradezu. Er rundet dabei weder die Arme noch die Perioden. Er gibt sich nicht mit Nebengedanken ab, sondern geht immer gerade aufs Ziel, selbst wenn ihn Zwischenreden zum plötzlichen Improvisieren zwingen.

Jemand, der die Notizen sah, die sich Jean Jaurès in seiner herrlichen letzten Ansprache gemacht hatte, als er 1914 die Tagung der internationalen Sozialisten am Vorabend des Weltkonfliktes hinriss und in Raserei versetzte, versichert mir, dass auf dem weissen Papier der eine Satz hervorstach, den Jaurès sich notiert hatte, während der Deutsche Liebknecht sprach: „Das entfesselte Pferd des Attila“. Seine Beredsamkeit nahm ihren Anlauf vom Sprungbrett solcher intuitiver Vorstellungen.

An diese Art erinnern auch die Notizen, die Mussolini sich manchmal während einer wichtigen Rede macht; er packt die Dinge aus nächster Nähe, läutert sie im Feuer der Tatsächlichkeit und drückt sie dann mit wenigen kurzen Silben aus. Beim Reden geht er immer vom Wesentlichen zum Wesentlichen, ohne schmückende Beiworte, die Übergänge werden mit kurzen aufblitzenden Worten angedeutet, und wenn er bildhaft wird, so ist das immer nur kurz und vorübergehend, aber stets sehr anschaulich. Seine Art zu reden erinnert an die massive Architektur jener alten italienischen Paläste, die auf roh behauenen Blöcken in die Höhe wachsen, mit luftigen Hallen und Säulen, durch die man den klaren Himmel sieht.

Diese durch ihre Vorstellungskraft den Grund des Volksbewusstseins aufrührende Beredsamkeit ist der Vorzug eines Condottiere, der Geschichte „macht“; aus seinen persönlichen Erfahrungen leben die geschichtlichen Erfahrungen wieder auf. Er ist wie ein Lotse auf jenem Fluss, der Menschheit heisst; er fühlt, dass alles fließt, dass alles vorübergleitet, aber er weiss auch, dass alles wiederkehrt und dass der Fluss in tausend Jahren trotz aller Veränderungen unverändert bleibt. Für ihn gibt es die Illusion der Zeit nicht: die Schiffer, die vor ihm hier steuerten, sind ihm nah und gegenwärtig.

Als eine klassische Bewegung ohne romantische Masslosigkeit, trachtet der Faschismus danach, auch dem Wort jenen Wert wiederzugeben, der göttlich ist, weil er im höchsten Masse menschlich und von religiöser Wahrheit erfüllt ist.

„Zur Wiederherstellung des Staates habe ich ein kleines „geheimnisvolles Wörtchen der Vergessenheit entrissen: das „Wort ‚Nein!‘“ stellte Mussolini als Oberhaupt der Regierung einmal fest. „Der italienische Staat hatte von Jahr zu Jahr immer mehr an Ansehen und Vertrauen verloren, weil er immer allem zustimmte. Aber wer regieren will, muss „auch fähig sein, ‚Nein‘ zu sagen.“

Auch beim Redner Mussolini ist das „Ja“ ein „Ja“ und das „Nein“ ein „Nein“. Was darüber ist, ist vom Übel, wie die Bibel sagt. Und selbst wenn man der faschistischen Erneuerung andere Verdienste streitig machen wollte, so bliebe ihr doch dieses eine, so unscheinbare, aber dauernde Verdienst: die Herrschaft der unerbittlichen Wahrheit wieder aufgerichtet zu haben, und das noch dazu in einem Lande, wo man an „Abkommen“ und „Vergleiche“ und an ein Regime ohne Dauer, das deshalb keinen Sinn für die Verantwortung hatte, gewohnt war. --- Auch die individuelle und kollektive Erziehung der Menschen wird durch das Wort vollzogen, und wer das Wort in häufigem Kontakt mit der Menge angewandt hat, kennt auch seine Explosivkraft, die umso stärker ist, je mehr die Wirkung hinausgeschoben wird.

Sowohl am Vorabend der Intervention als auch nach Caporetto, sowohl während als auch nach der Revolution, hat Mussolini mit den Italienern stets als Mann zu Männern gesprochen und sie nicht als ein Volk von Kindern, denen man etwas vormachen muss, behandelt. Sein geistiger Optimismus verleugnet zwar den Pessimismus nicht, aber er nimmt ihn in sich auf, assimiliert ihn und überwindet ihn, weil dieses Übel nun mal existiert; aber es ist nicht von Bedeutung, denn es ist etwas Materielles und kann also durch die unbeugsame Kraft des Geistes überwunden werden.

Mussolini besitzt als Redner eine ursprüngliche Vehemenz und Eindringlichkeit; er hat die Glut eines Lavastromes, der nicht nur von einem starken Willen geschaffen, sondern auch von ihm genährt und zusammengehalten wird. Wenn man ihn in der Öffentlichkeit sprechen hört, lernt man ihn besser kennen als in Privatgesprächen. Man merkt ihm dabei an, wie sehr es ihn quält, sich selbst Gewalt antun zu müssen, und deshalb erledigt er seine Rede so rasch als möglich, sozusagen in Form eines Selbstgespräches, ohne jedes Wohlgefallen, sich selbst zu hören.

Die Menschen braucht er als Werkzeuge; er muss sie an sich reißen, erobern und besiegen, um sie hohen Zielen entgegenzuführen; aber es widersteht ihm, die Zustimmung der Menge zu erlangen oder sie gar zu erbitten. Er braucht die Popularität, sie gefällt ihm, aber gleichzeitig leidet er darunter.

Aus diesem Gegensatz erwächst ihm der Mut eines strengen Erziehers. „Ich bin ein strenger Faschist,“ sagt der Duce von sich. „Ich werde streng sein, und ich werde heute „in meiner Rede hart sein.“ Das ist eine seelische Vorbereitung für ihn, aus ehrlichem Asketentum entspringend, und deshalb wiederholt er das sooft: „Es wird eine strenge Rede „werden.“

Ein ähnliches asketisches Schamgefühl veranlasst ihn, alle Beifallsbezeugung mit der gleichen Inbrunst zu fliehen, mit der sie andere aufsuchen. Und während die Beredsamkeit eines Dutzendmenschen sich an den eigenen Worten und ihrer wohlüberlegten Steigerung erhitzt, wirkt bei ihm die Furcht, sich innerlich aufzuregen und in Rührung zu geraten, wie eine sich selbst auferlegte Kandare.

Sein Verkehr mit dem Volke ist wie ein magnetischer Strom, der keine Verstellungen zulässt. Das Volk begreift ihn, empfindet ihm nach, fühlt sich mit ihm durch einen geheimnisvollen Kontakt verbunden, der umso inniger ist, je weniger der Führer dem Volke gestattet, sich in leichtem Beifallsgemurmel zu entladen.

XLV

VON DEN BARRIKADEN ZUR HERRSCHAFT

Generalstreik. – Karl Marx gleitet aus. – Die Mobilmachung der Faschisten. – Der „Marsch auf Rom“. – Am Ziel!

Inzwischen war dem Ministerium Nitti ein Ministerium Bonomi gefolgt, das sehr bald von der Regierung Facta abgelöst wurde. Luigi Facta war ein wackerer Mann mit einem rosigen Gemüt; seine Lieblingsworte waren: „ich vertraue darauf, dass ...“ usw., je nachdem, worum es sich handelte. Er „hegte“ immer „Vertrauen“.

An dem Abend, als der Generalstreik der Eisenbahner in ganz Italien ausbrach, hatte sein Vorgänger Bonomi, der zugleich Minister des Inneren war, ganz ruhig im Theater gesessen, um der Düse zuzuhören. Und da Eleonore Düse die strikte Weisung gegeben hatte, sofort nach Beginn der Vorstellung die Türen des Theaters zu schliessen, um nicht durch Zuspätkommende gestört zu werden, bemühten sich an diesem ereignisvollen Abend die Abgeordneten und die Ministerialbeamten vergeblich, den Chef der Regierung zu erreichen.

Ein neuer Generalstreik im August, der sich über das ganze Volk verbreitete, hatte sich den schönen Namen eines „legalen Streiks“ gegeben. Der Faschismus sprang den Streik an und zerriss ihm die Lenden. Ingenieure, Männer aus allen Berufen und zukünftige Minister traten an die Stelle der aufständischen streikenden „Zünftigen“, um die Betriebe und die Verkehrsmittel weiterzuführen. Darüber

herrschte bei den Hauptanführern der Bewegung grosse Wut, was aber nicht verhinderte, dass der Streik mit einer Niederlage endete.

Man sah damals Studenten wacker 10 bis 12 Stunden Fabrikarbeit verrichten oder Strassenbahnen durch die aufrührerischen Stadtteile führen, dabei mit ungewohnter Höflichkeit Schaffnerdienste verrichtend.

Gegen das Rathaus von Mailand, wo die Sozialisten seit acht Jahren herrschten, liefen die Faschisten Sturm mit einer Flut von Fahnen in den nationalen Farben, die überall, an allen Fenstern, an allen Säulen und auf dem Dache des Rathauses befestigt wurden.

Aber dann begann die Wasserleitung zu streiken, die Strassenbahnen blieben stehen, das elektrische Licht erlosch, der öffentliche Verkehrsdienst, der Stolz jedes pünktlichen Mailänders, war nur noch eine Kette von Unglücksfällen, und die unvorhergesehene Verstädtlichung, die eine Unzahl von neuen Beamten schuf, lastete auf den Steuerzahlern. Seit die Strassenkehrer Ministergehälter erhielten, blieben die sonst so sauberen Strassen schmutzig, und im Winter konnte man des Schnees wegen sie kaum beschreiten, was bei den Mailändern Verwünschungen auslöste. Auf diesen ungekehrten Strassen, auf diesem Schnee kam Karl Marx in Italien zu Fall.

Auch aus dem Gebiete von Bozen und der oberen Etsch kamen unerfreuliche Nachrichten. Die volksfremden Minderheiten dort wollten sich nicht einfügen, obgleich sie doch an die österreichische Autorität gewöhnt waren, die weder Kompromiss noch Schonung kannte. Noch nach drei Jahren waren dort die k. k. Hoheitszeichen noch immer unverehrt. Die Faschisten erhoben energische Einwendungen gegen diese Zustände.

„Aus Liebe zum Vaterland muss ich diesen Staat in den „Staat einfügen und die aufrührerischen Kräfte in die „Staatserhaltenden. Es darf nicht zwei oder drei Staaten in

„einem Staate geben,“ sagte Mussolini in diesem Zusammenhang später.

Inzwischen war in Italien so viel von Revolution geflüstert worden, und die schlaunen Leute des alten Regimes hatten diesen Gerüchten so oft Glauben geschenkt, dass sie nunmehr so etwas für ausgeschlossen hielten.

Aber als sie im September und Oktober 1922 von ihrem Ferienaufenthalt wieder beruhigt nach Rom kamen, da wurde nicht mehr geflüstert, da schrie man es schon durch die Gassen: Revolution.

Am 20. Juni hatte der Abgeordnete Mussolini in einer grossen Rede in der Kammer seinen Gegnern gedroht, das Parlament gewaltsam auflösen zu lassen, wenn dem Faschismus noch weiter so entgegengearbeitet werde. Sollte diese Drohung nun wahrgemacht werden? Dann müsste man schnell, hinter den Kulissen, ein schmerzstillendes Ministerium zusammenstellen und auch Mussolini einen Platz darin anbieten. Aber das brauchte nicht übereilt zu werden, der Mann war ja noch jung, er konnte noch ruhig ein wenig warten. Dann würde man ihm schon einen hübschen Ministerposten ohne Portefeuille geben, mit einer Viertelstimme, einem ganzen Titel und dem vollen Recht, sich „Exzellenz“ nennen zu lassen. Was will man mehr? – so dachten die Herren oben.

Mussolini war etwas anderer Meinung: „Jawohl, so ist's „recht, ich werde grade noch den grossen Regenschirm fürs „Ministerium machen! Minister ohne Portefeuille – wohl so „wie jener Simon von Cirene, der arme Kreuzträger Rissolati! Wir sind das neue Italien und seine einzige Hoffnung „auf Rettung, wir können uns nicht missbrauchen lassen.“

Aber er musste noch Zeit gewinnen, und deshalb machte er einige elegante Fechtergänge. Klarer denkende Menschen hätten seine übrigens sehr gemässigten und legalen Vorschläge wahrscheinlich sofort angenommen; allerdings wäre wohl der Konflikt doch früher oder später ausgebrochen,

denn die Systeme und Temperamente der beiden Lager liessen sich schwer vereinbaren.

„Jetzt ist der Moment vorbei,“ erklärte er, als man auf seine Vorschläge mit kümmerlichen Zugeständnissen und allerhand Umschweifen antwortete. Und als sie sich dann entschlossen, die Verhandlungen mit ihm auf neuer Basis aufzunehmen, waren wieder inzwischen kostbare Augenblicke vergangen, und von neuem hiess es: „Der Moment ist vorbei.“

Am 20. September hatte Mussolini in Udine zu seinen Faschisten gesprochen und dabei die alte Garibaldi-Losung: „Rom oder der Tod“ verkündet. In dieser grossen Rede, in der er wider seine Gewohnheit sehr ausführlich war, streifte er auch die grosse Frage: „Monarchie oder Republik“ und sagte dabei:

„Wenn sich ein Volk in seiner Republik wohlfühlt, so „denkt es nicht daran, sich einen König zu wünschen. Aber „ein Volk, das eine Republik nicht gewöhnt ist, wird immer „die Wiederkehr der Monarchie ersehnen. Man hat dem „deutschen Quadratschädel die phrygische Mütze aufgestülpt, aber die Deutschen hassen die Republik, sie stehen „ihr feindlich gegenüber, nicht zuletzt auch deshalb, weil „die Republik ihnen von der Entente aufgezwungen wurde „und für sie eine Art ‚Ersatz‘ ist. – Ich glaube, dass sich „ein Regime von Grund aus ändern lässt, ohne dass man „deshalb das Königtum anzutasten braucht.“

Am 24. September sprach er dann zu den Faschisten in Cremona und stellte „Rom und Revolution“ nicht mehr als ein mögliches, sondern als notwendiges Ziel hin. Am 5. Oktober sprach er in der „Scala“ in Mailand über das Problem der „beiden Italien und der beiden Staaten“, ein Problem, das er einmal mit den Worten ausdrückte: „Es „gibt nunmehr zwei Staaten im Staat, zwei Heere, zwei „Regierungen, zwei Befehlsstellen. Ich bin der Mustafa „Kemal Pascha eines reissend schnell daherbrausenden sieg-

„reichen Mailand-Angora, im Gegensatz zu dem kraftlosen „paralytischen Rom-Konstantinopel, dem ewigen Byzanz.“

Am 2./4. Oktober fand dann in Neapel die grosse Faschistentagung statt, auf der er allen, die den Faschisten und der Nation nachstellen, den Krieg ohne Pardon erklärte.

Das waren keine geschwollenen Worte, die er auf all diesen Gelegenheiten sprach; es waren grosse Worte, Silbe für Silbe mit ruhiger Stimme und mit festen starken schneidenden Gesten gesprochen. Es waren Worte konkreter Wirklichkeit. Aber die anderen hielten das alles für rhetorische Metaphern. Sie sollten sich bald von ihrem Irrtum überzeugen.

Die feierliche Rede im Teatro San Carlo in Neapel bekam noch einen Nachtrag durch die auf der Piazza del Plebiscito gesprochenen Worte. Kurz und bündig, wie die Proklamationen eines auf dem Feldzug befindlichen Heeres, enthielten sie den Befehl an die faschistischen Führer und die Schwarzhemden von ganz Italien, sofort in ihre Wohnorte zurückzukehren und dort auf neue Befehle zu warten.

„Entweder geben sie uns die Regierung, oder wir nehmen „sie, fallen über Rom her und packen die elende herrschende „politische Klasse an die Gurgel.“

An jenem Tage trug er zum erstenmal auf dem schwarzen Hemd die Schärpe in den Farben Roms.

„Wass sollen wir in Neapel tun; hier regnet es, und in Rom scheint die Sonne,“ rief nach Mussolinis Abreise sein Stellvertreter Bianchi. Die Versammlung ging auseinander, mit einem Geheul, das im Rhythmus des Trommelschlages die Worte wiederholte: „Ro-ma, Ro-ma, Du-ce, Du-ce, a Ro-ma, a Ro-ma.“ Nach Rom! Nach Rom!

Aber der Duce sass am Abend des 26. Oktober in Mailand im Theater und hörte sich eine Wagneroper an; und nachher, auf der Redaktion des „Popolo d'Italia“, sagte er zu dem Musikkritiker: „Wenn Sie der gleichen Meinung „sind wie ich, so schreiben Sie doch, dass man das nicht

„dirigieren nennen kann, wenn der Kapellmeister nichts anderes zu tun versteht, als einen Eimer mit Noten zu füllen und ihn dann über die Zuhörer auszuschütten.“

Und am Abend des 27. Oktober, als ich mit den Meinen in einer Loge des Manzoni-Theaters sass, erschien er als unverhoffter Gast, um ruhig und aufmerksam einem komischen Zwischenspiel auf der Bühne zu lauschen.

In der zweiten Hälfte des zweiten Aktes klopfte es an die Logentür: ein Kollege aus der Redaktion kam, korrekt, aber aufgeregt, herein und wandte sich an Mussolini:

„Chefredakteur, man hat telephoniert. Es hat angefangen.“

Der Chefredakteur erhob sich rasch, aber ruhig. „Wir sind bereit. Addio.“

Er verschwand.

In Cremona hatten die Schwarzhemden ihre Aktion einige Stunden vor der planmässig festgelegten Zeit begonnen und Telephon, Telegraph, Post, Präfektur und die anderen Sitze der Behörden besetzt. Sie erlitten dabei den schmerzlichen, aber unvermeidbaren Verlust von zehn jungen Menschenleben.

Gegen Mitternacht begann man in Mailand fieberhaft Barrikaden beim „Popolo d'Italia“ zu bauen. In rasender Eile fuhren die letzten Lastautos fort, bis obenauf mit den letzten Exemplaren des faschistischen Manifestes beladen, das seit vielen Tagen schon insgeheim fertiggestellt worden war und morgen in ganz Italien angeschlagen werden sollte.

Das Geniale des Planes von Mussolini bestand, wie bei jedem genialen Plan, im Unvorhergesehenen; er schuf Verwirrung, indem er die Dinge, Personen und Situationen überraschend, von rückwärts anpackte.

Während alle den Sturm auf die grossen Städte erwarteten, so wie es im Auslande traditionell war, hatte er sich einsichtsvoll der italienischen Wirklichkeit angepasst und arbeitete von der Peripherie aus, mit zahlreichen Aufstandsherden

DER STURM RRICHT LOS

in den kleinen Städten, weniger auf Ausdehnung Wert legend, als vielmehr auf die Intensität. Auf diese Weise glückten die einzelnen Angriffe viel leichter, und ein gelegentlicher Misserfolg wurde nicht von Bedeutung, denn er blieb nur eine kleine lokale Angelegenheit, die leicht eingedämmt und durch andere Erfolge an anderen Stellen aufgewogen werden konnte.

Perugia, das geographische Zentrum des italienischen Festlandes, war zum Sitz des militärischen Quadrumvirats der Faschisten ausersehen worden. Die 260'000 Schwarzhemden, von denen 100'000 mobilisiert worden waren, langten in Eilmärschen planmässig an den vom Duce bezeichneten Punkten an. Er hatte durch das Zentrum Italiens drei grosse Diagonalen geführt, durch welche die wichtigsten Knotenpunkte beherrscht wurden. Sie liefen alle auf Rom zu, das sozusagen dadurch in die Umklammerung einer dreizahnigen Zange geriet: die Linie Pisa-Civitavecchia, die Parallele dazu Perugia-Monterodondo, und die dritte Linie, vielleicht die wichtigste, vom Po-Tal ausgehend, an der adriatischen Küste entlang, über Rimini-Ancona-Castellamare. Längs einer jeden dieser Linien hatte er Vertrauensleute und Reserven aufgestellt, und jede Linie mündete in einen Kern von Führern und bewaffneten Soldaten.

„Unser Schicksal als Nation nagelt uns an Rom fest,“ versicherte der Führer Mussolini. „Vom umliegenden Italien her muss man auf Rom zielen, als auf das letzte Ziel.“

Unterdessen „hegte“ Herr Facta noch immer „Vertrauen“. So sehr, dass Mussolini von da an sich für seinen eigenen Gebrauch das Motto zu eigen machte: „Ich hege Misstrauen,“ und sich niemals gestattete, zufrieden zu sein. „Päh, soso, „nicht schlecht,“ pflegte er zu sagen, wenn die Sachen nach Wunsch gingen. „Ihr wisst ja, dass ich immer unzufrieden „bin. Ich muss unzufrieden sein. Wehe dem, der zufrieden „ist. Er setzt Bauch an und schläft auf dem Amt ein. Man „muss wachen, misstrauen und vorwärtsgehen.“

Doch Herr Facta „hegte“ solange „Vertrauen“, bis er schliesslich den Kopf verlor. Das Lamm wurde wild und erklärte den Belagerungszustand.

Der König, der schon im Ernste Krieg geführt hatte, soll sehr erzürnt gewesen sein, als er das lächerliche Bild der beim Ponte Milvio aufgestellten ganzen vier Berittenen sah – beim Ponte Milvio, wo Konstantin einst den Maxentius in die Flucht schlug. Das Volk lief herbei, um sich dieses Schauspiel anzusehen. Ein Krieg ist immer schrecklich und furchtbar, aber ein Bürgerkrieg ist furchtbar und schimpflich; es ziemt sich nicht, aus ihm eine Operettenparodie zu machen. Es wird erzählt, dass der König, als man ihm das Dekret über die Verhängung des Belagerungszustandes vorlegte, scharfe Worte brauchte: „Ich kenne mein Volk besser als Sie, meine Herren. Ich unterzeichne nicht.“

„Aber euer Mussolini ist ja nicht mal Sekretär in Staatsdiensten gewesen. Er muss doch erst mal anfangen!“ hatten die Herren der Regierung zu den braven faschistischen Vertrauensmännern in Rom gesagt, und diese jungen Leute fühlten sich im Bewusstsein ihrer Jugend so unsicher, dass sie sich von den fuchsschlauen Anhängern des „Amtstrotts“, der „Ochsentour“ und der parlamentarischen Überlieferungen überzeugen liessen und ein Ministerium Salandra mit beschränkter Teilnahme der Faschisten akzeptierten.

Nicht so der Duce, nicht so die Miliz. Ihr Führer, der General Fara, gab den in Kolonnen in Santa Marinella, Monte Rotondo, Tivoli, Orte versammelten Legionen den Befehl: „Montag früh, sobald es dämmert, marschieren die Kolonnen auf Rom zu, koste es, was es wolle.“

Ein Aufatmen befreite die von Empörung über die ewigen Vergleiche beengt gewesene Brust.

Der Duce hatte sein Gewehr in den Arm genommen. Der Sieg durfte nicht zerstückelt werden.

Der Morgen des 28. Oktober kam. Mussolini stand in Mailand, in seinem Arbeitszimmer in der Redaktion des

„Popolo d'Italia“, über Karten gebeugt. Auf den Karten lag ein Blatt Papier, darauf hatte der Umstürzler mit resoluten raschen Schriftzügen eine Liste der Minister, die er für den Wiederaufbau Italiens für nötig hielt, entworfen. „Ich beabsichtige keine Parteidregierung zu schaffen,“ sagte er. „Nur ein Teil der Minister sind Faschisten.“

„Wirklich, ich weiss nicht recht –, ich kann mich noch nicht „entscheiden –, ich muss erst meine politischen Freunde fragen – „die Partei anhören,“ sagte ihm einer dieser von ihm in Aussicht genommenen zukünftigen Minister, – kein Faschist, – der mit einigen Abgeordneten zu ihm gekommen war, um Nachrichten einzuholen.

„Ach was Freunde,“ hatte ihm Mussolini geantwortet. „Ach was Partei. Ich brauche dieses Spielzeug nicht. Dich „rufe ich, nicht deine Partei.“

Zwischendurch klopfen an die Tür seines Arbeitszimmers junge Krieger und junge Führer, traten mit römischem Gruss ein, nahmen Befehle entgegen und gingen wieder. Alles vollzog sich schnell und schweigend. Das Hauptquartier der faschistischen Revolution war das Haus des „Popolo d'Italia“ in der Via Lovano und das Haus des „Fascio“ in der Via San Marco, das zwischen dem Erdwall der Bastion und dem Kanal liegt, und dadurch eine wundervoll befestigte Kaserne bildete. Der Zugang von den anderen Verkehrsstrassen her war durch Lastautos, Stacheldraht und Kordons gesperrt.

Die in der „Casa del Fascio“, in der nahen Gemeindegemeinschaft, in den Toreingängen der Häuser und auf der Strasse untergebrachten Kämpfer waren schöne, glühende, heldenhafte Jünglinge, den Gestalten der homerischen Dichtungen vergleichbar. Sie erhielten keine Löhnung; jeder musste seine Ausgaben selbst bestreiten. Und diese Arbeiter und Landleute, diese kleinen Beamten und Studenten waren zufrieden mit ihrer Mühsal, zufrieden mit dem bisschen Strohlager, mit dem Stückchen Brot, der Schüssel Sol-

datenkost, wenn sie nur ihren Duce sehen, und ihm gehorchen durften.

Diesseits und jenseits des trüben Wassers des Kanals, an den beiden Geländern der kleinen Brücke, war sozusagen eine Grenze improvisiert worden.

„Was ist das für ein Rang? Ich glaube, er ist meinem gleich. Wir können also du zueinander sagen,“ meinte der Leutnant des regulären Heeres, der auf dem rechten Bürgersteig auf und ab marschierte, zum Zehnerführer des faschistischen Picketts, der auf der anderen Seite im gleichen Takt auf und ab ging. Eine paradoxe Situation des Gleichgewichts, das durch ein Federgewicht zu einem blutigen Gemetzel umschlagen konnte.

„Wir werden vielleicht einen brauchen, der das Signal „gibt, der die Hand aufhebt, um die Dinge aus dem Zustand „der Ruhe und der Stille in die revolutionäre Bewegung „überzuleiten,“ hatte der Duce in den Tagen der Vorbereitungen gesagt. „Dieser eine muss ich sein.“ Und deshalb war er in Mailand geblieben, als es so weit war.

Um die Mittagszeit des 28. Oktober hörte man plötzlich unter dem Fenster der Redaktion Gewehrschüsse. Wie sich später herausstellte, handelte es sich um den Irrtum eines Schützen. Mussolini ergriff sofort sein Gewehr, lief hinter, sprang auf die Barrikaden: „Ruhe! Was ist los? Was geht hier vor?“

Seine Erscheinung und sein Wort genügten, um die sich erhebenden Schatten zu zerstreuen. Aber ein junger Fanatiker der Schwadron, der Mussolini mit dem Blick eines anbetenden Hundes gefolgt war, legte, als er ihn so ohne Deckung auf der Barrikade stehen sah, vor Angst um das Leben des Duce sein Gewehr auf die Gegner drüben an, der Schuss ging los und streifte den Duce am Kopf. „Wer ist denn dieser Idiot?“ wandte sich der Duce um. Aber wäre er nicht gleich darauf lachend für den unglücklichen Schützen, der von dem Unglück, das er fast angerichtet hätte, noch

ganz betäubt war, eingetreten, so hätten die Kameraden den Unglückswurm beinah gelyncht.

Die einzige „terroristische“ Massnahme der Faschisten in Mailand war die sofortige Suspendierung der extremistischen roten Presse und die Einführung der Präventivzensur für alle Zeitungen. Eine einzige unter ihnen, die verbreitetste, der „Corriere della Sera“, wollte sich nicht fügen. Sie hatte in ihrer, an jenem Samstagmorgen, dem 28. Oktober, erschienenen Ausgabe das Heer aufgestachelt, sich einzusetzen und die Revolution gründlich zu schlagen, – jene Revolution, an deren Spitze die dekorierten und verwundeten Waffenbrüder aus dem grossen Krieg marschierten, und die Generäle Gustavo Fara, Emilio de Bono, Gandolfo Gecherini, Zamboni.

„Aber was zum Teufel scheren uns Ihre Proteste, Herr Redakteur? Wir sind bereit, nicht nur die Zeitungen zu erdrücken, sondern auch den Journalisten, wenn es nötig ist; es geht um Italien, das ist etwas anderes, als solche Wertlosigkeiten, wie Ihr Leben!“ hatte ein Windbeutel von faschistischem Leutnant der Redaktion auf ihre Beschwerde am Telephon geantwortet.

Ernster, ich möchte fast sagen, hoheitsvoller, drückte sich der Duce dem Berichterstatter der Zeitung gegenüber aus, der als Kriegsparlamentär von dem Kollegen zu ihm gesandt worden war.

„Sie verstehen, mein lieber R.: ich bin der Führer, ich „bin verantwortlich für jeden Tropfen Blut des einfachsten „Soldaten, der sein Vertrauen auf mich setzt. Eine Zeitung „wie der „Corriere della Sera“ kann mit einem Wort die „Ereignisse, sich überstürzen lassen. Deshalb: keine Zugeständnisse, keine Schwäche, wenn ich auch persönlich die „hartnäckige Haltung Ihres Chefs achte. Es ist meine „Pflicht, auf keinen Kompromiss einzugehen.“

Der also Angeredete, ein wackerer Kriegsbeschädigter, gab ihm im Herzen recht. Der Chefredakteur des „Corriere

della Sera“ hat die 24stündige erzwungene Unterdrückung seines Blattes aber nie verziehen.



Ein atemloser Jüngling erschien und verlangte, dem Duce fünf, mit 60 Gewehren beladene Leute vorführen zu dürfen. Er hatte mit ihnen zusammen die Gewehre am Morgen sechzig Leuten abgenommen, die soeben einberufen worden waren und in Begleitung von zwei Korporalen durch eine Strasse zur Kaserne gingen. Er hatte sie überrumpelt, und zu überzeugen vermocht.

„Bravo,“ sagte Mussolini lachend. „Du bist gewandt. Bleib an meiner Seite.“

Allein die nächste Beute dieses braven Burschen waren sechzig allerfeinste Männerhemden, sechs Dutzend Krawatten, vier Dutzend Paar Handschuhe, ich weiss nicht mehr, wieviel Pyjamas und Seidenstrümpfe –, insgesamt für 11'000 Lire Waren aus den feinsten Geschäften Roms. Er hatte die Sachen erlangt, indem er sich überall mit den Worten vorstellte: „Ich komme im Auftrage seiner Exzellenz Mussolini. Seine Exzellenz wird die Sachen bezahlen. Ich bin der Generaladjutant Sr. Exzellenz.“ Dieser Mann, und noch ein anderer, der sich als Mussolini selbst ausgab, waren die ersten burlesken Missgeschicke aus den ersten Regierungstagen, die dem Marsch auf Rom folgten.

Einen Tag nach dem Marsch auf Rom – der von den faschistischen Generälen geleitet wurde, während Mussolini sich in Mailand bereit hielt –, also am 29. Oktober 1922, rief um die Mittagszeit der Generaladjutant des Königs von Rom aus den Abgeordneten Mussolini auf der Redaktion in Mailand an. Mussolini ging an den Apparat:

„Ja, gut. Ich danke Seiner Majestät. Ich wünsche die „Bestätigung der offiziellen Berufung telegraphisch zu erhalten. Ich werde dann sofort nach Rom abreisen.“

Er hängte den Hörer an, öffnete die Korridortür und rief mit belegter Stimme seinen Bruder:

„Arnaldo, mach' sofort alles fertig. Wir müssen mit „einem Extrablatt herauskommen.“

„Was Neues?“

„Ja, der Auftrag.“

Eine halbe Stunde danach, als die Rotationsmaschinen schon dröhnten, kam aus Rom das bestätigende Telegramm an.

„Ich fahre um drei,“ sagte Mussolini. „Nein, um acht. „Ein Extrazug würde zuviel kosten.“

Als er dann auf der Strasse an seinen Schwadronen vorüberkam, die von dem Triumph bereits in Kenntnis gesetzt worden waren, jubelten sie ihm ungestüm zu: „A Roma, a Roma.“ Nach Rom. Nach Rom.

Auf dem Bahnsteig sprach er ein paar kurze Worte: „Morgen früh hat Italien kein Ministerium, sondern eine „Regierung.“ Dann wandte er sich an den Stationsvorstand:

„Ich möchte mit fahrplanmässiger Pünktlichkeit abfahren. Von jetzt ab muss alles vorzüglich klappen.“

In Civitavecchia, in Santa Marinella nahm er während des Zugaufenthaltes über die auf dem Bahnhof versammelten Fascisten Revue ab: „Der Sieg ist unser, man darf ihn nicht „beschmutzen. Italien ist unser, wir werden es wieder auf den „Weg zur alten Grösse führen.“

So machte er sich auf den Weg nach Rom.

XLVI

DIE ANKUNFT IN ROM

Mussolini beim König. – Die Arbeit der ersten Tage. – Abtransport der Faschisten. – Die Krise der Revolution.

Man hat Mussolini allerlei tönende Worte in den Mund gelegt, die er bei seiner Ankunft in Rom gesprochen haben soll, als er sich unmittelbar nach Ankunft des Zuges zum König begab. Aber eine ähnliche, geschmacklose Theatralik passt nicht zu seinem strengen Stil.

Die Tatsachen drängten.

Um die Mittagszeit verliess er den Quirinal, den Palast des Königs, und begab sich in sein Hotel. Bis nachmittags um drei Uhr traf er dort die grossen Entscheidungen, vergass aber dabei auch nicht, für jene kleinen Einzelheiten vorzusorgen, die oft das grösste Unternehmen zum Scheitern zu bringen vermögen.

Er entfernte eine Schar eleganter Schwarzhemden, die bei Exzellenz Facta die Ehrenwache hielten, liess die strategischen Punkte und die Redaktionen der gegnerischen Zeitungen in Rom und in der Provinz besetzen, erteilte den Beauftragten, den Vertrauensmännern und den Präfekten Befehle und bildete die Regierung, die mit Zustimmung des Königs schon um 7 Uhr ihr Amt antreten konnte. Dann rief er sich den Chef des Eisenbahndienstes ins Hotel. Kein Zwischenfall sollte diesen Tag stören.

„Ich gebe Ihnen, von heute Abend acht Uhr gerechnet, „24 Stunden Zeit, um mir die 40'000 faschistischen Legionäre aus Rom fortzuschaffen, und sie nach ihren Wohnorten zu befördern.“

„Aber Exzellenz, das ist unmöglich. Das wäre nicht einmal in der Kriegszeit gegangen. Dazu sind mindestens drei Tage erforderlich.“

„Ich habe gesagt: 24 Stunden. Unmöglich ist kein Wort für mich. Ich bitte, sich an meine Befehle zu halten.“

Und mit raschem Übergang vom befehlenden zum wohlwollenden Tone, lächelte er ihm zu:

„Los, Commendatore, es muss sein. Wer sich ums Vaterland verdient macht, wird von meiner Regierung im Auge behalten werden.“

Es ist schwer, einem Befehl zu trotzen, es ist unmöglich, einem Lächeln zu widerstehen. Ohne dass der normale Verkehr gestört wurde, gingen noch am selben Abend sechzig endlos lange Züge in raschen, kurzen Abständen von Rom ab, um die faschistischen Legionäre in ihre Heimat zu befördern. Dienstag um Mitternacht war kein einziger faschistischer Soldat aus der Provinz mehr in den Strassen der Hauptstadt. -Die armen Schwarzhemden! Viele von ihnen waren zum erstenmal in ihrem Leben nach Rom gekommen und hatten sich schon so gefreut, von der Stadt Besitz zu nehmen, nachdem sie sie erobert hatten. Aber sie gehorchten stillschweigend dem Befehl des Führers.

Beim Morgengrauen zogen dann die ersten Legionen der römischen Faschisten von Ponte Milvio aus in die Stadt ein. Nur ein Zwischenfall ereignete sich dabei: die Kolonne Botai wurde in dem Volksviertel San Lorenzo aus den Fenstern eines Hauses beschossen. Es floss Blut, aber es gab glücklicherweise keinen Toten. Aus Klugheit enthielt man sich aller Repressalien.

Mit Gesang, Neckereien, Zurufen überflutete die Menschenmenge mit dichten Wellen die Piazza del Popolo, die sie wie ein marmornes Becken aufnahm. Nur der Obelisk war noch zu sehen. Sogar die Stufen seiner Basis verschwanden unter der Flut von Jugend.

Um drei Uhr erklangen Trommelwirbel, flatterten die

Fahnen auf. Der Duce stellte sich an die Spitze der faschistischen Truppen, die nun in Kolonnen, in der neuen Marschordnung zu dreien, in prächtiger Ordnung durch die Stadt marschierten, fünf Stunden lang; den Corso hinunter, bis zum Grabmal des unbekanntenen Soldaten auf der Piazza Venezia: dort beugten sie ehrfürchtig die Knie vor jenem Opfer, das keinen Namen hat als nur den Ruhm, den Tod auf sich genommen zu haben, damit die anderen leben.

Dann führte der Duce die Sieger auf den Hügel der alten Stadt, zum Palast, wo der König stand, neben sich die Befehlshaber des Heeres und der Flotte, General Diaz und Admiral Thaon de Revel, die, wie Mussolini prophezeit hatte, nachher zum „Duca della Vittoria“, Herzog des Sieges, und zum „Duca dell Mare“, Herzog des Meeres, geadelt wurden. Der König sah die Flut der Schwarzhemden an sich vorüberziehen, die ihm unermüdlich ihr „Alalà“ zu jubelten.

Nachdem Mussolini vom König dem Gefolge vorgestellt worden war, zog er sich wieder zurück: „Nun wollen wir „an die Arbeit gehen.“



Über 1'900 neue Gesetzesverfügungen wurden von der faschistischen Regierung in weniger als zwei Jahren erlassen. Darunter einige äusserst wichtige. Nachdem das Werk des „Auskehrens“, – die Liquidation der Vergangenheit und die Einsetzung der Gegenwart – beendet war, widmete man sich mit Eifer den Vorbereitungen für die Zukunft.

„Wir haben ja doch noch nichts getan,“ behauptete der unbefriedigte Ministerpräsident nach diesen beiden Jahren der Mühe und Hetze. – Erst heute, nachdem die „allerfaschistischsten“ Gesetze vom Herbst 1925 und Sommer 1926 von Stapel gelaufen sind, beginnt er zuzugeben: „Ja, etwas haben wir schon getan.“ –

Damals aber sagte er: „Nein, wir haben noch nichts ge-



Mussolini im Arbeitszimmer des Palazzo Chigi



Mussolini bei einer Feier zu Ehren der Gefallenen



Mussolini als Ehren-Korporal der faschistischen Miliz

„tan. Noch nichts Neues. Das Schöne wird erst kommen, wenn wir die Hände von den rückständigen Passiven frei haben werden. Jetzt haben wir nur die Arbeit des Liquidators. Ich säubere den Weg in die Zukunft von all den ungelösten Fragen und Problemen, die sich zwischen Tintenströmen bis zu der Zeit von vor fünfzig Jahren hinziehen. - Eine Regierung muss vor allem stetig sein. Schon seit langer Zeit hatte man in Italien kein Ministerium von Dauer mehr. Im Durchschnitt hielt sich jedes sechs Monate. Wie konnte man da an etwas Ernsthaftes denken, oder ein Werk von Dauer in Angriff nehmen? Wie konnte man da sich jene Verantwortung anmassen, die doch erst durch die Zeit gerechtfertigt werden kann. Besser eine mittelmässige Regierung, die stetig ist, als eine Reihe vorzüglicher Minister ohne Dauer.“

Seit Monaten, seit Jahren war ja in Italien nichts mehr unter dem Gesichtspunkte des „Morgen“ geschehen. Man hatte immer nur für das „Heute“ gearbeitet. Jenes wahre englische Geschichtchen vom Krieg, der in einer entfernten Kolonie ausbrach, weil der Beamte des „Foreign Office“ sich auf ein Aktenheft gesetzt hatte, und dadurch verhindert wurde, die darin befindlichen dringlichen Depeschen durchzusehen, war eine Sache, die in Italien zu den alltäglichen Dingen gehört hatte. Man hatte nur offene Augen für die parlamentarischen Machenschaften gehabt.

„Gewähren Sie sich doch eine Stunde Ruhe, Präsident,“ wurde Mussolini von seinen besorgten Freunden gebeten.

„O, das macht nichts. Ich nehme einfach meine Kraftenergien in Anspruch.“

„Aber Sie können das doch nicht auf die Dauer fortsetzen. Gönnen Sie sich doch eine Stunde, eine Minute Ruhe bei dieser furchtbaren Arbeit.“

„Ich kann nicht. Wir sind nahe am Bankerott. Noch drei oder vier Monate der Untätigkeit, und wir stürzen. Wir stehen schon mit einem Fusse am Rande des Abgrundes.“

„Aber die Kräfte des Menschen haben ihre Grenzen. Auch Ihre Kräfte!“

„Das macht nichts. Jetzt oder nie. Wir sind Chirurgen am Bett eines in Todesgefahr schwebenden Kranken. Es verschlägt nichts, wenn der Chirurg müde ist. Man muss sofort, ohne Zögern, operieren. Ich könnte heute Abend bersten, aber ich kann mir keinen Augenblick Ruhe gönnen.“

Die Sitzungen des Ministerrates folgten sich, täglich viele, viele Stunden. In den ersten beiden Monaten der Regierung wurden zweiunddreissig Sitzungen abgehalten. Doch die ungeheure Last der Verantwortung häufte sich ganz auf den Führer, der auch über wichtige Einzelheiten entschied.

Der Minister des Schatzamtes, Professor Tangorra, noch jung an Jahren, bekam durch die Überarbeitung mitten in der Sitzung einen Schlaganfall, an dem er verschied.

Er hinterliess Frau und Kinder in trauriger Lage. Der Faschismus war überhaupt reich an heroischer Armut, die oft verleumdet und verkannt wurde. Als der faschistische Abgeordnete Casalini im August 1924 auf der Strasse in Gegenwart seines kleinen Töchterchens ermordet wurde, erfuhr man, dass dieser Setzer, Autodidakt und Soziologe, der trotz seiner Einäugigkeit freiwillig am Kriege teilgenommen hatte, mit seiner Frau und fünf Kindern in Armut lebte, und all seine Zeit und Arbeit der faschistischen Partei widmete. Und als der Ministerpräsident Mussolini es für nötig hielt, die Anordnung zu treffen, dass die Minister bei feierlichen Gelegenheiten, vor allem bei den Empfängen des Königs und des diplomatischen Korps, in einer ihrer Würde angepassten Uniform erscheinen müssten, waren viele der Exzellenzen der faschistischen Regierung nicht imstande, diesem kostspieligen Befehl Folge zu leisten.

„Was mich betrifft, so bin ich stolz, meinem Lande in jenen wichtigsten und schwierigsten Ämtern, von denen hauptsächlich seine Zukunft abhängt, unentgeltlich zu die-

„nen,“ sagte der Ministerpräsident, als er noch das magere Gehalt des Innenministers bezog, und daneben auch noch unentgeltlich das Ministerium des Äussern verwaltete. „Man muss nackt ans Ziel kommen. Das ist schön. Das gibt einem Kraft. Schade, dass das nur wenige zu begreifen vermögen.“

„Nackt ans Ziel,“ wiederholte der Duce, als man ihm den Titel eines „Herzog von Rodi“ anbieten wollte, um die Anexion der Insel dadurch zu weihen. „Noch habe ich nichts getan, um eine Belohnung zu verdienen. Für den Augenblick strebe ich nur danach, zu arbeiten.“



Leider waren nicht alle in der Partei von solchem idealen Streben beseelt. Es gab einmal einen Augenblick, wo auch der Faschismus die verhängnisvolle Krise aller siegreichen Revolutionen durchmachen musste, jenen Punkt, wo sich die Revolution auflöst und auseinanderläuft, sobald der Ruf nach Beute die Begehrlichkeit erweckt.

Wenn das Feuer der Leidenschaften und Affekte, der Ideale und der Interessiertheiten, die Menge erhitzt, findet man obenauf sowohl Rahm als auch Abschaum. Nicht nur die Jungen, die Reinen, die Begeisterten kommen, sondern auch die Finsteren, die Gewalttätigen, jene, für die „rührig zu sein“, das Ziel ihres Ehrgeizes ist. So kommt die Revolution plötzlich zwischen zwei Extreme: auf der einen Seite sind die Anhänger des Alten, auf der anderen Seite die für das Neue Begeisterten, zusammen mit den vom Leben Enttäuschten und den Verbrecherischen, die im Trüben fischen wollen; Menschen, die im Augenblick der Tat zum Teil gut zu brauchen sind, die aber in ihrer Überheblichkeit durchaus Köpfe im Rat sein wollen. Bei jedem grossen Geschehen, wie bei jeder Katastrophe, kommen jene angestürzt, deren Losungswort ist: „Geh du weg, und lass mich ran.“

An diesem Scheideweg zwischen Blut und Geld scheitern meist die Revolutionen, wenn die Unehrlichkeit Einzelner der Opposition eine willkommene Waffe in die Hand drückt. Das Hetzen der Opposition fordert dann wiederum zu blutiger Vergeltung heraus, der dann wieder eine blutige Rückwirkung folgt. Die faschistische Revolution vergoss bisher kein Blut, ausser bei Wiedervergeltung, und beim Widerstand gegen Gewalt, oder durch Verbrechen Einzelner. In der Führung der Herrschaft war sie gemässigt, wie alle Revolutionen in ihrer ersten Zeit. Wird es so bleiben können? In der Nacht des 4. August 1789 entäusserten sich die Aristokraten freiwillig ihrer Privilegien und alles schien friedlich zu bleiben. Bis dann die zweite Phase kam, bis die einen anfangen zu lamentieren: das war keine richtige Revolution - wir waren als Sieger zu grossmütig; und die anderen: wir haben nicht genug Widerstand geleistet - und dann das Blutbad kam.

Aber die faschistische Revolution war nicht, wie die französische, ein Aufstand neuer sozialer Klassen, die um die Anerkennung und Verteidigung ihrer tatsächlich schon eroberten Rechte kämpften, - sie war vielmehr eine ethische Revolution; ähnlich der englischen Revolution des 17. Jahrhunderts kämpfte auch sie, von einer sehr festen Hand geleitet, um die Einheit des historischen Geschehens. Möge sie sich die Besonderheit ihrer Entwicklung bewahren und fromm das bleiben, was sie nach dem Willen ihres Führers ist: eine geistige Erneuerung.

XLVII

DIE WIEDERGEURT DES FÜHRERS

Der neue Ordnungsmensch. – Ein Volk in Waffen. – Die Generation aus dem Laboratorium. – Hierarchie.

Das Glück ist ein relativer Begriff, die Freiheit aber, so behauptet Benito Mussolini, ist eine Angelegenheit des Raumes. Viel Land, viel Freiheit; wenig Land, wenig Freiheit.

In Italien ist das Land beschränkt und die Rasse lebhaft. Die Strassen sind, wie sehr man sie auch verbreitert und verlängert, stets von Menschen überfüllt; soviel Häuser man auch baut, so sehr die Städte sich auch ausbreiten – niemals genügt es. Kartoffeln und Mais erobern sich terrassenförmig jeden Berg, und jede Erdscholle wird immer wieder gewendet und gewendet, wie der Mantel eines sparsamen Mannes.

Zweiundvierzig Millionen Italiener stossen mit den Ellbogen aneinander, wie die Schüler in der Schule oder die Rekruten in der Kaserne. Dieses undisziplinierteste, am individuellsten gesinnte Volk der Erde ist gezwungen, sich in irgendeiner Weise den Bestimmungen der „gemeinsamen Schlafstube“ zu fügen, will es ohne unerträgliche Reibungen und Rippenstösse leben. Das ist nicht leicht und nicht angenehm, aber es ist leider nur allzu notwendig. Die italienische Frage ist eine psychologische Angelegenheit, die durch eine Raumfrage kompliziert wird, genauso, wie es, in grösserem Umfange, die europäische Frage ist. Die Nähe und der Neid verschärfen die Gegensätze und die Unduld-

samkeit, daher wird alles in der Hauptsache zu einer Nervenfrage.



In der Vorbereitungszeit für den „Marsch nach Rom“ tauchten im Hintergründe der wohlgeordneten Truppen der faschistischen Schwarzhemden auch die äusserst eleganten Blauhemden der Nationalisten auf, die Rothemden der Republikaner und Sozialisten, die unansehnlichen Khakihemden der Liberalen. „Es fehlte noch die Vereinigung der rosa Unaussprechlichen,“ schlug irgendjemand scherzhaft vor.

„Das sind Fragmente einer zugrunde gegangenen Staats-„autorität,“ sagte der Duce mit schneidender Stimme. „Es „ist nicht leicht, eine Aufstandsbewegung in eine gesetz-„liche Situation überzuleiten. Das sind Probleme, die mir „Sorge machen und schlaflose Nächte bereiten.“

Die Einordnung der faschistischen Schwarzhemdenformationen in die Miliz, und die Einfügung der Miliz in den Staatskörper, war die grösste staatsmännische Tat, die er leistete; eine jener „einfachen Selbstverständlichkeiten“, die des einstigen Staatssekretärs von Florenz würdig gewesen wäre.

In England und in Amerika ist in den Detektivgeschichten immer der Polizist der Held, während in Frankreich, dem lateinischen Lande, stets der Verbrecher die Sympathien auf sich lenkt. Das ist sehr vielsagend! Und deshalb war Mussolinis Tat, in Italien den Ordnungsmenschen populär gemacht und den jugendlichen Gärstoff in den Dienst der Ordnungskräfte gestellt zu haben, ein Geniestreich, so ähnlich wie jener von Tom Sawyer, der den Taugenichtsen in der Schule einzureden vermochte, dass es ein besonderes rühmliches und vergnügliches Vorrecht sei, in den Ferienstunden die Mauern neu anzustreichen.

Ich will damit aber nicht behaupten, dass nun alle Schwarzhemden mit einem Schlage lauter Musterknaben wurden. Aber die Losung, die Parole war durch Mussolini

gewechselt worden, ein Ideal war durch ihn geändert, ja geradezu gestürzt worden, er hatte den Ideen, den Neigungen eine andere Richtung gegeben, und den Bestrebungen andere Werte.

Was taten je die grössten Reformatoren aller Zeiten Grösseres? Die grösste moralische Umwälzung der Geschichte, das Christentum, war gleichzeitig die grösste Zerstörung der herkömmlichen Ideale.

„Gehorchen“ ist das Wort, das Mussolini an die Spitze stellt. Er hat die Freude, die Würde, den hohen Wert des Gehorchens, die bescheidene kriegerische Tugend des Gehorsams wieder erneuert. Disziplin und Verantwortungsgefühl sind die Folgen davon.

Heute ist Italien eine bewaffnete Nation, ein „Volk in Waffen“ – was für Demokraten und Antimilitaristen ja stets ein Postulat war. Da ist die grosse Masse der dreihunderttausend in die Miliz eingereihten Faschisten, die zehntausend Jünglinge von 15–18 Jahren der Vorhut, und die zehntausend „Balilla“. (So heisst die faschistische Jugendorganisation, die die Kinder umfasst. Sie ist benannt nach einem Knaben Balilla, der einst in Genua beim Aufstand gegen die Österreicher ein Geschütz mit Steinwürfen angegriffen hatte. D. Hrsgb.). Diese Jüngsten sind die Lieblinge des Führers, und wenigstens die Kleinsten unter ihnen werden zuweilen von den älteren Genossen der Miliz bei den Umzügen als Glücksbringer auf den Schultern getragen.

„Es hat in der Weltgeschichte niemals eine Regierung gegeben, die sich ausschliesslich auf die allgemeine Zustimmung, die veränderlich ist wie die Sanddünen am Meeresufer, gestützt hätte. Aus diesem Grunde ziehe ich eine „Macht von fünfhunderttausend Gewehren der Zustimmung „von 5 Millionen Wahlstimmen vor,“ sagt Mussolini. Ähnliche antidemokratische Ketzereien gehören eben zum Stil dieses unuldnsamen Zerstörers des Parlamentarismus und anderer Wahlformen.

„Nicht mehr ‚Freiheit‘, wohl aber Ordnung, Hierarchie, „Disziplin - das sind die Worte, die heute die herbe, un- „ruhige, unerschrockene Jugend auf Leben und Tod bezau- „bern,“ sagt er mit Recht. Aber wenn er damit schliesst, „dass der Faschismus „schon einmal über den mehr oder „weniger deformierten Körper der Freiheitsgöttin hinweg- „geschritten sei und, wenn es nötig sein sollte, nochmals „ruhig darüber hinweggehen würde,“ so werden diese Aus- drücke manchen von uns, die wir im Grunde des Herzens im Kultus der göttlichen Freiheit jene äussere Form des freien Willens sehen, die den inneren Menschen würdig macht, sich zu Gott zu erheben, ein wenig zu stark erscheinen.

Aber Mussolini gibt seinen Gedanken immer eine eigene Auslegung, indem er zum Beispiel sagt, „dass er, wenn Frei- „heit darin bestehe, dass man das Leben der Nation mut- „willig stören und religiöse und patriotische Sinnbilder be- „speien dürfe, die Freiheit ablehnen müsse.“

Allerdings liebt der Polemiker, der Künstler, der Poli- tiker in ihm, der in die gefährlichen geistigen Abenteuer verliebt ist, die drastischen Effekte und findet einen Genuss darin, ohne Scheu die extremsten Punkte der eigenen Ge- danken zu erforschen. Von einer grossen Idee erfüllt, ist er gegen jede Opposition innerlich erregt und unduldsam. Ohne diese Schwäche wäre er nicht stark. Duldsamkeit ist etwas sehr Schönes und für das Gemeinschaftsleben Not- wendiges, aber der Mann, der grosse Pläne hegt und mit seinem Blute nährt, der wahre Bauherr, kann nicht ohne Hass auf jene sehen, die seine Ideen stören, durchkreuzen oder hindern; ja, er kann sich sogar zum Brudermord hin- reissen lassen, wenn es sich um einen Gegner handelt, der, unfähig seine eigene Stadt zu bauen, über die vom andern kaum begonnenen Mauern springt und skeptisch über deren Zukunft lacht. Ohne ein wenig kriegerischer Tätigkeit las- sen sich keine Fundamente zu einem Rom legen.

Die Grösse der Vision, mit der er sein Werk sieht, der Eifer für dieses Werk, die ungeduldige Überzeugtheit von der Notwendigkeit und der Güte seines Werkes, der Wunsch, schnell zu handeln, weil die Probleme eilig sind und sich verschieben – all das vergrössert Mussolinis Unduldsamkeit in Bezug auf jeden Aufschub und jedes Hindernis.

„Die Verfassung, die wir noch immer haben, ist wie ein „buntes Schürzchen, das für ein zwölfjähriges Mädchen angefertigt wurde und nun von einem blühenden, zwanzigjährigen Weib getragen werden muss. Im Jahre 18/j8 existierte ein Italien noch nicht, und Piemont war ein zwar „starker, aber kleiner, embryonaler Staat. Die Presse, das „Städtertum, die Grossindustrie und die grossen Verkehrsmöglichkeiten mussten erst noch geschaffen werden, waren „erst in Bildung begriffen. Das Schürzchen ist heute zu „kurz und zu eng, abgenützt und voller Löcher. Trotzdem „schreit man: Nur nicht anrühren! Warum? Es ist doch „so oft gerissen und geflickt, dass es doch nicht mehr halten „kann; man muss es erneuern. Das jetzt ist nur ein Anfang „und nur ein Mittel. Man muss in Italien ein neues Geschlecht aus dem Laboratorium erzeugen.“

Wenn er von diesem „Laboratoriumsgeschlecht“ spricht, leuchten seine Augen in strahlendem kaltem Licht; man fühlt, wie sich die Inspiration in seinem Willen kristallisiert.

„Zweihunderttausend führende Köpfe: Lehrer, Ingenieure, Bankfachleute, Führer der Grossindustrie, fünftausend Offiziere, dreitausend Verwaltungsräte, zehntausend Beamte, alles Leute ersten Ranges, spezialisiert und „mit organischem Technizismus bis auf die Knochen gekränkt: das braucht Italien! Diese muss ich für das Land präparieren. Vierzig- bis fünfzigtausend Mann, deren Räderwerk mit äusserster Vollkommenheit funktioniert, ein „Uhrwerk, das die Stunden der Grösse anzeigt. Es darf nicht „vorkommen, dass man einen Major des Heeres eigenhändig

„seinen Kinderwagen schieben sieht. Die Tugenden eines „guten Familienvaters sind nicht die Tugenden eines Offiziers, dürfen es nicht sein. Diese Unbegreiflichkeiten, diese „Vernachlässigungen, diese Art, die Dinge leicht zu nehmen – das alles muss verschwinden, sonst verschwindet „Italien und wird ganz offen von irgendeiner fremden „Macht aufgesaugt. Entweder erleben wir ein Jahrhundert „der Grösse Italiens oder ein Italien, das zu einer Fremdenkolonie wird. Es darf keine Nachsicht geben, man muss „sich entscheiden. Und man muss das Werk der Auslese und der Charakterbildung schon in der Schule beginnen.“

Beim Gedanken an diese „Laboratoriumsmenschen“ hat man unwillkürlich die Vision einer schrecklichen Landschaft auf einem überalterten Planeten, wo die Organismen entweder unterernährt oder überentwickelt sind und für die Funktionen der Allgemeinheit in Retorten auf gezogen werden; und die Frage entringt sich einem: „Aber der Mensch, Herr Präsident, der Mensch?“

„Jede grosse Berufung ist ein Priestertum und muss allen „Handlungen ihren Stempel aufdrücken: der Offizier muss „seine Ehre wahren und freudig sein Leben einsetzen, der „Verwaltungsbeamte muss unantastbar, ja, fast asketisch „sein, der Polizist höflich, äusserst gerecht, und wo es nötig „ist, auch barsch. Ich spreche von Fünftausend solcher „Spezialisten, nur um einen Begriff von dem Umfang der „leitenden Klasse zu geben, die die Nation braucht. Mit Politikern sind wir bis zum Ekel übersättigt. Übrigens habe „ich die Verwirklichung dieser Pläne schon begonnen, durch „das Gesetz über die Beamtschaft und durch das Gesetz „über den korporativen Staat. Ich habe alle Beamte und „Angestellte in dreizehn Rangstufen geteilt, in denen etwas „weniger als eine halbe Million von Italienern wie in einer „Pyramide untergebracht sind. In der obersten Abteilung „befindet sich nur ein einziger: das Oberhaupt der Justiz-

„behörde. Darum war es auch nötig, in Italien nur ein Kassationsgericht zu haben.“

Man denke an die Worte zurück, die Mussolini im Jahre 1913 im „Avanti“ zu veröffentlichen den Mut hatte:

„Man kann nichts Unmögliches verwirklichen, das scheint wahr; aber ist nicht die ganze Weltgeschichte voll von Unmöglichem, Absurdem, Unvorhergesehenem, das durch Hirn und Muskeln der Menschen verwirklicht wurde? Niemand kann die ozeanischen Gezeiten der Weltgeschichte beeinflussen, der nicht aus der eigenen Tiefe enthusiastischen Mystizismus schöpft.“

Auch aus diesem Grunde ist der Faschismus in erster Linie eine Religion, und dann erst eine Partei; und der Schwur der Miliz, „Gott und dem Vaterland zu dienen,“ ist mit kriegs-archaischem Mystizismus durchtränkt.

So entstehen der Menschheit immer wieder neue Streiter eines strengen, tatkräftigen Idealismus, die im Glanze ungewohnter, bezaubernder, neuer Riten für die Kräftigung der Menschheit wirken. Wenn dann später die hauptsächlichsten und erreichbaren Ziele verwirklicht sind, verlässt der Geist des ewigen Ideals die überholte Bewegung, der das Leben den Saft ausgepresst hat -, und das immer noch ruhelose Schwungrad bewegt sich dann immer schneller in anderer, oft entgegengesetzter Richtung. Der gealterte Phönix baut sich selbst seinen Scheiterhaufen.

*

Nur selten ist Einzelmenschen das grosse Schicksal beschieden, zwei aufeinanderfolgenden Generationen sogar über eine sie spaltende Krise hinweg Führer zu sein, und dadurch zum Antagonisten seiner selbst und zum Ketzer an seinen eigenen einstigen Idealen zu werden. Napoleon, Instrument und Haupt der Revolution, verwandelte sich so in den Begründer eines Kaiserreiches.

In seinem Kriegstagebuche hatte sich der Korporal Mussolini jene Worte als denkwürdig notiert, die Giuseppe Mazzini im Jahre 1832 unter der Überschrift: „Über einige Ursachen, die bis jetzt die Entwicklung der Freiheit in Italien hinderten“, ausgesprochen hatte:

. Es fehlten die Führer, es fehlten die wenigen, um die vielen zu leiten, es fehlten die Männer, die stark im Glauben und im Opfern wären, die den Sinn der höchsten Leidenschaft der Massen voll und ganz erfasst hätten, die sofort die sich daraus ergebenden Folgen begreifen würden und durch ihre eigene, heisse, grossmütige Leidenschaft alles zu einem einzigen Ding zusammenschmelzen: zum Sieg! Es fehlten die Männer, die alle zerstreuten Elemente mit in ihre Berechnung zu ziehen vermögen, die für alle ein Wort des Lebens und der Ordnung fänden, die vorwärts blickten und nicht zurück, die sich mit der Ergebung von Menschen, die verurteilt sind, Opfer des einen wie des andern zu sein, zwischen das Volk und die Hindernisse stellen würden und die auf ihre Fahne schrieben: Ans Ziel gelangen oder sterben! und dieses Versprechen auch hielten.“

Der Krieg und die ihm folgenden Unordnungen der Nachkriegszeit gaben den Menschen jenen religiösen Sinn des Lebens wieder, der sich in einer ehrfürchtigen Verehrung des obersten Führers offenbart. Die Massen sehnten sich aus dem kleinlichen Despotismus der hunderttausend unbekanntem Vereinsvorsteher nach der bewussten Herrschaft eines einzigen Verantwortlichen und riefen seinen Schutz gegen ihre kleinen Tyrannen an.

„Denn geendigt nach langem verderblichem Streit war die kaiserlose, die schreckliche Zeit, und ein Richter ist wieder auf Erden!“ sang Schiller.

Die Theologen betrachten die irdischen Vorgesetzten als Vertreter der göttlichen Macht; in kleinerem Massstab ist das auch im faschistischen Italien der Fall, das eine Hierarchie repräsentiert, die zu dem einen Mann hinaufführt,

dessen unbestrittene Berufung auch die ihm auf der Stufenleiter Nachfolgenden heiligt.

In der Maschine der Bureaucratie wird die Möglichkeit, überlegene Menschen zu erzeugen, oft durch Menschenhass und Scheu vor Verantwortung im Keime erstickt. Als Gegensatz dazu schuf der Faschismus aus dem Nichts die Person des Regierungsoberhauptes, die neben und unter der unverantwortlichen Macht des Staatsoberhauptes, des Königs, für die Regierung verantwortlich ist. Die andern neuen Schöpfungen sind Ableitungen und harmonische Folgerungen dieser Hauptperson; so wurde an die Stelle der bisherigen gewählten Gemeinderäte und Bürgermeister von der Regierung der „Podestà“ gesetzt, der der Regierung gegenüber die Verantwortlichkeit trägt, ferner wurden die Präfekten neu geschaffen, die, mit grossen Befugnissen ausgerüstet, eine zentralisierte Autonomie der Verwaltungsbezirke verkörpern und der Regierung unmittelbar verantwortlich sind.

Der Faschismus kämpft dafür, das Proletariat wieder in die Nation einzufügen; die Möglichkeit dazu schafft er, indem er die Teilung in Klassen aufhebt und an Stelle dessen Körperschaften setzt. Dem Staat gibt er seine klassische Souveränität wieder, indem er ihn ausserhalb der Klassen stellt und ihm dadurch die Rolle des Vermittlers „zwischen allen“ zuteilt. Im Gegensatz zu den liberalen Anschauungen, welche die Regierung als ein Vollzugskomitee der bürgerlichen Klasse ansahen, das sein Mandat von der Mehrheit erhält – so etwa wie der Aufsichtsrat einer Aktiengesellschaft –, will der faschistische Staat Herr über alle sein, zum Wohle aller.

Die Menschen brauchen ein Oberhaupt; leider wird ihnen nur selten eines gegeben. Aber wenn das der Fall ist, so erblüht den Menschen daraus eine Freude und eine fast körperliche Heiterkeit des Geistes, der nun aus seiner Atrophie befreit wird. – Auch die nationale faschistische Re-

gierung konnte nicht einfach zaubern, sie forderte von den Menschen Arbeit, Entsagung und den Verzicht auf chaotische Anarchie. Und trotzdem herrscht in Italien eine allgemeine Feststimmung. Ohne die eifrige Arbeit zu unterbrechen, wird jede Gelegenheit benutzt, um dieser inneren Freude Ausdruck zu geben. Sogar die Bezahlung der Auslandsschulden bot Gelegenheit dazu, denn kaum war das Abkommen mit den Vereinigten Staaten über die Regelung der Kriegsschulden unterzeichnet, so beeilte sich das Volk mit einem Eifer, als ob es zum Tanz ginge, nicht nur eine, sondern vier Millionen Dollar an freiwilligen, ausserordentlichen Steuerzahlungen zu leisten. Und dabei sagte Mazzini, dass es leichter sei vom Italiener das Leben zu fordern, als den Geldbeutel.

Es ist mir oft begegnet, dass ich die Massnahmen Mussolinis in seiner Abwesenheit bitter tadeln hörte; aber niemals habe ich es erlebt, dass irgendjemand in seiner Gegenwart über eine seiner Anordnungen oder Verfügungen diskutierte. Andererseits sah ich auch niemals, dass Mussolini viel Zeit brauchte, um eine Verfügung zu treffen. Die Entschlüsse schienen in seinem Kopfe mit instinktiver Sicherheit und Übereinstimmung fix und fertig geboren zu werden.

Deshalb waren sie aber durchaus nicht unfehlbar; je grösser die Arbeit und die Verantwortlichkeit, umso grösser ist auch die Möglichkeit des Irrtums. Auch Mussolini irrt zuweilen, weil er ein Mensch ist; aber da er kein Mensch von Mittelmasse ist, irrt er im Grossen. Im Übrigen bleiben seine Irrtümer nicht unfruchtbar. Er schöpft aus ihnen Erfahrungen, denen er immer bis auf den Grund geht; und der Mut, mit dem er selbst ernsthafte Folgen seiner Irrtümer auf sich nimmt, erzeugt rings um ihn jene Atmosphäre des Vertrauens, die ein weiteres Element sicheren Erfolges ist.

Jemand sagte einmal ganz aufrichtig: „Mussolini ist so eigenartig beschaffen, dass ihm sogar die Hindernisse auf

seinem Weg als Sprungbrett dienen, , um noch besser und noch weiter springen zu können.“

„Ein Glück, dass Mussolini da ist“ - „Mussolini will es!“ Solche und ähnliche Redensarten waren zu Beginn seines Regimes fast sprichwörtlich. Vierzig Millionen Italiener waren glücklich, die Last ihres eigenen Bündels auf die Schultern dieses neuen Atlas abwälzen zu können. Der mit Mussolini in jener ersten Zeit getriebene Fetischismus reicht ans Absurde und war oft grotesk, allerdings auch oft rührend, besonders bei den einfachen Leuten, wo er von harmlosem Aberglauben begleitet wurde. Eine römische Zeitung beschrieb einmal sogar ganz ernsthaft den Kampf der glühenden Augen Mussolinis gegen die glühenden Lavaströme des Ätna.

„Ja, warum war denn Mussolini noch nicht da?“ rief in Orvieto ein Besucher der etruskischen Gräber ganz naiv aus, als er hörte, dass die etruskische Sprache noch immer nicht entziffert sei. „Jetzt, wo Mussolini am Ruder ist, wird man sie sicher entziffern, Sie werden schon sehen!“

Als Mussolini durch die Abruzzen reiste, wollten ihn die Frauen, besonders die Kriegsmütter und Witwen, mit ihren Händen berühren, so wie das in antiken Zeiten bei Heiligtümern und Reliquien üblich war. In Sizilien lief der Bürgermeister eines Dörfchens dem Automobil Mussolinis nach: „Wir verlangen ja sonst nichts; aber vielleicht kommt Ihr niemals mehr in unser Land, steigt doch deshalb aus und setzt den Fuss auf unseren Boden!“ - Ein anderer Bürgermeister empfing ihn mit den Worten: „Heute früh bei Sonnenaufgang erschienen mir meine beiden im Kriege gefallenen Brüder im Traum und sagten: „Steh auf, geh dem Ministerpräsidenten entgegen, knie nieder und sag' ihm, dass wir, die stummen Toten, ihn segnen und dass wir ihm danken, Italien gerettet zu haben, für das wir starben,“ und dabei kniete er mit entblösstem Haupte auf der Strasse

vor Mussolini nieder. Die ringsum knienden Frauen brachen in Schluchzen aus und hohen die Arme betend zum Himmel.

Durch solche, das Wunder heischende Seelenstimmungen wird die Legende befruchtet, kann das erwartete Wunder oft auch wirklich erzeugt werden; aber sie bergen auch die grosse Gefahr der Enttäuschung. Einen grossen Mann beurteilt man nach dem Mythos, der sich um ihn bildet, und nach der Verehrung, die er zu erwecken vermag; aber gerade deshalb besteht immer die Gefahr, dass die Macht allzu chirmärischer Hoffnungen ihn stürzen könnte, wenn sie enttäuscht werden.

Wer handelt, der irrt auch, erregt Anstoss, verletzt. Es ist unvermeidlich, dass eine Partei, die aus jungen Leuten besteht, selbst wenn sie durch strenge Disziplin gebändigt sind, nicht manchmal die Grenzen überschreitet angesichts der herausfordernden Meute jener Italiener, die auf den Untergang Italiens gesetzt hatten, das Spiel verloren und nun nicht zahlen wollen. Eine Krise war also unvermeidlich und notwendig; vermeidlich wäre aber die Art gewesen, wie sich diese Krisis auswirkte, die besonders grausam war und Persönlichkeiten, die dem Führer sehr nahestanden, in peinliche Situationen verwickelte. Mussolini litt unsagbar darunter. Aber es ist den Menschen nicht gegeben, sich das Mass der Leiden selbst zu bestimmen.

Ein Teil des sagenhaften Gewebes, das Mussolini umhüllte, zerriss durch den Rückstoss, den der Mord an Matteotti verursachte; der Kern des Menschlichen aber blieb, frei von verhüllenden Wolken, konkret und lebendig: Ein Mann, der fähig ist, Geschichte zu machen, die einst wieder Mythos werden wird.

*

Manchmal, an gewissen Tagen, wenn halb Italien mit Kommissionen, Vertretungen, Denkschriften, mit Registern, Protesten, Gesuchen und Anfragen in seinem Amtszimmer

im Palazzo Chigi an ihm vorüberzog, kam mir die Frage: „Wie können Sie nur mit alldem fertig werden?“

„Ja,“ sagte er, „es ist wie ein unaufhörliches Gehämmere „tausend verschiedener Probleme; alle sind sie dringlich und „alle klopfen und klopfen, um Einlass in meinen Kopf zu „finden. Manchmal will es mir fast scheinen, als müsse „mir auch rein physisch der Schädel zerspringen. Aber jetzt „habe ich Italien ganz im Kopf, wie eine grosse Landkarte, „mit allen Knotenpunkten seiner Lebensprobleme: hier ist „eine Strasse nötig, dort eine Eisenbahn, da eine Brücke; „Neuaufforstungen, Docks, Bodenverbesserungen, Einge- „meindungen, ein grosser Bahnhof für Mailand, Wohn- „häuser für Rom, Wasserleitung für Apulien, Wohnräume „in Kalabrien und Messina, Automobilverbindungen und „Strassenbau in Sizilien, Kampf gegen die Malaria in Sar- „dinien ...“

Als er am Tage nach dem Wahlsieg von 1924 unter dem Jubel der Bevölkerung durch eine Stadt der Emilia kam, waren seine ersten Worte die Frage nach der Eisenbahnverbindung, die er kürzlich angeordnet hatte: „Ist sie schon in „Ausführung? Ist die Linie schon gezogen? Ist alles schon „abgesteckt? Ich möchte Näheres wissen!“ Und als er keinen klaren Bescheid bekam, beauftragte er den Präfekten, ihm telegraphisch darüber Auskunft zu geben.

Als Sohn Roms ein guter Strassenbauer, will er den idealen Wiederaufbau Italiens auch durch den realen Wiederaufbau mit Zement, Stein und Erdmassen fördern.

„Ich kann nicht schlafen,“ vertraute er mir nach seiner Reise nach Sizilien an, „ich kann nicht schlafen, wenn ich „an die schmachvollen Baracken denke, in denen noch jetzt, „nach 15 Jahren, die vom Erdbeben Betroffenen dicht zu- „sammengepfercht hausen. Sobald ich Häuser gebaut habe, „verbrenne ich diese Baracken eine nach der anderen. Aber „es geht nie schnell genug. Das sind alles Knoten, die gelöst „werden müssen, ehe ich an ein wenig Ruhe denken kann.“

„Mag auch die Opposition wettern, ehe ich diese Frage nicht „gelöst habe, gehe ich nicht von meinem Platz. Und eine „Regierung, die nicht gehen will, die geht nicht! Aushalten! -- Seht, darin liegt alles. Wer ausharrt, hat zuletzt „immer recht. – Man muss die beiden fundamentalen, sich „widersprechenden Instinkte der Massen befriedigen: den „Wunsch nach Abwechslung – rerum novarum cupidi –, „und den Drang, den Dingen Dauer zu verleihen.“

Sismondi sagt, dass die Hegemonie in einer Geschichtsperiode schicksalmässig jenem Volke zusteht, das zuerst die dieser Periode am besten angepasste und später von den andern Völkern nachgebildete Regierungsform findet. So war es mit dem deutschen Feudalismus, dem englischen Konstitutionalismus, der französischen Revolution von 1789. Gewisse Ideen, die Art und Weise ihrer Verwirklichung, die Art, die Probleme anzupacken, der Mut, die Klassen aufzuheben und sie in Körperschaften umzuwandeln, und sie dadurch aus einem zersetzenden Element zu einem Baustein der nationalen Einheit zu machen, – diese neuen Formen politischer Herrschaft und sozialen Zusammenlebens sind Originalschöpfungen Italiens.

In Frankreich, in England, in Deutschland gibt es Faschisten: eine italienische Parole wird zur allgemeinen Losung für die Schlachten der entflammten Liebe und des Hasses.

XL VIII

DIE PERSÖNLICHKEIT MUSSOLINI

Mussolini über sich selbst. – Der Journalist. – Die „Wechseldusche“.

Jugend: eine göttliche Krankheit. – Der einsame Mensch.

Aus all den wirklichen und scheinbaren Widersprüchen und Gegensätzen drängt sich einem die Frage auf: „Kurz gesagt: was ist nun eigentlich, wer ist nun eigentlich dieser Mann Mussolini?“

Vor längerer Zeit hatte die faschistische Tageszeitung einer grossen Stadt den Einfall, unter ihren Lesern eine Rundfrage über die beste Definition der Persönlichkeit Mussolinis zu veranstalten.

Mussolini telegraphierte daraufhin an den Präfekten der betreffenden Stadt:

„Lassen Sie jenen Chefredakteur rufen und ersuchen Sie „ihn, diese Rundfrage mit folgender Autodefinition zu be-schliessen: ‚Da der Abgeordnete Mussolini erklärt, selbst „nicht genau zu wissen, was er ist, so werden es die andern „wohl auch schwerlich wissen/ – Er möge also seine Rund-„frage mit dieser Erklärung vorläufig unterbrechen. Viel-„leicht kann er sie in fünfzig Jahren wieder eröffnen.“

„gez.: Mussolini.“

Es ist ein literarisch-physiologischer Irrtum, anzunehmen, dass die Ausleger nicht mehr von dem Menschen wissen, als die Verfasser selbst. Aber diese Erklärung ist ein Dokument, und vielleicht ein aufrichtiges.

An Grossindustrielle, die einen bekannten Agitator, der sich allzu viel um Arbeit und Löhne kümmerte, an die Luft setzen wollten, richtete Mussolini die Frage: „Warum habt

„ihr ein Vorurteil gegen die Möglichkeiten, die in der Zukunft dieses Mannes liegen? Konntet ihr im Mussolini von 1914 den Mussolini von heute voraussehen?“

An eine andere befreundete Zeitung, die ihn aus Anlass eines gefährlichen Fluges oder eines gegnerischen Angriffes gebeten hatte, vorsichtiger zu sein und „sich als geheiligt zu betrachten“, schrieb er, dass sie ihm seine gesunde Profanität unangetastet lassen möge.

Aus all diesen Antworten geht wenigstens das eine hervor: Mussolini ist und bleibt ein Journalist!

Bei einem Empfang der Kollegen von der Presse bekannte der Ministerpräsident einmal:

„Ich habe auch beim Eintritt in die Regierung nicht aufgehört, Journalist zu sein, und nehme oft und gerne ein Blatt Papier, um etwas aufzuschreiben, was die Italiener interessieren könnte; man nennt zwar diese Blätter in der feierlichen Amtssprache ‚offizielle dienstliche Noten‘, es sind aber nur kleine Artikel, Akte, die von meinem Heimweh nach dem alten Berufe Zeugnis ablegen.“

Und tatsächlich zeichnete er sich einmal in eine offizielle Liste ein als „Herr X. Z., von Beruf Volksvertreter“, und in einem Brief, der ein amtliches Dokument war und gedruckt wurde, schrieb er: „Wir sind von Pädagogen und Mentoren umgeben, jeder hat uns irgendwelche Vorschläge zu machen, die im Grunde immer ein Dilemma sind.“ Oder er spricht vom Völkerbund und definiert ihn als „un couvent de laïques, fantasques, impuissants, et par cela même dangereux.“ - Den viertausend Bergarbeitern von Monte Amiata, deren „strengen Freund“ er sich nennt, vertraut er an: „An dem Tage, wo die Oppositionen von den lästigen Schwätzereien zu konkreteren Taten übergehen, würden wir aus ihnen Spreu für die Feldlager der Schwarzhemden machen.“

Als ihm eine ungeschlachte Persönlichkeit von einflussreichen Leuten für einen Senatssitz vorgeschlagen wurde,

antwortete er: „Gewiss, gewiss! Kann er lesen und schreiben?“ – Und seinem treuen Stellvertreter in der Leitung der Partei, der ihn gebeten hatte, zum nächsten Verkehrsminister doch vor allem einen von den alten Faschisten „der ersten Stunde“ zu ernennen, antwortete er protokollarisch, dass er dann diesen Posten mit dem Chauffeur Cirillo T. besetzen werden, „der seit 1919 an meiner Seite ist und sehr „mitteilsam (,comunicativo‘, ein unübersetzbares Wortspiel) ist.“ – Zwei hochstehenden ausländischen Damen, die ihn eines Abends bei Tisch um die Wette über schwierige politische Themata belehrten, schnitt er die Rede mit der Überheblichkeit eines grossen Herrn ab: „Lassen wir diese Gespräche, die sich für andere Köpfe schicken.“

Sind das alles nur Einfälle und Aussprüche eines „enfant terrible“?

Nein. Denn sie gehören grösstenteils zu jenem System, das ich die „Wechseldusche“ nenne: sie kommen heiss, kalt, plötzlich, immer unerwartet und verwirrend. Die Fähigkeit, eine Sache blitzschnell mit einem Blick zu erfassen und ebenso schnell einen kurzen treffenden und folgerichtigen Ausdruck dafür zu finden – das gehört zu den Instinkten, die der Journalismus ausbildet und schärft. Der ungestüme, kaustische, zuweilen zornige Journalist, der klare, niemals ausschmückende Polemiker sind in ihm oft stärker als der Staatsmann. Der Journalist in ihm lehnt sich gegen die Diplomatie der alten Schule, die hinter Fächern flüsterte, auf. Mussolini, der Staatsmann von heute, pflegt die weise und brutale Taktik der wahren Diplomatie; wo andere nur undeutlich murmeln, spricht er die Dinge mit klarer Stimme, Silbe für Silbe, deutlich vernehmbar, aus. Und man kann sicher sein, dass das Wort dann bei den Empfängern unentstellt ankommt. Wenn er aber den Wunsch hat, zu vermeiden, dass Sachen herumgesprochen werden, so erreicht er das mit einem ganz einfachen Mittel: indem er sie absolut niemand anvertraut.

„Der Journalismus,“ bestätigt der Journalist Mussolini, „der sich nie ganz von seinem Beruf loslöste, „der Journalismus hat meinen Geist gebildet, der Journalismus hat „mich dazu gebracht, das Menschenmaterial, mit dem man „Politik macht, kennenzulernen. – Noch ehe ich im Palazzo „Chigi die Kommissionen durch mein Amtszimmer ziehen „sah, die mich täglich mit ihren Denkschriften bombardie- „ren, mit Denkschriften, die heilig sind, weil in ihnen ge- „rechte Interessen vertreten werden – noch ehe ich das „erlebte, zogen durch meine Redaktionszimmerchen Tau- „fende von Italienern aller Berufe, jeden Alters und aller „Färbungen, und wenn ich daran denke, habe ich fast die „plastische Vorstellung von einem Italien, das unterging, „und einem anderen Italien, das emporstieg. – Der Jour- „nalismus hat mir eine gewisse Ausdauer im Arbeiten an- „erzogen, denn das Regieren ist ja nichts Transzendentes, wie „mancher meint, es ist nur eine Mühe, man muss täglich „zehn bis zwölf Stunden am Schreibtisch sitzen, so viel „Zeit ist nötig, um ein Tagewerk zu erschöpfen.“

„Ihr wisst, dass ich den Journalismus hochachte,“ sagte „er einmal zu den ihn besuchenden Journalisten, „und ich „habe es auch bewiesen. Ich wünsche nur, dass der Journa- „lismus sich gewisser geschichtlicher Notwendigkeiten, ge- „wisser geschichtlicher Unabwendbarkeiten bewusst werde. „Ich wünsche, dass der Journalismus mit der Nation zu- „sammen arbeite. – Teilnahmsvoll und brüderlich gebe ich „euch den Rat, recht mutig zu sein, denn wenn auch nicht in „eurem Tornister, so kann doch in eurer Redaktions- „mappe der Marschallstab liegen.“

Nachdenklich und impulsiv, Realist und Idealist, wahn- witzig und weise, romantisch in seinen Bestrebungen, konkret in der praktischen Ausführung -- so ist dieser Mann, und seine Überlegenheit besteht darin, diese Mängel im Gleichgewicht zu halten.

Eines kann man von ihm mit Sicherheit, ohne Einschrän-

kung sagen: er liebt die Gefahr. Feigheit gegenüber zeigt er eine fast körperliche Unduldsamkeit.

Allzugern spielt er mit der stolzen rotblonden Löwin, die ihm einst als kleines Löwenbaby geschenkt wurde. Er taufte sie damals auf den Namen „Italia“ und hielt sie, solange sie noch klein war, in einem Kämmerchen neben seinem Arbeitszimmer. Später brachte er sie im Zoologischen Garten in Rom unter. Und sooft er sie dort besucht und sie mit zärtlicher einschmeichelnder Stimme ruft: „Italia, Italia bella!“ springt sie ihrem Herrn mit närrischer Freude entgegen. Der Direktor des Zoologischen Gartens warnte, aus Furcht vor der Verantwortung, ihn einstmals, in den Käfig zu gehen, weil die Löwin jetzt schon herangewachsen sei, und die andern vier, im selben Käfig untergebrachten Löwen ihm fremd wären. Aber er liess keine Furcht gelten und spielte auch weiterhin, glücklich wie ein Kind, mit dieser, Katzenschönheit, in die er verliebt war, weil sie in jeder Linie ihres Körpers Macht und behende Kraft zeigte.



„Ich bin ein Mensch wie ihr!“ sagte er einmal brüderlich „zu den Grubenarbeitern, „ein Mensch wie ihr, mit euren „guten und euren schlechten Eigenschaften, mit allem, was „das Grundelement jener besonderen Menschennatur ausmacht, die die italienische ist!“

Was ist er also eigentlich? Ist er ein Cäsar, ist er ein Militarist, ein Diktator oder Imperialist?

In einer berühmt gewordenen Senatsrede sagte er einmal: „Man wirft mir vor, dass ich reite. Ich bin noch jung. „Die Jugend ist eine göttliche Krankheit, von der man von „Tag zu Tag ein wenig kuriert wird.“

Den ersten Teil dieser Rede, die Erklärungen über die auswärtige Politik enthielt, hatte er langsam, zurückhaltend Silbe für Silbe vorgelesen, aber als er nachher seine Jugend vor diesen ehrwürdigen alten Senatoren verteidigte, da

hatte er mit wilder Freude zu improvisieren begonnen. In solchen Fällen erinnert er an einen Fechter, der den Gegner zwar nicht herausfordert, aber gesammelt dasteht, jederzeit zum Angriff bereit. Und in solchen Momenten zuckt sein rechter Fuss in der gleichen Weise, wie Napoleon das einst Las Cases als unbewusstes Zeichen seiner inneren Erregung schilderte.

Wer den Duce des Faschismus in der Nähe sieht und sprechen hört, ist von seiner Jugend, seiner freimütigen, fast herzlichen Jugendlichkeit überrascht, und alle Besucher sind sich darüber einig, dass er auf den Bildern viel finsterer und älter aussieht, als er in Wirklichkeit scheint. In den Abruzzen drängte sich sogar einmal eine Frau aus dem Volke durch die Menge und sagte, kühn und schüchtern zu gleicher Zeit, zu Mussolini: „Aber warum machen euch die Bilder alle hässlicher? Warum habt ihr auf den Bildern immer eine solch zornige Stirnfalte?“

Tatsächlich haben ihm die Amerikaner mit der schönen Phantasie junger Völker einen homerisch klingenden Beinamen gegeben: „Der finstere Sohn des Schmiedes“. Und doch ist dieses legendäre Bild wahrer als die Wirklichkeit selbst. Mussolini kennt die Menschen, und wenn er es vermeidet, sich ihnen zu nähern, so geschieht das nicht nur aus Abneigung, sondern auch aus Kenntnis der Gefahren. Den idealen Erholungsort stellt er sich so vor: „Sehr fein, sehr vornehm, und keine Leute.“ Die ideale Gesellschaft besteht für ihn höchstens aus vier Personen; was darüber ist, grenzt schon an die Masse. Wenn er seinerzeit im „Popolo d’Italia“ bei feierlichen Anlässen die Abhaltung eines kleinen Trinkgelages gestattete, sass er nicht am Tisch mit den anderen, sondern kam ab und zu hin, stürzte einen Becher Wein hinunter und ging wieder. Er ist schon von Natur aus ein gesellschaftsfeindlicher, den Tafelfreuden abholder Individualist; aber er entwickelt in sich diesen Trieb sogar noch, er fördert ihn und zieht ihn gross, als eine Waffe der

Selbstverteidigung. Daher sein finstere Wesen. Der Wille zur Attitüde hilft ihm dabei; durch die Pose legt der Mann ein Bekenntnis ab über die Art und Weise, wie er den anderen Menschen erscheinen möchte.

Niemand fand ihn je hochmütig oder abstossend; aber auch niemand kann sich eines vertrauten Umganges mit ihm rühmen.

Ich sah oft Leute, die sich auf ihn stürzten, um ihn zu küssen; zum Beispiel im Oktober 1924: damals dekorierte er persönlich einige alte Arbeiter einer lombardischen Fabrik mit dem „Orden des Arbeitskreuzes“. Die bei diesem Zeremoniell vorgeschriebene Umarmung mit Küssen auf beide Wangen wickelte sich zwischen ihm und den ersten schüchternen Arbeitern sehr förmlich ab, fast wie eine Bühnenvorstellung; aber allmählich wurden die guten Leute von einem Sturm wachsender Begeisterung erfasst, der die Zeremonie mit klingender Herzlichkeit erfüllte, es schien, als hätten die Arbeiter in ihm, dem jungen Manne, einen Bruder, einen Genossen, einen Vater gefunden. „Jetzt wasch' ich mir einen Monat lang das Gesicht nicht mehr!“ meinte einer von den Arbeitern mit tiefer Befriedigung.

Aber wenn ich auch Mussolini zu wiederholten Malen geküsst werden sah, und sah, wie er manche Männer umarmte, manchen Damen die Hand küsste, manches Kinderköpfchen zärtlich lieb kostete, so ist er trotz allem, sogar in diesem Lande leichter Kameradschaftlichkeit, stets ein Mann geblieben, dem noch niemand einen freundschaftlichen Rippenstoss zu verabfolgen oder die Hand auf die Schulter zu legen wagte, weder als er noch Sozialist war noch als Journalist und Volksvertreter, und ich wäre sehr gespannt, mir auszumalen, welche Katastrophe wohl einem solchen Versuch gefolgt wäre. Sogar diejenigen, die ihn, wie sein Bruder und alte Kameraden, beim Vornamen, Benito, nennen, tun das mit einem unbewussten Beiklang von Respekt, ja fast von Ehrfurcht in der Stimme.

Stets hat er sich im Leben seiner ganzen Umgebung gegenüber fremd gefühlt, allem und allen. Es ist fast, als sei über den zum Herrschen bestimmten Mann der biblische Urteilsspruch gefällt: „Du, o Mensch, wirst von der Gemeinschaft der anderen Menschen ausgeschlossen sein.“ – Für Geschöpfe dieser Art gibt es wohl Vorbilder, denen man gehorcht und die man zu übertreffen sucht, Untergebene, denen man befiehlt und die man beschützt, gibt es Genossen und Kameraden, Anhänger und „Getreue“ (ein Wort, das von seinen Lippen mit der besonderen Betonung männlicher Festigkeit fast wie ein Titel klingt), aber es gibt für sie keine Freunde. Wohl empfindet er die ganze Tragweite des schönen Ausdruckes „Kamerad“ und den inneren Wert dieses Wortes, und aus Solidarität zu seinen Waffengefährten bringt er zuweilen auch persönliche Opfer. Aber Freund, im banalen Sinn des Wortes, nein, Freund ist er von niemand. Auch nicht in der intimen Bedeutung der geistigen Brüderschaft.

„Wenn der himmlische Vater zu mir sagen würde: ‚Ich bin dein Freund‘ – so würde ich ihn gleich mit den Fäusten angreifen!“ rief er ärgerlich in jenen bösen Momenten aus, wo er wieder irgendeinen Verrat oder Betrug witterte. Und: „Wenn mein Vater auf diese Welt zurückkehrte, so würde ich auch nicht einmal ihm vertrauen!“ sagte er ein andermal.

„Keine intimen Freundschaften, ein Minimum persönlicher Gefühle“ – diesen Grundsatz der christlichen und und buddhistischen Seminare und aller asketischen Priesterschäften wendet er auch auf seine Person an. Für seine eigenen Leiden hatte er nur ein paar Worte trockener Gleichgültigkeit: „Es geht mir sehr schlecht, aber das macht nichts, ist nicht von Bedeutung,“ und dann geht er zu anderen Dingen über und bekämpft seine Ermüdung mit Arbeit, und das Fieber mit Strapazen.

Aber im Asketen gibt es eine Fähigkeit, die über seine

Gleichgültigkeit gegen das Individuum hinausragt: die Sympathie, die unter mittelmässigen Menschen etwas Mittelmässiges ist, wird bei Künstlern und Mystikern zu der besonderen Fähigkeit im Geschöpf den Schöpfer zu erkennen; sie ist dann nicht mehr eine oberflächliche und liebenswürdige Berührung mit dem Alltagsleben, sondern die Fähigkeit eines Sichversenkens in die ganze Tiefe des: „Tat twam asi,“ – „Das bist du!“ des alten Asiens, – die Fähigkeit, sich selbst im anderen Menschen zu finden, wenn für einen Augenblick die Schranken zwischen beiden fallen.

Der Tatmensch, der Herrscher, wird für seine harte Aufgabe innerlich gepanzert geboren; die Notwendigkeit und sein Wille schliessen ihn noch immer härter von der Aussenwelt, von der Gemeinschaft der Mitmenschen ab. Aber wehe, wenn dabei jeder moralische Berührungspunkt mit den anderen Menschen verloren geht. Das ist eben die Aufgabe der „Sympathie“, sich selbst in den andern zu erkennen, aber auch die andern aus dem eigenen Ich heraus zu verstehen und solcherweise niemals die seelische Verbindung mit den Menschen zu verlieren.

„Der persönliche Lebenslauf der mich umgebenden Personen interessiert mich nicht, ich kenne ihn nicht, ich sehe die Menschen nur unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit,“ sagt der Duce.

Als wir noch beim „Popolo d'Italia“ waren, sagte er einmal witzig: „Alle meine Redakteure haben viel Genie, ja wohl; es gibt ja auch Dummköpfe unter ihnen, aber ich ziehe es vor, ihnen allen zusammen das Patent des Genies zu geben; das ist einfacher als eine Teuerungszulage.“

Nicht nur seine Gegner, auch seine Bewunderer fragen sich oft: Kennt dieser Mensch die Menschen, und versteht er sie auszuwählen?

Aber wenn er diese Fähigkeit nicht besässe, so wäre er nicht der Duce, nicht Regierer, nicht Führer. Er kennt die Menschen im Allgemeinen und beurteilt sie nach der

praktischen Tätigkeit, die ihm am Herzen liegt; aber er hat keine Zeit, das heisst keine Lust, kein menschliches Interesse, um sie in ihrer Wesenheit als Persönlichkeit kennenzulernen. Er nimmt von vornherein an, dass sie als Menschen mittelmässig und feig sind, er weiss, dass sie verschieden sind, denn er glaubt nicht an die Einheit und die Dauer der seelischen Entwicklungen.

„Es ist schwer, die Menschen kennenzulernen. Sie handeln fast nie aus ihrer natürlichen Charakteranlage heraus, sondern fast stets unter dem Einfluss irgendeiner geheimen augenblicklichen Leidenschaft, die in den tiefsten Falten ihres Herzens ruht. Man kann sie nur nach den Handlungen des Augenblicks, und nur für diesen Augenblick beurteilen,“ mahnte einst Napoleon.

Der persönliche Lebenslauf der Menschen hat nichts mit der Arbeit zu tun, die sie zu erledigen haben. Der grosse Ingenieur achtet nur auf den Gang der ganzen Maschine. Wenn er unter tausend obskuren Stücken eines entdeckt, das sich gut in das Räderwerk einfügen lässt, so benutzt er es sofort. Aber der Mensch ist ein wunderliches Rädchen, mit vielen unwägbaren Verzahnungen, und will sich nicht damit zufriedengeben, nur als Transmission zu dienen, die die Kraft vom Motor auf das Räderwerk überträgt. Es kam auch vor, dass irgendein grössenwahnsinniges Rädchen plötzlich glaubte, selbst als Motor geboren zu sein, und sich in einer Richtung zu drehen begann, die ihm vom erfahrenen Ingenieur nicht vorgeschrieben war; oder es liess sich von einem anderen Magneten anziehen und folgte nicht mehr der Hand des Ingenieurs, und er musste es fortwerfen, ohne Groll, nur mit einer leichten Bewegung des Zornes. Als Ersatz bekam er dann oft nur noch Schlimmeres.

Im Haushalt seiner Tätigkeit betrachtet Mussolini den Irrtum als ein unvermeidliches Übel, denn das Leben ist arm an Menschen ersten Ranges, man muss nehmen, was vorhanden ist, und sich darin ergeben, dass es den Anforde-

rungen nicht gewachsen ist. Aber ein so universelles Misstrauen könnte zusammen mit den satanischen Versuchungen des Hochmutes oft leicht zu den gleichen Fehlern führen, die sich aus einem rosigen Allerweltsvertrauen ergeben.

Der Duce neigt nicht dazu, boshafte Verdächtigungen zu beachten. So etwas tun nur furchtsame, despotische Naturen. Und ausserdem veranlasst ihn sein verachtendes Misstrauen, stets auch die Person und die Worte des Verleumders zu wägen und unklaren, hinterlistigen Beschuldigungen keine Beachtung zu schenken. Aber er ist auch nicht der Mann, der aus bedingungslosem Glauben Verdächtigung von vornherein ohne Weiteres zurückweist; das tut er nicht einmal dann, wenn es sich um die ihn am nächsten Stehenden handelt. Er zuckt dann nur die Achseln: „Pah, nach allem ist es doch möglich. Warum auch nicht? Ich habe so vieles erlebt!“ und dabei verziehen sich seine Lippen im Ekel zu einer Grimasse, die so lebhaft und ursprünglich ist, dass sie fast kindlich wirkt.

Niemals aber hörte ich ihn irgendjemand wegen irgendeiner Schuld schmähen, mit Ausnahme von solchen Fällen, wo Abtrünnige ihr Italienerum verraten hatten. Jede Ungerechtigkeit vermeidet er strengstens und unterdrückt sie mit aller Strenge. Er tut das aus persönlicher Abneigung gegen Ungerechtigkeiten, und auch, weil er das als Norm einer weisen Regierung betrachtet. Aber auch niemals sah ich ihn zornig werden, wenn er selbst missbraucht worden war oder von einem Einzelnen ein Unrecht erlitten hatte. Im Grunde seines Herzens weiss er, dass die Ungerechtigkeit von Mensch zu Mensch ein Gesetz ist, durch das die Natur eine gerechte Vergeltung gegen die Art ausübt. Das soziale Ideal besteht darin, diese Ungerechtigkeiten zu mildern und nicht sie mit fruchtloser Wut zu unterdrücken.

Diese Anschauung Mussolinis, in Verbindung mit duldsamer Gleichgültigkeit, wurzelt in einer unerschöpflichen Verachtung; er hat die Menschen gewogen und sie zu leicht

befunden. Das ist eine innere Tragödie, die den pathetischen Adel seines Schicksals als geborener Herrscher ergibt.

Das drückt sich bei ihm auch in seinem Verhältnis zur Kunst aus, denn von den Kunstformen liebt er am meisten jene, die in seinen Augen einen politischen Hintergrund haben: die Weltgeschichte, die kondensierte Politik ist, – die Architektur, die für seine sozialen Zwecke die Verkörperung einer praktischen Politik bietet, und das Theater und die dramatische Musik, weil sie die Seelen der Massen, für den Augenblick ihrer Dauer, vollständig in Bann zu schlagen vermögen. Dort aber, wo die Kunst in eine höhere Welt eindringt, – in eine Welt, die sich weit über jene andere Welt erhebt, die nur eine Welt des Zufalls ist und wo die Politik herrscht, – in eine Welt, wo sich das Unerkennbare enthüllt und man von dem Ewigen, der unmittelbaren religiösen Verbindung zu Gott, Besitz ergreift, – diese Seite der Kunst ignoriert der Tatmensch mit gutmütiger Ironie.

Vielleicht ist das seine Pflicht.



Die einzige, wirklich tiefe Verbindung zwischen seiner abgeschlossenen Wesenheit und anderen Wesenheiten ist in seinen Beziehungen zu jenen, ihm teuren Menschen enthalten, die er nicht als seinesgleichen betrachtet, sondern als seine Geschöpfe, die zutiefst sein eigen sind: Weib und Kind. – Obgleich er den Frauen mit viel Grossmut das Gemeindewahlrecht gegeben hat, hat die Frau für diesen romagnolischen Volksführer immer noch nur die eine Bestimmung: schön zu sein und Freude zu erwecken. „Das „ist das oberste Recht dieser anbetungswürdigen Geschöpfe, „um derentwillen allein es schon der Mühe wert ist, auf der „Welt zu sein. Wenn das Weib nicht Gefallen erregt, so „wird es traurig und wird mit Recht nervös,“ sagte er einmal gesprächsweise zu der englischen Frauenrechtlerin Lady M., die ihm zornig und ärgerlich antwortete: „Mit solchen

Ideen hätten sie in England kein Glück,“ worauf ihr Mussolini antwortete: „Ich gehe nicht nach England, und im „Übrigen glaube ich auch nicht, dass selbst in England alle „Frauen nur politisierende Quäker sind. – Wehe der Welt, „wenn wir Männer nicht in den Seelen der Frauen ausruhen können.“

Und in den Kindern verehrt er die zarte rührende Kraft des gewaltigen „Morgen!“

Im Krieg antwortete der Korporal Mussolini einmal einem Kameraden, der ihm den guten Rat gab, sich, auch seiner Kinder wegen, nicht allzusehr der Gefahr auszusetzen, mit barscher Aufrichtigkeit:

„Was macht denn das? Gerade weil ich Kinder habe, „kann ich sterben. Denn das ist der Gedanke, der mir die „grösste Ruhe gibt: sono continuato, – ich werde fortgesetzt“.

Wer voll Leben und Kraft ist, fürchtet den Tod nicht, denn er fühlt in seinem Innern, das er niemals ganz ausgelöscht werden kann.

„Wenn ich kämpfe, so vertraue ich dabei auf meine „Kräfte, nur auf meine eigenen Kräfte. Ich bin ein Individualist, der keine Gefährten sucht. Ich finde sie nicht, „aber ich suche sie auch nicht. Ich verachte die Furcht vor „der Isolierung und die Neigung, sich in der Herde wohlzufühlen,“ sagte er ein andermal.

Um seinen Nächsten lieben zu können, bemitleiden zu können, muss man ihn entweder mit Nachsicht betrachten, sich in gewisser Weise über ihn lustig machen, ihn so unvollkommen nehmen, wie er ist, – oder sich Illusionen hingeben.

Deshalb ist es nicht möglich, dass Mussolini die Menschen liebt, denn er sieht sie mit erbarmungsloser Offenheit so, wie sie sind. Da er sie regiert, will er sie bessern, und er hat sich von Italien im Abstrakten eine so hohe, erhabene Idee gebildet, dass wir armen lebenden Italiener ihn unvermeidlich wohl enttäuschen werden müssen.

Seine moralische Persönlichkeit weist drei hauptsächliche Charakterzüge auf: der Ehrgeiz erfüllt und verzehrt ihn, die Grösse ist ihm Mass und Sein, die Verachtung Schatten und Zügel. Kleinliche Dinge schlagen bei ihm keine Wurzeln, und weil er im Leben um den Preis, den man für jedes Ding bezahlen muss, nicht feilscht und jeden Preis zahlt, so erwirbt er auch die grossen Dinge, die wichtigen Dinge, auf die sich sein Ruhmesdurst richtet.

Zuweilen lächelte er ironisch:

„Wenn alles gut geht, werde ich vielleicht in dreissig Jahren in irgendeinem öffentlichen Garten eine Büste haben, „Treffpunkt der Ammen und Dienstmädchen. „Hinter der „Büste von Mussolini, um acht Uhr,“ werden sich die Verliebten verabreden. Eine schöne Befriedigung.“

Er verstummte und schwieg eine Weile.

„Was habe ich denn überhaupt schon bis jetzt geleistet? „Nichts! Ich bin ein kleiner Journalist, und ein Minister wie „viele andere,“ sagte der Niezubefriedigende nach einer „Pause. „Man muss diesem Volk eine Ordnung geben. Dann „werde ich eine Aufgabe erfüllt haben. Dann werde ich „mich als etwas fühlen.“

Wieder hielt er inne, wieder schwieg er. Sein Gesicht verzog sich leicht.

„Und dennoch, ja!“ sagte dieser Tatmensch und wurde „ernst. „Ja!“ sagte der Führer, und seine Augen leuchteten „von einem inneren Feuer, das kaum von dem Willen gebändigt war. „Ja! Ich bin von dieser Sucht besessen. Sie „brennt, sie zermürbt und verzehrt mich innerlich wie ein „körperlicher Schmerz: Einritzen, mit meinem Willen, einritzen will ich ein Zeichen in die Zeit, wie ein Löwe mit „seiner Pranke: So!“

Und seine Hände erhoben sich in einer raschen zupackenden Bewegung.

Ende

NAMEN- UND SACHREGISTER

- Aeneas 41
Agadir, Drama von 172
Albanien 249, 252
Alpen, Bollwerk der 22
Amerika 54, 105
Anarchie 62
Annemasse 79
Annexion v. Bosnien 154
d'Annunzio, Gabriele 187,
238, 251, 261
Antisophenui
Aristokratie, neue 230
Arnaldo da Brescia 15
–, s. Mussolini, Arnaldo
Auswanderer 54, 105
Autobiographie Mussolinis 21
„L'Avanguardia“ 98
„Avanti“ 52, 85, 141, 147,
153, 155, 158, 165, 235, 252
„L'Avvenire“ 119
– del Lavoratore“ 60, 98, 133
d'Azeglio, Massimo 153
- Babeuf 51, 77
Bainsizza, Fall von 204
Bakunin 3, 83
Balabanoff, Angelica 83, 85, 86
Balilla 311
Balzac 263
- Barbaren d. Nordens 97
Barrikaden 294
Battisti, Cesare 117, 124,
128, 134
Beatrice, Dantes 8
Bebel 83
Beethoven 268
Belanqui 179
Belgien 186
Belgische Sozialisten 174
Berlin, Museum in 132
Binchi, Michele 224
Bissolati, Leonidas 153, 215,
291
Boccaccio 205
Bologna 3
Bolschewismus 218, 230,
261, 264
Bonaparte 46 (s. auch Napo-
leon)
Bonomi 154, 289
Borgia, Cesare 146
Bosnien, s. Annexion
Botschafterkonferenz 2 76
Bozen 133, 290
Bruno, Giordano 108
Brotaufstand 189
Buddha 79
Bülow, Fürst 185
Buonarotti 51
Bürgertum 23, 54
Byzanz 75

- Cäsar 41
 Cairoli, Adelaide 121
 –, Benedetto 153, 186
 Camorra 190
 Cannes 275
 Caporetto 196, 202
 Carducci, Giosuè 39, 45, 77,
 100, 220
 Carlyle 1, 122
 Carnavon, Lord 27
 Caspar 206
 Casus foederis 170
 Cavalotti 54
 Chamberlain, Houston Stuart
 131, 132
 Chaos 112
 Christentum 113, 151, 311
 Christus, s. Jesus
 Clemenceau 1, 214, 225
 Collegio dei Salesiani 31, 33, 40
 Corridoni, Filippo 183, 191 297
 „Corriere della Sera“ 299
 Costa, Andrea de 3
 Crispi 45, 48, 54
 „Critica Sociale“ 145
 Curzon, Lady 49
 –, Lord 49, 66
- Dante 38, 285
 Darwin 112
 Daudet, Leon 262
 Deutsche Literatur 68
 –, kritische Studien über 120
 – Philosophie 77
 Deutscher Block 175
- Deutschland 130, 172, 214,
 250, 322
 — tum 129
 Dies sacri natalis 35
 Diktatur 202
 — des Proletariats 86, 200, 249
 Doré, Gustav 38
 Dovia 5
 Dschingiskhan 21
 Duce 35, 87, 261, 264, 266, 269
 Dumas 124
 Düse, Eleonore 259
- Edvige, s. Mussolini
 Eleaten 101
 Elisabeth v. England 21
 Engels 87
 England 54, 186, 275
- Facta 295, 302
 Faenza 33
 Faschismus 17, 167, 248,
 208, 203, 267, 269, 278, 286
 –, Verhältnis z. Staate 273
 Faschisten 251, 252, 257, 266
 Fasci di combattimento 184,
 230
 Ferrero, Guglielmo 283
 Feudalismus 166, 322
 Fiume 238, 204
 Forli 32, 137
 Forlimpopoli 45
 Frank, Abgeordneter 174

- Frankreich 175, 186, 214, 261
 Franz Ferdinand 169
 – Joseph 117, 169
 Freimaurerei 42, 156, 157
 Friaul 105
- Garibaldi 53, 260
 Gasparotto 208
 Generalstreik 96, 151, 289
 „Gerarchia“ 102, 273
 Geschichte d. Philosophie 122
 Giolitti 144, 185, 233, 251
 „Giovinezza“ 2 58
 Gobineau 131
 Goethe 8, 14, 81
 Gorki, Maxim 63
 Gott 43
 Görz 197
 Griechen 101
- Heine 220
 Heraklit 161
 Herzen, Alexander 83
 Hierarchie 163, 270, 272
 Hugo, Victor 30
 Huss, Johann 122
- Imperialismus, italienischer 278
 Internationale, Idee der 10
 Internationalismus u. Nation 126
 Internationale, dritte 233
 Interventionisten 223
 Isonzo 192
 Italianisierung 133
 Jaurès, Jean 76, 285
- Javorzek 192
 Jesus 43, 77, 79, n3
- Kapitol 2
 Karfreit s. Caporetto
 Karst 196
 Katholizismus 42
 Kemal Pascha 292
 Kerensky 86
 Klassenkampf 137, 155
 Klerus u. klerikale Partei. 42, 127, 271
 Klop stock 120
 Kongress in Ancona 157
 — in Mailand 144
 — in Rom 279
 König v. Italien 200, 296, 302
 Kreml 2, 87
 Krieg 180
 Kriegsministerium 29
 Kriegstagebuch, Mussolinis 191, 193, 208
 Krieg und Sozialismus 175
 Kuk 192
 Kulischkoff, Anna 139, 145, 155, 178, 207
- „La Lotta di Classe“ 13, 52, 137, 141
 Landru 225
 Lassalle 83
 Lausanne 56
 Lenin 2, 86, 232, 249, 250, 264
 Leninismus 205
 „Il Leonardo“ 130
 Leopardi, Giacomo 245

- Liebknecht 83, 285
 Lloyd George 1, 214
 Luzern 58, 88
 Libyen, Expedition nach 144,
 148, 151
- Machiavelli 100, 101, 205
 Maffia 190
 Marani, Silvio 10
 Marinetti 130
 Martini, Ferdinando 171
 Marx, Karl 51, 60, 83, 87,
 183, 289, 290
 Marxismus 142, 166
 Materialismus 1
 Matteotti 267, 284
 Mazzini 52, 183
 Medici, Katharina von 140
 „Messias“ s. Klopstock
 Michel, Luise 121
 Michelangelo 282
 Milite Ignoto s. Unbekannter
 Soldat
 Milton 120
 Mommsen, Theodor 277
 Mussolini, Alessandro 4, 5, 23,
 31, 56.
 -, Arnaldo 10, 15, 19, 32, 48,
 301
 -, Benito 2 u. ff.
 -, Signora Rosa 5, 6, 36, 56, 73
- Napoleon 179
 Narcisa 23, 24
 Nationalökonomie 51
 Negri, Ada 213
 Neutralität Italiens 172
- Nietzsche, Friedrich 77, 79,
 101, in, 112, 14, 155, 193,
 248, 262, 266
 Nitti 237, 243, 289
- Oligarchie 262
 Opposition, parlamentarische
 148
 Orlando 208
 Österreich 135, 154, 169,
 170, 175, 214, 250
- Palazzo Chigi 27, 67
 Papini 130
 Pareto, Vilfredo 73, 167, 224
 Pascoli 123
 Pestalozzi 59
 Philosophie der Gewalt 111
 Piave 213
 Platen 121
 Plato 140
 Poincaré 66
 „Il Popolo“ 120, 123, 124
 „Popolo d'Italia“ 15, 47, 69,
 71, 179, 208, 277
 Porro, General 172
 Predappio 3
 Prezzolini 130
 Proletariat, österr. 133
 Proletarier 162
 „Il Proletario“ 98
 Proudhon 51, 83
- Rafael 282
 Realpolitik 186
 Realschule 186
 Reformsozialisten 52, 164

- Regierungsprogramm 159
 Reiner 131
 Religion 41, 42
 Renaissance 54, 136
 Republik 57
 Republikaner 271
 Revolution 148
 Rom 33, 41, 44
 Romagna 4, 5.
 Rom und Revolution 292
 Rossato, Arturo 8
 Rosso, Medardo 52
 Ruskin, John 167
 Russen und Russinnen 75
 Russische Revolution 176
 Russland (s. auch Sowjetruss-
 land) 84, 175, 186, 214, 262

 Saint-Simon 21
 San Giuliano, di 172
 Sansculotten 167
 Sarfatti, Roberto 212
 Savonarola, Girolamo 155
 Schiller 120, 316
 Schopenhauer 79, 101
 Schweiz 56, 276
 „Il Secolo“ 56, 58
 Serbien 175
 –, Ultimatum an 169
 Sette, Aldo 258
 Shakespeare 265
 Slowenen-Kroaten 215
 Sokrates 160
 Sorel, George 72, 266
 Sowjetregierung 86
 – russland 81

 Sozialismus 50, 77, 86, 127,
 140, 141
 Stirner, Max 101, 111
 Sulla 21

 Tacitus 41
 Teil, Wilhelm 61
 – –, die Frauengestalten
 in Schillers 120
 „Times“ 27
 Tolmezzo 108
 Tolstoische Utopie 17
 Trentino, veduto da un sociali-
 sta 129
 Treves, Claudio 146, 155, 206
 Trient 117
 Trotzki 249, 250
 Turati, Filippo 129, 139, 146,
 164, 205
 Türk 111
 Türkischer Nationalismus 247
 Tutankamen 27

 Udine 292
 Übermensch 112, 272
 Unbekannte Soldat 1, 34
 Utopia 116, 272

 Vaihinger 262
 Valona 252
 Vandervelde 76, 205
 Varona di Costa 3
 Vaterland 96
 Vatikan 282
 Villehardouin 21
 Verdi, Giuseppe 46

NAMEN- UND SACHREGISTER

- Vereinigte Staaten Europas 214
La Voce 130
Völkerverständigung, Idee
 der I
Volksabstimmungen 139
Vorwärts 183
Vrzig 192
Wagner 293
Wahlrecht, Erweiterung 140
Weltkrieg 1, 92, 130, 203
Wiener Ballplatz 172
Wille zur Macht in, 112
Wilson, Präsident 214, 215, 264
Wirtschaftsdiktatur in Russ-
 land 262
Woltmann 131
Wyss, Dr., Abg. v. Genf 97
Yverdon 57, 58
Zar und Zarin 83
Zibordi 52

Im gleichen Verlag erschienen ferner

HENRY FORD

Mein Leben und Werk. Einzig autorisierte Ausgabe. Deutsch von Curt und Marguerite Thesing. Geheftet . Rm. 6.—
In Halbleinen Rm. 8.—
In Ganzleinen Rm. 9.—
In Halbledr. Rm. 12.50
In Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet.

Dieses Buch müßte, wie sich ein führender deutscher Industrieller äußerte, jeder deutsche Leiter eines Betriebes lesen und auf seinem Schreibtisch liegen haben.
Reichsverband der Deutschen Industrie, Berlin.

Ein Buch, das der deutsche Kaufmann, vor allem der industrielle Nachwuchs, lesen sollte. Berliner Tageblatt.

Unwillkürlich wünschte man, daß deutsche Unternehmer bei Ford in die Lehre gingen und sich mit seinen Grundsätzen vertraut machten. Vorwärts.

Von diesem Werk erschien auch eine
Volksausgabe.

Steifkartoniert Rm. 3.—

HENRY FORD

Das Große Heute — Das Größere Morgen. Einzig autorisierte Ausgabe. Deutsch von Curt und Marguerite Thesing. 1. bis 30. Auflage. Geheftet . . . Rm. 6.—
In Ganzleinen Rm. 9.—
In Halbleder Rm. 12.50

Der Name Ford wurde zu einem Programm. Er und seine Organisation sind heute über jeden Vergleich hinausgewachsen. Was ist auch alles seit dem Zeitpunkte der Niederschrift des ersten Buches geschehen, und in welchem Rasetempo haben sich die Fordbetriebe weiter entwickelt! „Die Zukunft liegt nicht in einer Automatisierung der Welt. Wir leben nicht in einem Maschinenzeitalter, sondern in einem Zeitalter, da es möglich ist, Kraft und Maschine im Dienste der Allgemeinheit und gleichzeitig zu persönlichem Nutzen zu verwenden.“

Technischer Anzeiger.

Fords Darstellung ist interessanter als alle kaufmännischen Lehrbücher, und es lehrt mehr, weil es aus der Praxis schöpft. Deutsche Presse.

Wie der erste Band „Mein Leben und Werk“ lebhaften Beifall und außerordentliche Beachtung fand, so geht es auch dem neuen Buche und es verdient es noch mehr. Hannoverscher Kurier.

Ausführliche Verzeichnisse stehen gern zu Diensten.

PAUL LIST VERLAG LEIPZIG

Im gleichen Verlag erschienen ferner:

FREIHERR VON ECKARDSTEIN

Lebenserinnerungen und politische Denkwürdigkeiten. Zwei Bände. Band I in Halbleinen Rm. 8.—
Band II in Halbleinen . . . Rm. 9.—
In Halbleder, vom Autor gezeichnet, beide Bände. . Rm. 33.50

Die Isolierung Deutschlands. (III. Band der Erinnerungen und politischen Denkwürdigkeiten). In Halbl. . Rm. 6.—
In Halbleder Rm. 12.50

Ein Buch von größtem historisch-politischem u. anekdotischen Interesse. Kreuzzeitung

OTTMAR VON MOHL

Fünfzig Jahre Reichsdienst. In Halbleinen Rm. 7.—

Man kann sich kaum ein Werk denken, das die Memoiren der Großen besser ergänzt und vieles verständlicher macht, was sich in unseren Beziehungen zum Auslande entwickelt hat. Neue Leipziger Zeitung.

Ägypten. (2. Band der „Fünfzig Jahre Reichsdienst“). In Halbleinen Rm. 7.—
Das maßgebende wirtschaftlich-politische Werk über Ägypten.

JOSEF GRAF STÜRCKH

Im großen deutschen Hauptquartier. In Halbleinen Rm. 5.—

Ein geschichtliches Erinnerungswerk bedeutenden Formats.

Politische und militärische Erinnerungen aus meinem Leben. In Halbleinen Rm. 8.—
In Halbleinen auf holzfreiem Papier Rm. 9.—

Das wichtigste österreichische Memoirenwerk

WOODROW WILSON

Memoiren und Dokumente über den Vertrag von Versailles. ANNO MCMXIX.

Herausgegeben von R. St. Baker. 3 Bde.

In Halbleinen je Rm. 5.—

Gestützt auf das Quellenmaterial der amerikanischen Regierung.

Das wichtigste von all den hundert Memoirenbüchern beider Erdteile. 8-Uhr-Abendblatt, Berlin, Natztg.

LLOYD GEORGE

Ist wirklich Friede? Ins Deutsche übersetzt und eingel. vom Reichsaußenminister a. D. Dr. W. Simons. Geheftet Rm. 3.50
In Halbleinen gebunden . . Rm. 4.50
In Ganzleinen gebunden . . Rm. 5.50

Eine scharfgeschliffene Waffe gegen den Versailler Diktatfrieden.

Ausführliche Verzeichnisse stehen gern zu Diensten.

PAUL LIST VERLAG LEIPZIG